

**Aufbau und Nutzen von Sozialkapital in gemeinnützigen  
Gesundheitsorganisationen:  
Meinungsbildung, Entscheidungswege, Zusammenarbeit und  
Effekte am Beispiel der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS**

Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
der Gesundheitswissenschaften  
Doctor of Public Health (DrPH)  
der Fakultät für Gesundheitswissenschaften  
der Universität Bielefeld

Vorgelegt von  
Dipl.-Kfm. Christoph Düring

Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Badura, Bielefeld

Zweitgutachter: Prof. Dr. Thomas Küchler, Kiel

Bielefeld / Bad Segeberg, März 2017

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier DIN ISO 9706

## **Dank und Widmung**

Ich danke meinem Betreuer und Gutachter **Prof. Dr. Bernhard Badura** für die Begleitung dieses Forschungsvorhabens. Er hat meine Idee von Anfang an unterstützt und sie mit Wohlwollen begleitet. Ich danke ihm besonders für die Schulung meines Blicks auf gesundheitswissenschaftliche und gesundheitssoziologische Fragestellungen.

Mein Gutachter **Prof. Dr. Thomas Kuchler** hat mir mit seinen Erfahrungen in der Patientenarbeit und seinen Forschungen zur Lebensqualität onkologischer Patienten zusätzliche Blickwinkel aufgezeigt und ebenfalls zur Fokussierung dieses Forschungsvorhabens beigetragen.

Herrn **Prof. Dr. Dr. Thomas Gerlinger** bin ich für die Begleitung des Vorhabens als Mitglied der Prüfungskommission dankbar.

Die umfangreiche qualitative Studie war nur mit entsprechender Unterstützung ‚vor Ort‘ möglich. In der Vorbereitung meiner Forschungsreise an drei Standorte der ACS in den USA war die Unterstützung von **Darnelle Bernier** von unschätzbarem Wert, in New York gilt mein besonderer Dank **Kristina Thomson**. Allen Interviewpartnern im professionellen und ehrenamtlichen Bereich bin ich für die Bereitschaft zum Interview und die offene Aufnahme dankbar; viele haben ihr umfangreiches Reise- und Besprechungsprogramm an meine Anwesenheit angepasst, dies gilt bis in die nationale Leitungsebene von Board und Geschäftsführung.

Die Teilnahme am Promotionsstudiengang in Bielefeld war inspirierend und motivierend, ich danke allen Lehrenden und meinen Kommilitoninnen und Kommilitonen. Meiner Studienkollegin **DrPH Anne Fitzgerald** danke ich für viele fachliche Diskussionen.

Die umfangreiche Transkription und Textarbeit hat **Beatrix Osterkamp** übernommen. Für vielfältige Unterstützung möchte ich **Gerdi Wagner** und **Anette Haas** danken.

Besonders danke ich meiner Familie: **Andrea** und unseren Kindern **Sarah** und **Theo**.

Ich widme diese Arbeit meinen Eltern **Elfriede** und **Willi Düring**.

## **Zusammenfassung**

In der Literatur finden sich umfangreiche Verbändetheorien und empirische Arbeiten, die Verbände aus juristischer, betriebswirtschaftlicher und organisationssoziologischer Sicht betrachten.

Der Diskurs über die Bildung von Sozialkapital in Verbänden hat seit den Begriffsfokussierungen von Coleman und Bourdieu sowie der auf die Arbeiten Putnams und Fukuyamas folgenden Diskussion einen festen Platz in der wissenschaftlichen Rezeption. Viele Untersuchungen machen die negative Entwicklung von Sozialkapital insbesondere an rückläufigen Mitgliedschaften in Verbänden fest. Die vorliegende Arbeit zeigt mit einer detaillierten qualitativen Innensicht der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS, dass ein Verband im Gesundheitswesen einen Fächer von Angeboten aus Information, Hilfe, Forschungsförderung und Lobby anbieten kann und dabei die Einbindung von Betroffenen und Angehörigen möglich ist. Die Arbeit kommt zu dem Schluss, dass umfangreiches Sozialkapital abseits klassischer Verbandsformen gebildet und ausgebaut werden kann.

Anhand der Dimensionen Netzwerk-, Führungs- und Wertekapital wird die Bildung von Sozialkapital aufgezeigt und bewertet. Die Arbeit fokussiert auf die Meso-Ebene und weist nach, dass Verbände in einer Mittlerposition zwischen Individuum (Mikroebene) und Gesellschaft (Makroebene) eine wichtige und tragende Rolle übernehmen können. Dabei ist der Untersuchungsgegenstand weder ‚klassischer Verband‘ noch ein ‚tertiärer Verband‘ (wie eine mitgliederlose NGO/NPO), noch eine Selbsthilfeorganisation.

Da die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS sich in kompetitivem Umfeld bewegt, wird bei der Frage der Übertragbarkeit von Erkenntnissen aus den USA auf Deutschland stereotyp auf einen gründungsbedingten ‚american exceptionalism‘ rekurriert. Diese Arbeit kommt zu dem Schluss, dass die erfolgreiche Umsetzung der Strategie der Einbindung von Krebsbetroffenen und Angehörigen eher eine Managemententscheidung als ein kultureller Sonderweg ist. Viele Ansätze sind daher auch in außeramerikanischen Zusammenhängen umsetzbar.

## **Hinweise**

Zur Vereinfachung wird nur die männliche Sprachform gewählt. Diese wird hier als geschlechtsneutrale Formulierung verstanden, es sind also in jedem Fall – außer bei ausdrücklichem Hinweis - immer alle Geschlechter gemeint.

Die Arbeit ist in der neuen Rechtschreibung verfasst. Wörtliche Quellen sind immer im Original angegeben, Passagen können also auch Elemente der alten Rechtschreibung enthalten.

## I. Inhaltsverzeichnis

1. Hintergrund der Arbeit, Public-Health-Relevanz und Kapitelbeschreibung	1
1.1. Forschungsinteresse aus der praktischen Verbands- und Selbsthilfearbeit	1
1.2. Zweck der Studie und zentrale Fragen	3
1.3. Krebs als mittelbarer Untersuchungsgegenstand	4
1.4. Public Health Relevanz	8
1.5. Kapitelbeschreibung / Aufbau der Arbeit	12
2. Theoretischer Rahmen	14
2.1. Typologisierung von Verbänden	15
2.1.01. Juristisch: Vereine und Verbände	18
2.1.02. Betriebswirtschaftlich: NPO und Erwerbswirtschaft	19
2.1.03. Ausrichtung und Charakter: NGO und Verbände	21
2.1.04. Neue Verbandsformen	24
2.2. Perspektiven der Verbändeforschung	26
2.2.01. Korporatismus	26
2.2.02. Gruppentheorie und Pluralismus	28
2.2.03. Neokorporatismus	30
2.2.04. Demokratietheorie	31
2.2.05. Systemtheorie	32
2.2.06. Dritte-Sektor-Forschung	34
2.2.07. Organisationssoziologie	35
2.2.08. Prinzipal-Agent-Theorie	36
2.2.09. Neue Politische Ökonomie	37
2.2.10. Konflikttheorie	38
2.2.11. Politiknetzwerke	40
2.3. Gesundheitssoziologie	40
2.4. Salutogenese und Prävention	42
2.5. Sozialkapital	44
2.5.01. Gesellschaftliche Perspektive	45
2.5.02. Soziologische Perspektive	46
2.5.03. Vernetzung und Bürgergesellschaft	47
2.5.04. Kulturelle Vernetzung	51
2.5.05. Vertrauen und Werte	53
2.5.06. Gruppen und ihr Zusammenhalt	57
2.5.07. Diskussion des Sozialkapitalansatzes und Verwendung in diesem Forschungsvorhaben	59
3. Stand der Forschung	62
3.1. Gesundheitssysteme	62
3.1.01. Deutschland	63
3.1.02. USA	65
3.2. Gesundheitspolitik	67
3.2.01. Deutschland	69
3.2.02. USA	70
3.3. Verbände und Gesellschaft: Wirken und Nutzen	71
3.3.01. Zivilgesellschafts- und Bürgergesellschaftsdiskurs	72

3.3.02.	Einbindung von Ehrenamtlichen und Betroffenen	76
3.3.03.	Einflussmöglichkeiten	80
3.3.04.	Die Rolle von Selbsthilfe und Angehörigen	83
3.3.05.	Information und Beratung	86
3.3.06.	Politikvermittlung	88
3.3.07.	Interessenvermittlung und – formierung, Lobbying	90
3.3.08.	Teilhabe an der Willensbildung: Steuerung Bottom up oder Top Down	92
3.3.09.	Selbstregulierung subsidiärer Systeme	94
3.4.	Andere Fallstudien, Literaturrecherche	97
3.5.	Fazit der Kapitel 2 und 3	98
4.	Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen	99
4.1.	Darstellung des Untersuchungsgegenstandes	99
4.2.	Gemeinnützigkeitsrecht in den USA: § 501.c3 und § 501.c4 Internal Revenue Code	103
4.3.	Eingruppierung des Forschungsgegenstandes	104
4.4.	Forschungsfragen	105
5.	Methodenansätze, Methodenauswahl und Hypothesentestung	106
5.1.	Methoden in der Organisationsforschung	107
5.2.	Untersuchungsdesign	109
5.3.	Methodenauswahl	111
5.3.01.	Interview	112
5.3.02.	Dokumentenanalyse	114
5.3.03.	Beobachtung	115
5.4.	Auswahltrichter und Auswahl der Interviewpartner	116
5.5.	Praktische Durchführung der Untersuchung	119
5.5.01.	Erstellung des Leitfadens	120
5.5.02.	Ablauf vor Ort	122
5.5.03.	Restriktionen	124
5.6.	Begründung für einen qualitativen Hypothesentest, Aufstellung der Hypothesen	126
5.7.	Erwartbare Ergebnisse	129
5.8.	Vorgehen in der Auswertung	130
6.	Ergebnisse	136
6.1.	Felderfahrungen	137
6.2.	Beschreibung der Untersuchungsgruppen	138
6.3.	Exemplarische Ehrenamt-Lebensläufe	139
6.3.01.	Übernahme von ehrenamtlicher Leitung	141
6.3.02.	Ehrenamt als Lebensaufgabe	143
6.3.03.	Ehrenamt verknüpft mit eigenen Lebensbezügen	145
6.3.04.	Jugendliches Engagement	147
6.3.05.	Seniorenengagement	148
6.3.06.	Wechsel zwischen Ehren- und Hauptamt	148
6.3.07.	Temporäre Mitarbeit	149
6.4.	Mission, Mission Statement, Vertrauen in Institutionen	150

6.5. Gesundheitsziele durch Institutionen	153
6.6. Trennung in Non-Profit und Lobby	155
6.7. Werte, Regeln und Meinungsbildung	158
6.8. Einbeziehung und Teilhabe	161
6.9. Institutionelle Umsetzung und ‚Social Contracting‘	164
6.10. Exkurs: „Obama Care“: Ein Verband stößt an seine Lobbygrenzen	168
6.11. Exkurs: „Tabu Krebs“: Darf über eine Krebserkrankung gesprochen werden?	170
7. Diskussion	171
7.1. Validität der Forschungsdaten	171
7.2. Kulturelle Aspekte in der Organisationsentwicklung	174
7.3. ACS Organisationsform und Managementmethode	175
7.4. ACS-Modell Top-down/Bottom-up	176
7.5. Bildung von Sozialkapital	177
7.6. Beantwortung der Forschungsfragen	179
8. Schlußbetrachtung	181
8.1. Fragestellung und Methodik	181
8.2. Übertragbarkeit der Ergebnisse	182
8.3. Handlungsempfehlungen	184
8.4. Weitere Forschungsfragen	187
I. Verzeichnis der Abkürzungen	
II. Verzeichnis der Tabellen	
III. Verzeichnis der Grafiken und Schaubilder	
IV. Interviewleitfaden	
V. Transkriptionsregeln	
VI. Extraktionstabelle der Interviewergebnisse	
i. inhaltliche Kausalitäten	
ii. Zugehörigkeit zu der Institution	
VII. Literaturverzeichnis	
VIII. Eidesstattliche Erklärung	



## **1. Hintergrund der Arbeit, Public-Health-Relevanz und Kapitelbeschreibung**

### **1.1 Forschungsinteresse aus der praktischen Verbands- und Selbsthilfearbeit**

2004 hatte ich zum ersten Mal die Gelegenheit, die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS in Kalifornien zu besuchen, um dort an einem internationalen Planungstreffen und einer Fundraising-, PR- und Kampagnenveranstaltung teilzunehmen. Zu der Zeit war ich seit vier Jahren Geschäftsführer der Schleswig-Holsteinischen Krebsgesellschaft e.V. in Kiel, einem 1953 gegründeten Landesverband der Deutschen Krebsgesellschaft e.V. Die Kernfragen meiner Arbeit waren, wie man die 300 institutionellen und persönlichen Mitglieder besser vernetzen und den öffentlichen Auftritt präzisieren könnte, um die Ziele des Verbandes in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken, neue Fördergelder und Projekte zu akquirieren, mehr Beratungskompetenzen aufzubauen und eine sicht- und hörbare Institution in der (gesundheits)politischen Öffentlichkeit zu werden.

Die Projektarbeit und der Außenauftritt, den ich von der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS in Kalifornien wahrnahm, sprachen mich an. Anscheinend war die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS in der Lage, die Arbeit mehrerer Regionalbüros, hauptamtlicher Personen und umfangreicher ehrenamtlich Engagierten zusammenzuführen und ein einheitliches öffentliches Bild zu liefern. Die Amerikanische Krebsgesellschaft existiert seit 1913. Die Einbindung von Ehrenamtlichen und Betroffenen wurde von den amerikanischen Kollegen häufig als Schlüsselfaktor genannt, daneben versteht sich die Amerikanische Krebsgesellschaft jedoch ebenfalls als onkologische Fachgesellschaft: Sie ist auf dem Gebiet der Onkologie nach öffentlichen Stellen zweitgrößter wissenschaftlicher Förderer. Über ihre Tochterorganisation ACS-CAN (Cancer Action Network) betreibt die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS eine umfangreiche strukturierte Lobbyarbeit.

Viele der eingesetzten Vorgehensweisen und Projektkonzepte schienen mir für Deutschland übertragbar. Zurück in Schleswig-Holstein habe ich das ACS-Projekt „Relay for Life“ unter dem (Marken-)Namen „Lauf ins Leben“ adaptiert und als Projekt und Kampagne in Schleswig-Holstein eingeführt. Dieses Projekt zielt darauf ab, das Tabuthema Krebs in das öffentliche Bewusstsein zu rücken, unterstützt Betroffene

durch Gemeinschaftserleben und praktische Unterstützung und ist in der Einbindung von Ehrenamtlichen sehr erfolgreich.

Zwar ließ sich das Projekt umsetzen und etablieren und hat zu einer hohen Visibilität der Schleswig-Holsteinischen Krebsgesellschaft, einer guten Einbindung von Betroffenen und Ehrenamtlichen sowie zu einer deutlichen Mittelsteigerung geführt. Doch die Widerstände auf Länder- und Bundesebene der Deutschen Krebsgesellschaft gegen das in Schleswig-Holstein eingeführte Musterprojekt zeigten, dass es erhebliche Bedenken gegen die Adaption eines im Ausland erfolgreichen Projektes gab. Die Begründungen waren stereotyp, entweder mit der Gesellschaftsform in den USA oder mit Ablehnung der Übernahme strukturierter Projekte begründet. Aus dem Kreis der Kolleginnen und Kollegen wurde bezweifelt, dass man Ehrenamtsarbeit in dieser Form in Projekte einbringen könnte.

In meiner praktischen leitenden Tätigkeit konnte ich viele Impulse in der Unterstützung und Einbindung von Krebsbetroffenen, Angehörigen sowie in der Einbindung von Ehrenamtlichen einbringen. Über die Jahre ist es mir gelungen, die Verbandsarbeit deutlich zu akzentuieren und viele neue Angebote zu schaffen, wie sechs Beratungsstützpunkte für Betroffene und deren Angehörige, palliative Pflegekurse und ein Internet-Beratungsportal. Der Landesverband war damit deutlich patientenorientierter, was nicht bei allen Landesgesellschaften der Deutschen Krebsgesellschaft der Fall war.

Die offensichtlichen Erfolge der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS haben mich aber in der Folge beschäftigt. Ich begann, mich mit dem Thema ‚Sozialkapital‘ auseinanderzusetzen - der Bildung von Netzwerken, gemeinsamen Wertvorstellungen und Fragen der Führung (ausführlich dazu Kapitel 2.5) und kam zu der Vermutung, dass die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS Möglichkeiten gefunden hatte, in ihrer täglichen Verbandspraxis Sozialkapital zu bilden und damit den inneren Zusammenhalt und die Kampagnenfähigkeit zu stärken, als Lobbyorganisation gehört zu werden und darüber hinaus ein sehr erfolgreiches Fundraising zu betreiben.

So konkretisierte sich mein Forschungsinteresse, Struktur, Abläufe und Einbindung innerhalb der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS zu untersuchen und die Übertragbarkeit auf deutsche Verbände zu prüfen. Durch den regelmäßigen schriftlichen und telefonischen Austausch und zwei folgende Planungstreffen in

Großbritannien und den Niederlanden war es möglich, die Kontakte dauerhaft zu pflegen und eine umfangreiche Feldforschung vorzubereiten (ausführlich dazu Kapitel 5.5). Ende 2009 habe ich während eines privaten Forschungsaufenthaltes die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS an Standorten in New York/NY, Westchester/NJ sowie der Zentrale in Atlanta/GA besucht, Gespräche geführt, Unterlagen gesichtet und insgesamt 40 Interviews durchgeführt, davon 15 mit Ehrenamtlichen und 25 mit Hauptamtlichen.

## **1.2 Zweck der Studie und zentrale Fragen**

Im Gegensatz zu klassischer Verbändeliteratur wird ein Mangel an Studien zu NGO und dem Dritten Sektor beklagt. Viele Arbeiten bewegten sich vorrangig auf der Diskursebene, würden aber weder „[...] das Organisationsverhalten noch die Management- und Ressourcenstrukturen von NGOs [...] empirisch vergleichend [untersuchen] [...].“ Zimmer wirft sogar die Frage auf, ob diese neuen Organisationsformen sich mit dem bisher auf Verbände angewandten Instrumentarium untersuchen lassen.<sup>1</sup> Bei der Recherche zu diesem Promotionsvorhaben habe ich festgestellt, dass die Rolle von Verbänden im Gesundheitswesen und dabei insbesondere die Einbindung von Erkrankten und deren pflegende Angehörige und die interne Abstimmung zwischen Ämtern und Gremien nicht oder nicht in der beschriebenen Form untersucht wurden (weiter dazu Kapitel 3.3).

Die vorliegende Arbeit soll diese Forschungslücke schließen und die Auswirkungen der Arbeit einer NGO am Beispiel der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS mit einer detaillierten Innensicht aufzeigen. Dabei werden Verhaltensweisen von Individuen und Gruppen innerhalb der Institution betrachtet und untersucht, welche Faktoren Engagement bedingen. Es werden Aussagen über die Onkologie hinaus angestrebt, die für Verbände und Institutionen im Gesundheitswesen – auch verschiedener Gesundheitssysteme – Geltung haben können.

Diese Untersuchung ist im Kern eine soziologische Arbeit, im Sinne eines systematischen Nachdenkens über soziales Handeln und gesellschaftliche Strukturen<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> Zimmer 2001: 338 u. 345

<sup>2</sup> Rosa 2008: 153

Wie verhalten sich Individuen (Betroffene, Ehrenamtliche und Fachleute) und Gruppen in Institutionen, wie ist das Verhältnis in der Gruppe, und wie geschieht die Abstimmung untereinander?<sup>3</sup>

Offe<sup>4</sup> stellt fest, dass sozialer Wandel entweder ‚aktiv‘ durch rationale Subjekte oder ‚passiv‘ durch globale Trends entsteht; letztere seien nicht zu beeinflussen. Verbände und Organisationen haben eine Legitimationsdiskussion oder -problematik, wenn sie inhaltlich nicht richtig fundiert sind. Sie können aber durch horizontale Vernetzung Nutzen stiften. Es werden Aussagen angestrebt, unter welchen Voraussetzungen und Strukturen Verbände nicht nur subsidiäre Aufgaben von Politik und Selbstverwaltung übernehmen, sondern auch eigenständige Aufgaben definieren können. Damit ist die Transmission auf der Meso-Ebene durch Verbände und Institutionen zwischen Individuum/Mikro-Ebene und System/Makro-Ebene berührt.

Diese Arbeit untersucht die Willensbildung sowie die horizontale und vertikale Einbindung von Krebsbetroffenen und Ehrenamtlichen und analysiert, welche Mitwirkungsmöglichkeiten bestehen, welche sinnvoll wären, und wie die Mitbestimmung legitimiert ist. Die zentrale Frage lautet also, ob und auf welche Weise die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS Sozialkapital bildet, und wie das Sozialkapital zum Erfolg der Organisation beiträgt. Die Forschungsfragen werden in Kapitel 4.4 konkretisiert.

### **1.3 Krebs als mittelbarer Untersuchungsgegenstand**

Das Erkranken an Krebs – hier als Sammelbegriff für sämtliche Krebserkrankungen – und der Umgang mit der Erkrankung haben verschiedene Sichten. Neben der individuellen Erkrankung an sich und dem Umgang damit kennzeichnet gerade diese Erkrankung den Wandel von Bildern für Erkrankten und Gesunden.<sup>5</sup> Einerseits hat dies mit dem rasanten medizinischen Fortschritt zu tun: War es anfangs schwierig, überhaupt eine Krebsdiagnose zu stellen, ergab sich danach das Problem der fehlenden oder sehr beschränkten Heilungsmöglichkeiten. Damit erhielt die Erkrankung über die Jahre den Status einer ‚Seuche‘, der man schutzlos ausgeliefert

---

<sup>3</sup> Minkenberg 2008: 153

<sup>4</sup> Offe 2002: 65

<sup>5</sup> Sontag 2005: 39, 45, 104

ist, der man nicht entrinnen konnte, oder über die man nicht sprechen durfte.

Bei der Untersuchung eines Verbandes, der sich als die ‚Leading Organization‘ im Bereich Onkologie positioniert hat (siehe Kapitel 4.1), ist Krebs als mittelbarer Untersuchungsgegenstand mit zu betrachten. Susan Sontag weist schon in der Erstausgabe von ‚Krebs als Metapher‘<sup>6</sup> darauf hin, dass die Krebserkrankung die Tuberkulose als mysteriöses Leiden abgelöst hat. Wenn auch erhebliche Fortschritte in der Medizin gemacht wurden, hat dieses Tabuthema doch in bestimmten Zusammenhängen nichts von seiner Brisanz verloren.<sup>7</sup> In den qualitativen Interviews habe ich daher abgefragt, ob Krebs ein Tabu ist. In jedem Fall hat die Erkrankung massive Auswirkungen für Patienten und das gesamte Umfeld. Sontag schreibt ausdrücklich von einer Mythologie, nach der anhaltende Gefühlsunterdrückung die Entstehung von Krebs begünstigt.<sup>8</sup> Auch wenn dafür keine belastbare Studie vorliegt, existiert doch unter Patienten und auch Therapeuten der Begriff ‚Krebspersönlichkeit.‘ Die sinn-,lose‘ Erkrankung soll dadurch einen Sinn bekommen. Eventuell scheint die Erkrankung dann durch ‚Anerkennung der eigenen Lebensgeschichte‘ besser bewältigbar zu sein.<sup>9</sup>

Die vielfachen Probleme – sozialer Art, aber auch Ängste, Verluste, Selbst-/Fremdbildwahrnehmungen, insgesamt unter dem Begriff Psychosoziale Probleme subsummiert – berühren die Arbeit von Selbsthilfe und Verbänden in diesem Sektor. Die Lebensverlängerung durch Medizin führt zu einem neuen Bündel an Problemen, die alle Bereiche berühren, sowohl die Zusammenarbeit zwischen Arzt und Patient (compliance), als auch Krankheitsumgang und –verarbeitung (coping).<sup>10</sup> Badura weist mit Strauss/Corbin auf die Krankheitsbewältigung als sozialen Prozess hin: „Für Strauss und Corbin ist Krankheitsbewältigung ein sozialer, d. h. in der Regel durch Mitmenschen (Experten und/oder Laien) begleiteter, unterstützter oder erschwerter Vorgang“.<sup>11</sup> Fragen der Bewältigung und der Unterstützung müssen dabei dauernd und neu aufgeworfen und beantwortet werden, ich charakterisiere mit Bezug auf Schaeffer und Moers eine Krebserkrankung als chronische Krankheit, die viele bis alle

<sup>6</sup> Sontag 2005 (Erstausgabe 1978): 10

<sup>7</sup> Mukherjee, Schaden 2012 „Der König aller Krankheiten“ oder die umfangreiche Selbsterfahrungs- und Selbsthilfeliteratur

<sup>8</sup> Sontag 2005: 23

<sup>9</sup> Thielking-Wagner 2006: 55; aktuell DiFonzo, Robinson et al. 2012: 1099 ff

<sup>10</sup> Eckart 1994: 316

<sup>11</sup> Badura 1994:264 f.

Lebensbereiche tangiert.<sup>12</sup> Badura führt dazu aus: „Chronische Krankheiten sind medizinisch definiert durch die (gegenwärtige) Unheilbarkeit und ihre oft nur bedingt kontrollierbare Progredienz. Der Verlauf chronischer Krankheiten ist meist ungewiss, ihre Konsequenzen für die Lebensführung und Lebensplanung weitreichend. Ihre Bewältigung setzt – [...] – ein gut kooperierendes Team, bestehend u. a. aus Ärzten, Pflegekräften, Physiotherapeuten, Sozialwissenschaftlern, Ernährungsexperten voraus, und die aktive Mitarbeit der Erkrankten bei der Behandlung, insbesondere aber bei der gesundheitsförderlichen Anpassung von Lebensbedingungen und Verhalten.“<sup>13</sup>

All dies hatte und hat – obwohl die Therapiemöglichkeiten und -optionen gestiegen sind und weiter steigen – massiven Einfluss auf den Umgang mit der Erkrankung:

- in der Wahrnehmung der Patienten und in ihrem individuellen Umgang damit,
- in der Betrachtung und Begleitung durch und von Angehörigen eben dieser Patienten,
- in der öffentlichen Behandlung der Erkrankung als eine Art Tabu,
- in einer sehr verzerrten Wahrnehmung der betroffenen Bevölkerungsgruppen<sup>14</sup>,
- in einer breiten Unkenntnis und Ignoranz über Präventions- und Früherkennungsmaßnahmen sowie
- über aktuelle Therapiemöglichkeiten und -standards (Behandlungsleitlinien), darüber hinaus
- im Umgang des Gesundheitssystems mit Betroffenen, sowohl durch behandelnde Ärzte, Kliniken, Rehabilitationseinrichtungen<sup>15</sup> und Sozialversicherungsträger, daneben
- im Umgang der Arbeitgeber und der Gesellschaft mit den Betroffenen.

---

<sup>12</sup> Schaeffer, Moers 2004: 26 ff.

<sup>13</sup> Badura 1994: 264

<sup>14</sup> Der Registerbericht des Instituts für Krebs epidemiologie Schleswig-Holstein e.V. (2012) weist ca. 18.000 Neuerkrankungen bei 2,8 Mio. Einwohnern in 2009 aus. Das Durchschnittsalter bei Ersterkrankung betrug bei Männern 69, bei Frauen 68 Jahre, während die Wahrnehmung der Bevölkerung eine ganz andere war: Die von der (Boulevard-)Öffentlichkeit besonders beachtete Gruppe der erkrankten Kinder und Jugendlichen lag mit absolut unter 100 Fällen in einem sehr geringen Bereich.

<sup>15</sup> Die Inanspruchnahme stationärer onkologischer Rehabilitation liegt bei nur ca. 10 % der Ersterkrankten; Dellbrück 2004: 25

- Obwohl Krebs epidemiologisch eine Alterserkrankung ist und die Gruppe der über 60 Jahre alten Menschen in den nächsten 25 Jahren je nach Region allein in Schleswig-Holstein zwischen 60 und 100% wächst,<sup>16</sup> findet kaum eine Debatte statt, mit welchen Strukturen und Maßnahmen man diesem absehbaren Problem begegnen will.

In Deutschland kann von 486.000 Neuerkrankungen im Jahr ausgegangen werden,<sup>17</sup> 200.000 Menschen sterben an Krebs.<sup>18</sup> Europaweit sind jährlich fast 2,8 Mio. Neuerkrankte zu verzeichnen, gleichzeitig sterben 1,0 Mio. Menschen jährlich an Krebs. Sancho-Garnier et al. halten fest: „Krebserkrankungen sind die häufigste Ursache für einen vorzeitigen Tod.“<sup>19</sup>

Für die USA ergeben sich folgende Zahlen: Das National Cancer Institute der USA geht von 1,64 Mio. Neuerkrankten in 2012 aus,<sup>20</sup> ungefähr 580.000 Menschen werden daran versterben.<sup>21</sup> Ein Vergleich der häufigsten Lokalisationen in den USA<sup>22</sup> und in Deutschland<sup>23</sup> zeigt große Übereinstimmung bei den Entitäten.

Das durchschnittliche Alter bei Erstdiagnose beträgt in den USA 66 Jahre, das durchschnittliche Alter des Versterbens eines Krebspatienten liegt bei 72 Jahren.<sup>24</sup> In Deutschland liegen diese Werte bei 69 Jahren (Erstdiagnose) und 76 Jahren (Versterben Frauen) bzw. 73 Jahren (Versterben Männer).<sup>25</sup>

Die amerikanische Krebsgesellschaft ACS weist auf ethnische Unterschiede in der Bevölkerung hin: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Afroamerikaner an Krebs erkrankt, liegt höher als für einen spanisch- oder asiatisch-stämmigen Einwohner.<sup>26</sup>

Es kann festgehalten werden, dass die Inzidenz und Mortalität sowie die Hauptentitäten in OECD/Industriestaaten und insbesondere in den hier betrachteten Ländern Deutschland und USA auf gleichem Niveau liegen.<sup>27</sup> Die Grundlage für eine

---

<sup>16</sup> Duckert, Klose et al. 2008

<sup>17</sup> RKI 2012: 19; auf diesem Niveau bleibend, BMG & RKI 2017

<sup>18</sup> DKG 2009: 8

<sup>19</sup> Sancho-Garnier, Levi et al. 2006: 19

<sup>20</sup> NCI 2012: 25

<sup>21</sup> NCI 2012

<sup>22</sup> ACS 2009: 10, 25

<sup>23</sup> RKI 2012: 13

<sup>24</sup> NCI 2012

<sup>25</sup> RKI 2012: 20

<sup>26</sup> ACS 2009: 42

<sup>27</sup> OECD Staaten: Chandler 1996: 164

Vergleichbarkeit der Situation ist damit gegeben. In Kapitel 8 greife ich diesen Strang auf, um die Übertragbarkeit von Ergebnissen der Feldforschung zu bewerten.

#### **1.4 Public-Health-Relevanz**

Die vorgelegte Untersuchung hat Relevanz in den Bereichen ‚Umbruch des Gesundheitswesens‘, ‚Patientenrolle und Rollenveränderung‘, ‚Selbsthilfe‘, ‚Patientenberatung‘, ‚Anwaltschaft und Lobby‘ sowie der Beteiligung von Patienten an gesundheitspolitischen Entscheidungen.

Das Gesundheitswesen ist sowohl in Deutschland als auch in den USA im Umbruch. Die demografische Entwicklung greift ebenso wie eine Verschiebung der Erkrankungsbilder; so wird Krebs zusammen mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen die Haupttodesursache in den OECD-Staaten ausmachen; bereits jetzt ist Krebs führende Todesursache vor Vollendung des 65. Lebensjahres in 28 von 53 OECD-Mitgliedsstaaten.<sup>28</sup>

Die Verläufe bei Krebs werden zunehmend chronischer, Therapie und Nachsorge sowie Begleitung bekommen damit andere Rollen und Gewichte. Patienten finden sich immer weniger mit einer passiven Rolle ab, sondern wollen über Diagnose, Therapie und Verfahren informiert sein und beteiligt werden. Die bisherige paternalistische Vorgehensweise in Diagnose und Therapie und das Ungleichgewicht dabei werden infrage gestellt. Ebenso wird die von Ärzten für sich reklamierte ‚Patientenführung‘ durch alle Phasen der Erkrankung bezweifelt. Gleichzeitig ‚raubt‘ die Erkrankung durch eine umfassende Schädigung häufig alle Kräfte des Patienten.<sup>29</sup> Es entsteht ein Bedarf an unabhängiger Patientenberatung, Stärkung der Patientenkompetenzen und Interessenvertretung, welche mündige Patienten in Anspruch nehmen wollen.

Boeck weist darauf hin, dass Selbsthilfe neben der gegenseitigen Hilfe durch eigenständige Beratung auch eigene Ressourcen generiert.<sup>30</sup> Deppe erweitert dieses Modell um den politischen Aspekt der Selbsthilfe, bei dem es um Zusammenschluss und Interessenvertretung geht. Dieser Aspekt sei häufig vernachlässigt.<sup>31</sup> Wenn man Patienten nicht als Marktteilnehmer im Gesundheitsmarkt und Ärzte als Anbieter in

---

<sup>28</sup> WHO 2013

<sup>29</sup> Kranich 1993: 14 f.

<sup>30</sup> Boeck 1993: 58 f.

<sup>31</sup> Deppe 1987: 168 f.



diesem Markt sieht, können Ärzte keine ‚Lotsen‘ für Patienten sein, da sie Interessenvertreter sind. Nach Bandelow füllen Krankenkassen diese Rolle ebenso wenig aus.<sup>32</sup>

Zur Meinungsbildung wird die unabhängige Patientenberatung als elementar gesehen. So forderte bereits die deutsche Gesundheitsministerkonferenz 1999 die Einrichtung von unabhängigen Beratungsstellen und die Einbeziehung von Patientenvertretungen bzw. Verbraucherschutzverbänden.<sup>33</sup> Kranich sieht die Gefahr, dass die Patienten, die bisher Objekte eines paternalistischen Medizinbetriebs waren, weiter Objekte überlegener Marktteilnehmer bleiben. Gerade weil Patienten Subjekt sein wollen, sieht Kranich den Patientenschutz als so wichtig an. Nach dem Vorbild der Niederlande propagiert er einen bundesweit akzeptierten Patientenverband.<sup>34</sup> Badura weist auf die offene Frage der Repräsentativität der Patienten in solchen Vereinigungen hin.<sup>35</sup>

Eine wichtige Rolle können Verbände auf dem Gebiet der ‚Patientenkompetenz‘ übernehmen. Bopp und Nagel definieren das Konzept als „[...] de[n] Wille[n], die Kraft und die Möglichkeit des Einzelnen, sich seine eigenen Gesundheitsquellen in noch umfassenderer Weise zu erschließen.“ Dieses Konzept sei inzwischen so populär, „[...] dass Medizin und Gesundheitswesen sie wahrnehmen und in die eigenen Handlungsmodelle einbauen müssen.“<sup>36</sup> Nagel sieht hierdurch eine Klarstellung im Verhältnis des Arztes und des Patienten<sup>37</sup>. Die Autoren schreiben zur Entwicklung: Während die 60er Jahre klar vom Paternalismus geprägt waren (in der Regel erhielten Krebspatienten aufgrund der üblicherweise tödlichen Verläufe keine Diagnose), kam in den 70er Jahren das Konzept des „informed consent“ auf, das über Erkrankung, Therapien und Konsequenzen aufklärte. Die Autoren gehen aber davon aus, dass es sich nicht um einen Konsens im Sinne umfassender Information, sondern um einen Abwehrmechanismus gegen Regresse handelte. Die folgende Dekade (mit Aufkommen der Selbsthilfegruppen) sehen sie unter dem Begriff ‚der mündige Patient‘, während die 90er Jahre dem autonomen Patienten in Zusammenhang mit Patientenverbänden und Psychoonkologie die Passivität nahmen. „Im Modell des ‚shared decision making‘ –

---

<sup>32</sup> Bandelow 2004: 54

<sup>33</sup> Kranich 2002: 56

<sup>34</sup> Kranich 2002: 61-64

<sup>35</sup> Badura 2000: 39

<sup>36</sup> Bopp, Nagel, et al. 2005: 7 f.

<sup>37</sup> Bopp, Nagel, et al. 2005: 21

der gemeinsamen Entscheidungsfindung von Arzt und Patient – wird er zunehmend zum Partner des Arztes. Sein Informationsbedürfnis wächst, er möchte mitentscheiden – auf der Basis einer guten Beratung.“<sup>38</sup> Die gleiche Entwicklung sehen die Autoren bei den Selbsthilfeverbänden: Während früher die Aufklärung über Rechte und die soziale Unterstützung im Vordergrund standen, bildet nun das Thema ‚Patientenkompetenz‘ einen wichtigen Schwerpunkt der Arbeit. Die Gesundheitspolitik sei dort nicht ‚angekommen‘ und beschäftige sich vielmehr weiter mit Patientenrechten. Die Fachgesellschaften würden sich sogar nur auf die Patienteninformation konzentrieren. In diesem Sinne könne ‚Advocacy‘ die Förderung von Freiheit und Selbstbestimmung sein, auch Verbände und Institutionen könnten Berater und Lotsen im Gesundheitswesen sein. Die krankheitszentrierte Schulmedizin sei eine hochgradig schematisierte Medizin. Im Gegensatz dazu gehe es im Konzept der Patientenkompetenz immer um individuelle, ganz persönliche Entscheidungen.<sup>39</sup> Dies deckt sich wiederum mit Empfehlungen, die Patientenorientierung zum Maßstab für die Beurteilung von Reformprozessen zu machen.<sup>40</sup>

Die Besonderheit bei der Untersuchung der amerikanischen Situation<sup>41</sup> ist die heterogene Versorgungs- und Anbieterstruktur und damit die Konsumentenrolle des Patienten; dieser ‚Konsument‘ benötigt aber auch Zugang zu allen Angeboten und Informationen, um Entscheidungen treffen zu können.

Ein weitere Aspekt neben der Etablierung niederschwelliger Angebote und der Bereitstellung neutraler und nutzerfreundlicher Information ist die Bereitstellung einer anwaltschaftlichen Instanz, die im Interesse der Patienten und Nutzer agiert.<sup>42</sup> Damit könnte die zentrale Rolle von Angehörigen und Betroffenen bei der Bewältigung einer chronischen Erkrankung unterstützt und berücksichtigt werden.<sup>43</sup> Schaeffer et al. argumentieren: „Abschließend ist festzuhalten, dass zukünftig Anlaufstellen benötigt werden, die sich deutlich mehr als bisher den subjektiven Belangen von Patienten und Nutzer widmen, als Lotsen in einem intransparenten System fungieren, Finanzierungsfragen rund um Gesundheit und Krankheit klären und schließlich

---

<sup>38</sup> Bopp, Nagel, et al. 2005: 24 ff.; auch Schaeffer, Schmidt-Kaehler 2006: 11

<sup>39</sup> Bopp, Nagel, et al. 2005: 111

<sup>40</sup> Badura, Iseringhausen 2005: 10; ebenso Badura, Schellschmidt 2000: 231

<sup>41</sup> Wright 2006: 39 ff.

<sup>42</sup> Schaeffer, Dierks et al. 2005: 78 f.

<sup>43</sup> Badura, B., Feuerstein, G. 1994: 11

psychosoziale Unterstützung und Hilfestellung im Sinne von ‚Advocacy‘ leisten.“<sup>44</sup> Als Begründung wird angeführt: „Ziel der unabhängigen Patientenberatung sollte es sein, die asymmetrischen Machtverhältnisse im Leistungsgeschehen auszugleichen und interessengeleitetem Beratungshandeln auf dem Weg neutraler Information entgegenzuwirken [...]. So gesehen steht parteiliche Unterstützung der Patienten und Advocacy im Sinne anwaltschaftlicher Fürsprache [...] keineswegs im Widerspruch zum Neutralitätsgebot der Patienten- und Verbraucherberatung [...]. Festzuhalten bleibt somit, dass neutrale und unabhängige Patientenberatung ausschließlich die Interessen der Patienten verfolgen und den patientenseitigen Nutzen in den Vordergrund des Beratungshandelns stellen sollte.“<sup>45</sup>

In 1992 formulierte der Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen in seinem Jahresgutachten ein Kapitel über Patientenrechte.<sup>46</sup> Bereits die WHO-Deklaration von Alma-Ata aus dem Jahr 1978 hat Forderungen an die Gesundheitsversorgung aufgestellt hinsichtlich Zugang zum Gesundheitssystem, gleichen Gesundheitschancen, der Teilhaben der Bürger an der Definition und Umsetzung von Gesundheitsprogrammen und der sektorübergreifenden Versorgung von Patienten.<sup>47</sup>

Wenn aber 84 Prozent der Bevölkerung in Deutschland in einer Umfrage angeben, auf gesundheitspolitische Entscheidungen keinen Einfluss zu haben,<sup>48</sup> kommt Krebsorganisationen eine Schlüsselrolle in der Regierungsberatung, aber auch im Aufbau von Allianzen mit verschiedenen Interessenvertretern zu.<sup>49</sup> Dabei ist zu klären, wie es zu einer Abstimmung von Verhalten kommt, und wie die Abstimmung durchgeführt wird.

Schwarz argumentiert: „Das Prinzip der Demokratie wird auch dadurch charakterisiert, dass man die Betroffenen zu Beteiligten macht [...].“<sup>50</sup> Dies deckt sich wiederum mit Empfehlungen, die Patientenorientierung zum Maßstab für die Beurteilung von Reformprozessen zu machen.<sup>51</sup> Die Rolle von Verbänden findet sich auch bei den

---

<sup>44</sup> Schaeffer, Dierks et al. 2005: 238

<sup>45</sup> Schaeffer, Dierks et al. 2005: 18

<sup>46</sup> Kranich 2002: 55

<sup>47</sup> Busse 2006: 417 f.

<sup>48</sup> Schön 2002: 28

<sup>49</sup> Biedermann 2006: 201

<sup>50</sup> Schwarz 1996: 23

<sup>51</sup> Badura, Iseringhausen 2005: 10

Themen der Prävention als Minimierung von Krankheitsrisiken und der Gesundheitsförderung als Stärkung personaler und sozialer Ressourcen für die Gesunderhaltung und Gesundheit.<sup>52</sup>

Schon 1981 stellt Grunow fest, dass Personen sowohl in Deutschland als auch in den USA bei der Frage nach einer gesunder Lebensführung nennen: Obst und Gemüse essen, wenig Fett zu sich nehmen, nicht rauchen, viel schlafen und wenig Alkohol trinken. Dagegen kommen ärztliche Untersuchungen (also auch Früherkennung) und Rehabilitation/Kur nicht vor.<sup>53</sup> Wenn viele Krankheitseffekte auf Ursachen beruhen, stellt sich also die Frage, inwieweit sie edukativ umkehrbar sind, und welche Rolle Institutionen dabei übernehmen können. Die Arbeit hat in dieser Ausrichtung auch einen Bezug zur Gesundheitssoziologie und zu salutogenetischen Ansätzen.

### **1.5. Kapitelbeschreibung / Aufbau der Arbeit**

Kapitel 1 zeigt das aus der praktischen Verbandsarbeit motivierte Forschungsinteresse auf. Der Zweck der Studie wird dargestellt und das Thema ‚Krebs‘ als mittelbarer Untersuchungsgegenstand aufgezeigt. Auch wenn diese Arbeit in keiner Form die Behandlung von Krebs untersucht, zeigt Kapitel 1.3 die gesundheitswissenschaftliche Bedeutung dieser Erkrankung auf; dies wird in Kapitel 6 wieder aufgegriffen. Der Abschnitt 1.4 verortet die Arbeit im Bereich Public Health.

Das Kapitel 2 setzt den theoretischen Rahmen der Arbeit: Nach der Typologisierung von Verbänden unter Kapitel 2.1 werden in Kapitel 2.2 Perspektiven der Verbändeforschung dargestellt. Dabei sind die einzelnen Unterkapitel verschiedene ‚Sichten‘ auf das vielschichtige und komplexe Gebiet ‚Verein/Verband/NGO‘ und den Untersuchungsgegenstand. Unter Hinzuziehung der Ergebnisse in Kapitel 6 wird der Untersuchungsgegenstand auf dieser Basis in Kapitel 7 diskutiert. Die Ansätze der Gesundheitssoziologie und Salutogenese folgen in Kapitel 2.3 und 2.4., der theoretische Teil schließt mit einer Betrachtung des für die Untersuchung zentralen Sozialkapitalansatzes in Kapitel 2.5.

Der Stand der Forschung wird in Kapitel 3 dargestellt. Nach einem Überblick über Gesundheitssysteme und -politik in Deutschland und den USA wird das Wirken und der

---

<sup>52</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 47

<sup>53</sup> Grunow 1981: 142

Nutzen von Verbandsarbeit in Zivil- und Bürgergesellschaft, die Einflussmöglichkeiten in Verbänden sowie die verbandsinterne Steuerung und Selbstregulierung erörtert. Die ausführliche Differenzierung ermöglicht sowohl eine genaue Einordnung des Untersuchungsgegenstands in Kapitel 4.3 als auch eine differenzierte Diskussion in Kapitel 7 und 8. Das Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung des Forschungsstandes.

Der Untersuchungsgegenstand ‚Amerikanische Krebsgesellschaft ACS‘ wird in Kapitel 4 vorgestellt, ebenso erfolgt eine Darstellung der für die weitere Betrachtung wichtigen Aspekte im amerikanischen Gemeinnützigkeitsrecht. Kapitel 4 schließt mit den Forschungsfragen, die anschließend in Kapitel 5 untersucht, im Ergebnis in Kapitel 6 dargestellt und in Kapitel 7 diskutiert werden.

Kapitel 5 erörtert die Methodenansätze der Organisationsforschung und begründet die Methodenauswahl für diese Untersuchung als auch die Auswahl der Interviewpartner. Die Durchführung der Untersuchung an drei Standorten in den USA wird beschrieben, anschließend wird ausgeführt, warum in dieser qualitativen Untersuchung ein Hypothesentest durchgeführt wird. Die Hypothesen werden erläutert und die erwartbaren Ergebnisse dargestellt, die in diesem Fall auf dem Vorwissen zu dem Thema beruhen. Das Kapitel 5 schließt mit der Beschreibung der Auswertung, die nach dem Verfahren von Gläser/Laudel zu einer umfangreichen Darstellung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen führt. Diese umfangreiche Tabelle befindet sich in Kapitel VII.

Die Ergebnisse der Feldforschung werden nach dem beschriebenen Auswertungsverfahren in Kapitel 6 dargestellt. Das Kapitel beginnt mit der Darstellung der praktischen Forschungserfahrung, anschließend werden die Untersuchungsgruppen erläutert und exemplarische ‚Lebensläufe‘ von Ehrenamtlichen – als quasi ‚Ehrenamtskarrieren‘ – dargestellt. Diese Mikro-Betrachtung auf personaler Ebene wird an der Meso- und Makroebene des Untersuchungsgegenstands entlang geführt; breiten Raum nimmt daher die Darstellung der für die Beantwortung der Forschungsfragen aus Kapitel 4.4 besonders relevanten Antwortkategorien in Kapitel 6.4 bis 6.9 ein, die eben diese Meso- (und damit Transformationsebene) als auch die Auswirkungen auf der Makro-Ebene tangieren. Aus den Kategorien ergeben sich Art

und Umfang des Sozialkapitals, das durch die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS gebildet wird.

Zwei Exkurse beschließen die Ergebnisdarstellung, die sich beide erst während der Feldforschung aufgezeigt haben und hier berücksichtigt werden sollen. So war (und ist weiterhin) die Frage einer Krankenversicherungspflicht zur Zeit des USA-Besuchs ein drängendes Thema, das nach meiner Wahrnehmung in seiner kontroversen Diskussion den Untersuchungsgegenstand ACS an die Grenzen seiner Abstimmungs- und Kampagnenfähigkeit geführt hat (siehe Kapitel 6.10). Des Weiteren habe ich in den Interviews den Umgang mit dem ‚Tabu Krebs‘ abgefragt und dabei interessante Aspekte ermittelt, die zwar nicht unmittelbar die Forschungsfragen beantworten, in der Gesamtbetrachtung aber eine Rolle spielen werden (Siehe Kapitel 6.11).

In Kapitel 7 wird die Validität der Forschungsdaten bewertet und die Beantwortung der Forschungsfragen diskutiert. Kapitel 7.3 und 7.4 stellen die ACS-Organisationsform und die horizontale und vertikale Vernetzung dar, Kapitel 7.5 beantwortet die zentrale Frage zur Bildung von Sozialkapital. Kapitel 7 schließt mit der Beantwortung der Forschungsfragen.

Kapitel 8 führt die Stränge zusammen und bewertet sie abschließend. Nachdem in Kapitel 8.1 die Fragestellung und die angewandte Methodik an den praktischen Ergebnissen bewertet werden, prüft Kapitel 8.2 die Übertragbarkeit der Forschungsergebnisse und benennt Voraussetzungen dafür. Im Folgenden werden Handlungsempfehlungen für eine Ehrenamtskultur, für die Gestaltung von Verbänden und für das Management sowie zur Einbeziehung von Betroffenen dargestellt; das Kapitel schließt dann mit dem Aufzeigen des weiteren Forschungsbedarfs.

## **2. Theoretischer Rahmen**

Kapitel 2 ordnet Verbände nach Ausprägungen und Theorien zu. In der Folge werden die relevanten Aspekte der Gesundheitssoziologie und Salutogenese dargestellt, abschließend folgt die zentrale Beschreibung des Sozialkapitalansatzes.

## 2.1 Typologisierung von Verbänden

Dieses Unterkapitel führt Unterscheidungsmerkmale von Verbänden auf, um sie juristisch, betriebswirtschaftlich und organisatorisch einzuordnen.

Die Existenz von Interessenverbänden und ihre Beteiligung an der Willensbildung in Deutschland ist grundgesetzlich geregelt.<sup>54</sup> Für Deutschland weist Rudzio<sup>55</sup> darauf hin, dass Verbände eine hohe Verfassungswirklichkeit hätten, obwohl sie formal nicht in die Gesetzgebung eingebunden seien. Lösche<sup>56</sup> spricht in einem konkreten Beispiel von ‚Janusköpfigkeit‘, wenn Verbände als Interessenvertreter und quasi-staatliche Institution handeln würden.

Die Beschreibung und Begriffsbestimmung von Verbänden ist vielschichtig. Häufig findet eine Reduzierung auf Wirtschaftsverbände statt.<sup>57</sup> Als Verbände lassen sich Gruppen von Personen oder Organisationen bezeichnen, die im Unterschied zu Unternehmen vornehmlich politische Ziele verfolgen. Im Gegensatz zu politischen Parteien streben sie keine Übernahme von Regierungsverantwortung an „... und beteiligen sich in der Regel nicht direkt an politischen Wahlen“.<sup>58</sup> Häufig wird sogar politische Neutralität akklamiert. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Verbände auch wirtschaftliche Ziele verfolgen. Eine Abgrenzung zu Vereinen wird darin gesehen, dass sie sich nicht auf die Befriedigung rein privater Bedürfnisse beschränken, sondern die Interessen ihrer Mitglieder nach außen vertreten.<sup>59</sup>

Zu unterscheiden bzw. abzugrenzen sind:

- Verbände im engeren Sinne: Hierunter fallen Verbände, bei denen die Mitgliedschaft freiwillig ist und Abstimmungen demokratisch erfolgen; sowie
- Verbände im weiteren Sinne, für die die freiwillige Mitgliedschaft und die demokratische Teilhabe nicht oder nur eingeschränkt gilt (z. B. Kammern mit Pflichtmitgliedschaft, Kirchen mit geringerer Partizipationsmöglichkeit).

---

<sup>54</sup> Schelter 1976: 92

<sup>55</sup> Rudzio 1977: 11 und 33

<sup>56</sup> Lösche 2007: 56

<sup>57</sup> Witt, Seufert et al. 1996: 415

<sup>58</sup> Wegmann 2001: 409

<sup>59</sup> Schmid 1998

Unterscheidungsmerkmale für Verbände können sein<sup>60</sup>

- das Betätigungsfeld im
  - sozialen,
  - soziokulturellen,
  - politischen,
  - religiösen oder
  - wirtschaftlichen Bereich;
- die Leistungsadressaten, unterschieden nach dem
  - Selbsthilfeprinzip oder
  - dem Fremdhilfeprinzip;
- der Mitgliedertyp, verstanden als
  - Personenverband oder
  - Betriebsverband,
 sowie
- Die Rechtsform, unterschieden nach
  - privater Rechtsform als eingetragener Verein oder nicht eingetragener Verein oder
  - die öffentliche Rechtsform öffentlich-rechtlicher Körperschaften.

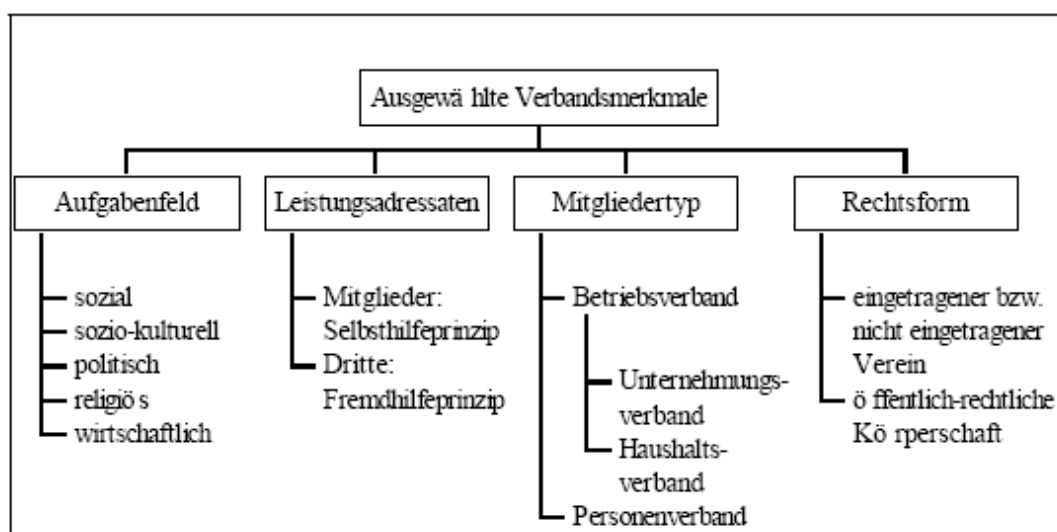


Abbildung 1: Ausgewählte Verbandsmerkmale<sup>61</sup>

<sup>60</sup> Witt, Seufert et al. 1996: 420 ff.



Lösche verweist auf Weber<sup>62</sup> und nennt als Unterscheidungsmerkmale

- die Art der zu vertretenden Interessen,
- die Organisationsmerkmale und
- die Handlungsfelder eines Verbandes.

Badelt<sup>63</sup> führt ergänzend an

- die Verbandsgröße,
- den Organisationsgrad,
- die soziale und politische Verankerung,
- den Grad der Staatsnähe,
- die Mitwirkung von Ehrenamtlichen in Leistungsproduktion UND Entscheidungsfindung sowie
- die Selbstverwaltungsmechanismen.

Von Take<sup>64</sup> kommen die Unterscheidungsmerkmale

- vertikale und horizontale Ebenen,
- Finanzierung und
- Dauerhaftigkeit.

Bei Janning<sup>65</sup> findet sich darüber hinaus

- der EU Kontakt des Verbandes und damit – übertragen – supranationale Kontakte.

Krüger<sup>66</sup> führt aus, dass Verbände kraft Gesetz oder stillschweigend verschiedene Befugnisse hätten:

- völlig selbständige Regelungen, wie Tarifautonomie;
- Anhörungs- und Antragsrechte in Gesetzgebung und Verwaltung,
- Benennungs- und Entsendungsrechte für Gremien, Gerichte usw.,

---

<sup>61</sup> Witt, Seufert et al. 1996: 424

<sup>62</sup> Lösche 2007: 39

<sup>63</sup> Badelt 2000: 32f.

<sup>64</sup> Take 2002: 45-48

<sup>65</sup> Janning 2009: 146 f.

<sup>66</sup> Krüger 1976: 11

- Mitwirkung in politischen Planungsprozessen.

In diesem Sinne können Verbände neben Legislative, Exekutive, Judikative und Presse als ‚fünfte Gewalt‘ gesehen werden.<sup>67</sup>

### 2.1.1 Juristisch: Vereine und Verbände

Dieses Kapitel ordnet Vereine und Verbände nach juristischen Unterscheidungspunkten. Zu diesem Zweck erfolgt hier eine Nutzung der im deutschen Rechtssystem gebräuchlichen Kategorien. Auf die in den USA steuerrechtlich vorgenommene Trennung in Gemeinnützigkeit und Lobby gehe ich in Kapitel 4.2 ein.

Verbände haben in Deutschland ein Gründungsrecht nach dem Grundgesetz, sie haben steuerliche Vorteile, und ihr Status ist durch das Sozialstaatspostulat des Grundgesetzes gehoben.<sup>68</sup> Im einschlägigen Artikel 9 wird der Oberbegriff ‚Vereinigungen‘ gewählt, die Worte ‚Verbände‘ oder ‚Interessengruppen‘ kommen dort nicht vor.<sup>69</sup> Es ist für Deutschland von 300.000 bis 500.000 Vereinen auszugehen, die genaue Anzahl ist aufgrund der regionalen Melderegister kaum erfassbar. Davon werden 12.000 bis 14.000 als Verbände angesehen. Verbände sind mitgliedergesteuerte Organisationen und erfordern daher ein hohes Maß an Konsensmanagement. Verbände können in verschiedener Form tätig sein: Lobbying, Interessenvermittlung und Interessenformierung. Erst in der dritten Stufe wird ein Verband als gemeinwohlorientiert angesehen.<sup>70</sup> Eine starke Zunahme von Verbänden war in Deutschland in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen, Eschenburg<sup>71</sup> sieht hierin eine Gegenreaktion auf dirigistische Eingriffe des Staats bei Zoll und Steuern.

Verbände haben oft die Rechtsform von Vereinen, sind aber nicht identisch mit ihnen. Ein Schwerpunkt der Untersuchung wird daher auf funktionsorientierte Aspekte gelegt, nicht auf die Betrachtung der Rechtsform. Da es sich um den ‚Dritten Sektor‘ und somit nicht primär um Staat und Markt handelt, sind die Verbände auch in die Diskussion um die ‚Bürgergesellschaft‘ einzubeziehen. Es bleibt damit bei der

---

<sup>67</sup> Lösche 2007: 10

<sup>68</sup> Anheier, Priller, Seibel, Zimmer 1998: 76; auch: Zimmer, Vilain 2005: 10 f.; ebenso Oldopp 2005: 135

<sup>69</sup> Schelter 1976: 92

<sup>70</sup> DGVM 2006: 3

<sup>71</sup> Eschenburg 1989: 7 f.

Ambivalenz:

- Macht, Unterminierung von Staat und Politik einerseits und
- Potential an Wissen, Erfahrung und Handlungswillen andererseits.

Schelter<sup>72</sup> führt aus, dass ‚Partizipation‘ ein heuristischer und kein verfassungsrechtlicher Begriff sei. Das Privatrecht regelt die (wirtschaftlichen) Beziehungen zwischen Personen, das öffentliche Recht hat einen Machtanspruch, um eben dieses Privatrecht zu gewährleisten. Gleichzeitig muss es begrenzt sein, um nicht zu einer absoluten staatlichen Macht zu werden.<sup>73</sup>

Gierke<sup>74</sup> spricht Verbänden eine reale Persönlichkeit zu, sie sind danach eigenständige Rechtssubjekte; dieses Rechtssubjekt handelt durch Organe und ist damit nicht das Ergebnis des Handelns aller Gesellschafter. Diese juristischen Personen haben keine ‚Gefühle‘, sondern handeln über sog. ‚Agenten.‘<sup>75</sup> Körperschaften entwickeln sich damit zu unabhängigen Gebilden, individuelle und körperschaftliche Haftbarkeit werden getrennt. Daraus ergeben sich Schwierigkeiten in der Zuordnung von Verantwortung.<sup>76</sup>

### **2.1.2 Betriebswirtschaftlich: NPO und Erwerbswirtschaft**

In Deutschland werden die Begriffe ‚NPO‘ für Non-Profit-Organisation, ‚NGO‘ für Non-Governmental-Organisation und ‚NRO‘ für Nicht-Regierungs-Organisation häufig synonym bzw. nicht trennscharf verwendet. Ich grenze diese Begriffe für eine klare Diskussion in diesem Kapitel 2.1.2 und im folgenden Kapitel 2.1.3 ab. Der zugehörige Begriff ‚nonprofit-sector‘ kann eher auf die USA und Großbritannien als auf Europa angewandt werden.<sup>77</sup>

Nach einer UN-Klassifikation von 1968 wird jede wirtschaftliche Aktivität vier Hauptakteuren/-sektoren zugeordnet: Non-Profit, Unternehmen, öffentlicher Sektor und Haushalte.<sup>78</sup> Aus betriebswirtschaftlicher Sicht kann man Non-Profit-Unternehmen als „[...] einen bedarfswirtschaftlichen Betrieb, der haushaltsweise geführt und von

---

<sup>72</sup> Schelter 1976: 92

<sup>73</sup> Krüger 1976: 9

<sup>74</sup> Gierke 1954 (Erstausgabe 1902)

<sup>75</sup> Preisendörfer 2001: 27

<sup>76</sup> Coleman, Sukale 1992: 280 und 304

<sup>77</sup> Anheier, Seibel 1990: 7

<sup>78</sup> Anheier, Salamon 1993: 1

unbestimmten Mitgliedern getragen wird [...]“ verstehen. Damit ist ein Betrieb definiert, der nicht primär nach Gewinn strebt, und der für seine Leistungen auch Entgelte, Beiträge, Spenden oder Zuschüsse erhält, es aber keinen Zusammenhang zwischen den Leistungen des Verbandes und den erhaltenen Geldern geben muss. Die Trägerschaft durch unbestimmte Mitglieder bedeutet, „[...] dass der Fortbestand des Verbandes vom Wechsel seiner Mitglieder prinzipiell unabhängig ist.“<sup>79</sup>

Die Spannweite ist dabei sehr hoch und reicht von sozialistischen Gilden<sup>80</sup> bis zu öffentlichen Unternehmen. Nonprofit-Unternehmen, insbesondere solche, die Spenden erhalten, sind häufig Anbieter von Gütern mit externen Effekten, also quasi öffentlichen Gütern.<sup>81</sup> Weisbrod hat mit mikroökonomischer Argumentation aufgezeigt, dass Verbände Dienstleistungen anbieten, weil es eine Kombination aus Staats- und Marktversagen gibt<sup>82</sup>. Laut Sebaldt wird dabei jedoch übersehen, dass eine auf Dienstleistung fixierte Gesellschaft, eben eine Dienstleistungs-Gesellschaft, Leistungen als Dienstleistungen erbringt, die vorher im Rahmen der Solidargemeinschaft erbracht wurden.<sup>83</sup>

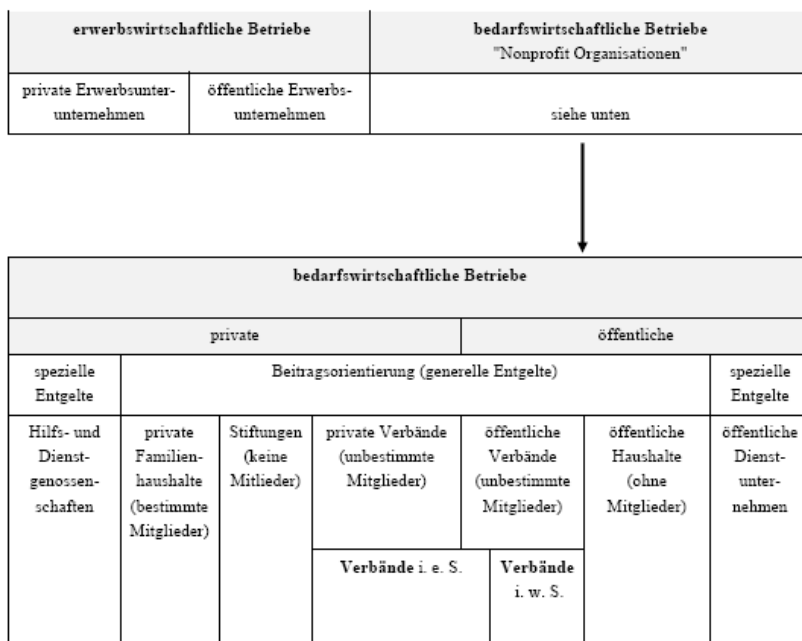


Abbildung 2: Stellung der Verbände innerhalb der bedarfswirtschaftlichen Betriebe<sup>84</sup>

<sup>79</sup> Witt, Seufert, Emberger, 1996: 416; auch Zimmer 2007: 395

<sup>80</sup> Heins 2002: 60; zu Genossenschaften auch Greve 2001: 124 und Weißels, Zimmer 2001: 19

<sup>81</sup> James 1990: 23

<sup>82</sup> Zimmer 2007: 408

<sup>83</sup> Sebaldt 1997: 40

<sup>84</sup> Witt, Seufert et al. 1996: 420

Wohlfahrtsverbände stellen verstärkt von einer ‚Kostendeckung‘ auf ‚Leistungsentgelte‘ um. Dadurch wiederum verstärkt sich der Einfluss der Mitgliedslogik.<sup>85</sup>

### 2.1.3 Ausrichtung und Charakter: NGO und Verbände

Kapitel 2.1.2 hat NPO als Non-Profit-Unternehmen herausgearbeitet und den wirtschaftlichen Aspekt betont. In diesem Kapitel werden die NGO und ihre Ausprägungen als nichtstaatliche Akteure<sup>86</sup> dargestellt.

Wohlfahrtsverbände sind in der Regel als Kombination von Interessenvertretung und Dienstleistung<sup>87</sup> tätig, in neuer Zeit hat es eine Verschiebung von ‚Leistungsproduktion‘ zu integrativen Funktionen<sup>88</sup> gegeben. Bei Verbänden überwiegt die Vertretung von Mitgliederinteressen, bei NGO wird die internationale Ausrichtung betont.<sup>89</sup>

Take<sup>90</sup> definiert NGO durch 1. Agenda-Setting, 2. Bereitstellung von Betroffenen- und Expertenwissen, 3. Information und Aufklärung der Bevölkerung und 4. Übernahme staatlicher Aufgaben. Sie setzen dafür Wissen, Moral, Personen, Finanzen, Kosten-Nutzen-Ressourcen und Allianzen ein. NGO sind dabei funktional ohne amtlichen Auftrag in der Willensbildung tätig,<sup>91</sup> leisten Basisarbeit und übernehmen eine Brückenbildungsfunktion.<sup>92</sup> Sie sind Teil der Zivilgesellschaft, sie sind aber nicht mit der Zivilgesellschaft identisch.<sup>93</sup>

NGO sind häufig in internationalen Zusammenhängen tätig.<sup>94</sup> Ihr Zusammenhalt speist sich aus Übereinstimmungen, Loyalität, Organisationsmythen und zeremonialen Mythen.<sup>95</sup> Wie bei der Selbsthilfe ist auch auf diesem Gebiet ein Rückzug des Staats festzustellen.<sup>96</sup>

---

<sup>85</sup> Zimmer, Nährlich 1997: 254 ff.

<sup>86</sup> Zimmer, Vilain 2005: 13

<sup>87</sup> Schmidt, Mansour 2007: 244

<sup>88</sup> Simsa 2000: 191

<sup>89</sup> Zimmer 2001: 333

<sup>90</sup> Take 2002: 60 ff.

<sup>91</sup> Zimmer 2001: 332

<sup>92</sup> Badelt 2000: 49

<sup>93</sup> Eberlei 2001: 157

<sup>94</sup> Zimmer 2007: 395

<sup>95</sup> Anheier, Seibel 1990, 382; siehe auch Simsa 2000: 194

<sup>96</sup> Roth 2001: 45

Bei den NGO finden sich sehr unterschiedliche Ausprägungen. Der Aspekt der Solidarität überwiegt bei den Gewerkschaften.<sup>97</sup> Parteien stellen kein Orientierungswissen mehr, dafür entstehen vermehrt Ideenagenturen/Think Tanks, diese Entwicklung ist international zu beobachten.<sup>98</sup> Die NGO haben ein deutlich höheres Image als Parteien<sup>99</sup>, trotzdem stellt sich die Frage der Legitimation.<sup>100</sup> Eine weitere Ausprägung sind ‚Grass roots‘, es finden sich auch vermehrt fundamentalistische Bewegungen.<sup>101</sup> Je weniger Mitglieder eine Institution hat, je mehr ‚institutionelles Setting‘ entsteht, desto mehr wird sie ein Interessenunternehmen, das ‚Meinungen anbietet.‘ Damit sind nach Zimmer aber die Intermediarität und die demokratische Legitimation aufgegeben worden.<sup>102</sup> Die deutsche Caritas sei z. B. keine Vertretung von Mitgliederinteressen mehr.<sup>103</sup>

Weber<sup>104</sup> nimmt die Definition von Dahrendorf auf, nach der es manifeste und latente Interessen gibt. Manifeste Interessen seien die ausdrücklichen Ziele organisierter Gruppen, während latente Interessen vage Aggregate von Menschen aufgrund gemeinsamer Wünsche und Situationen seien. NGO hätten ein Demokratiedefizit, sie neigten zur Ausbildung von Eliten und bilden selbst-referentielle Systeme.<sup>105</sup> Dabei bräuchten sie eine möglichst hohe Anzahl an Mitgliedern, für die sie ‚sprechen könnten.‘<sup>106</sup> Gleichzeitig nutzen sie ihre Effizienz als Legitimation.<sup>107</sup> Häufig werden Bedürfnisse und Forderungen einer Bevölkerung artikuliert, ohne diese befragt zu haben.<sup>108</sup> Die Legitimation kann auch aus einem hohen Anteil von Menschen herrühren, für die der Verband zu sprechen vorgibt.<sup>109</sup>

Für die Kampagnenfähigkeit einer NGO sind die drei Phasen der klassischen Verhandlungstheorie notwendig: Agenda-Setting, Verhandlungen (negotiations) und

---

<sup>97</sup> Heins 2002: 82 f.

<sup>98</sup> Gellner 1995: 256

<sup>99</sup> Gellner 1995: 49; ebenso Seifer 2009: 29

<sup>100</sup> Walk, Klein et al. 2001: 14; ebenso Reuter, Rütters 2007: 129

<sup>101</sup> Gellner 1995: 48; dazu auch Take 2002: 375

<sup>102</sup> Zimmer 2001: 347

<sup>103</sup> Zimmer, Weißels 2001: 10

<sup>104</sup> Weber 1977: 32

<sup>105</sup> Zimmer 2001: 348 f.

<sup>106</sup> Prewitt, Verba 1980: 148

<sup>107</sup> Weißels, Zimmer 2001: 23; siehe auch Brand 2001: 87

<sup>108</sup> Walk et al. 2001: 14

<sup>109</sup> Prewitt, Verba 1980: 148

die Umsetzung (implementation).<sup>110</sup> Simsa<sup>111</sup> argumentiert, dass die Bedeutung von NGO nicht aufgrund von Defiziten anderer Institutionen steigt, sondern „[...] als Resultat von deren effektiver und spezialisierter Funktionserfüllung.“

Die Ausprägung von NGO unterscheidet sich dabei

- im Marktverhalten: Das Einkommen ist nicht von ‚Performance‘ abhängig, sehr wohl aber von Spenden und Zuwendungen,
- Werte und Ideologien sind mächtige Treiber,
- Autoritäten sind ambivalent, Bürokratie, Ehrenamt, informelle Strukturen und Freiwillige prägen das Bild,
- Boards (Vorstände) und die ausführende Leitung hat mehr Einfluss auf die Politik des Verbandes als die Klientel,
- sie forcieren Spezialisierung, Angebote, Advocacy und Service,
- Sie sind gefährdet durch Institutionalisierung, Zielverfehlung, Minderheitenregime und Ineffektivität.<sup>112</sup>

Badelt<sup>113</sup> beschreibt den ambivalenten Charakter, nach dem neben der politischen Idealisierung von Bürgernähe und demokratischem Charakter streng hierarchische und zentrale Organisationen stünden.

Nach Schwarz<sup>114</sup> ist die Deutsche Krebsgesellschaft DKG in die Gruppe der Privaten NPO (Non-Profit-Organisationen) und hier in die Kategorie der sozialen NPO einzuordnen. Nach den zuvor genannten Kriterien betrachte ich sie hier als eine NGO.

Haller geht auf die Gründungssituation der USA ein: Das amerikanische Politik- und Geschichtsverständnis beruhe auf den puritanischen Pilgervätern, damit sei die Begründung für die amerikanische Nation letzten Endes eine religiöse. Aus diesem Verständnis gebe es dann auch NGO.<sup>115</sup> Die von mir vorgenommene Positionierung der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS folgt nach Aufnahme der Kriterien in den Kapiteln 2 und 3 im Kapitel 4.3.

---

<sup>110</sup> Brühl 2001: 145

<sup>111</sup> Simsa 2000: 197

<sup>112</sup> Kramer 1990: 261 f.

<sup>113</sup> Badelt 2000: 34

<sup>114</sup> Schwarz 1996: 13

<sup>115</sup> Haller 2004: 40 f., 51

### 2.1.4 Neue Verbandsformen

Verbandsformen spiegeln gesellschaftliche Entwicklungen wieder. "An die Stelle dauerhafter lokaler Gemeinschaft sind eine Vielzahl flüchtiger, situativer und weniger intensiver und längerfristiger Kontakte getreten. Der Lebensalltag (Wohnen, Arbeiten, Ausbildung, Familie, Konsum etc.) wird vielfach ortsverschieden oder zumindest ortsunabhängig in zweckspezifischen Umgebungen wahrgenommen. Die räumliche Umgebung verliert an sozialer Bedeutung. Die neuen Medien und Informationstechnologien führen einerseits zu einer überlokalen Orientierung. Andererseits erfolgt ein Rückzug in den unmittelbarsten Privatbereich (Cocooning)."<sup>116</sup>

Sebaldt und Straßner führen weitere geänderte Organisations- und Mobilisierungsmuster auf:

- ein Elitenwandel, sowohl zu ‚politischen Unternehmern‘ als auch zu philanthropischer Motivation,
- ein Trend zur Eigenfinanzierung durch eigenes Unternehmertum.<sup>117</sup>

Reutter und Rütters leiten aus den bereits in diesem Kapitel 2 vorgetragenen Kriterien 4 Kategorien der Mobilisierung ab:<sup>118</sup>

- Direkt Betroffene mit starker Organisation: Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände
- Direkt Betroffene mit schwacher Organisation: neue soziale Bewegungen
- Indirekte Repräsentation mit starker Organisation: Wohlfahrtsverbände
- Indirekte Repräsentation mit schwacher Organisation: NGO und advokatorische Verbände<sup>119</sup>.

Schmid<sup>120</sup> führt aus: „[...] Zugespitzt könnte man sagen: Bewegungen sind auf der Empörung ihrer Anhänger beruhende Problemanzeiger, Verbände sind auf eine bestimmte Klientel spezialisierte Interessenmaximierer; Parteien sind von Wählerstimmen abhängige Machterwerbsorganisationen.“ Es zeigen sich aber auch Mischformen bzw. ergänzende Formen. Im Gegensatz zu traditionellen Verbänden treten Non-Membership-Verbände als Anbieter von Themen und Meinungen auf,

---

<sup>116</sup> Reinert, Kanther 2002: 185

<sup>117</sup> Sebaldt, Straßner 2006: 311 ff.

<sup>118</sup> Reutter, Rütters 2007: 128

<sup>119</sup> Sebaldt 1997: 382 u. 385 sieht in diesen einen Beleg für die Theorie des Postmaterialismus.

<sup>120</sup> Schmidt 2007: 114



denen Menschen sich anschließen und ‚folgen.‘ Verstärkt zeigen sich in nationalem wie internationalem Zusammenhang Institutionen, die ‚mitgliederlos‘ oder de facto mitgliederlos sind, weil ihre Mitglieder eigentlich ‚Förderer‘ sind, die sich inhaltlich oder finanziell an der Unterstützung der Institution beteiligen. Dabei können Institutionen mit ‚Nutzwert‘ wie der ADAC entstehen, oder ‚Moralvereine‘ wie Greenpeace und ATTAC.<sup>121</sup> Putnam<sup>122</sup> nennt diese Institutionen ‚Support Groups‘, sie können sowohl reine Hobbyclubs sein, aber auch der direkten gegenseitigen Hilfe dienen. Zimmer<sup>123</sup> verweist auf Olsons Theorem kollektiven Handelns: Nicht inhaltliche oder soziale Ziel des Verbandes sind ausschlaggebend für die Unterstützung, vielmehr im ‚Nutzenfall‘ ein Dienstleistungsangebot, im ‚Moralverein‘ die Teilhabe an einer Bewegung, und eben dieser ‚Bewegungscharakter‘ würde nach dieser Argumentation durch formale Mitgliedschaft zerstört. Die fehlende Bereitschaft zu formaler Unterstützung würde durch stärkere ideelle und finanzielle Unterstützung kompensiert.<sup>124</sup>

Schwarz führt aus, dass grundsätzlich die Mitglieder einer Organisation bestimmen, welche Ziele die Organisation verfolgt, und welche Leistungen sie anbietet, und somit die Mitglieder Träger der Organisation sind.<sup>125</sup> Der Verband soll ‚eine Stimme geben‘, Meinungen kanalisieren und nach außen tragen. Er wird nur als gemeinwohlorientiert angesehen, wenn er Interessen formiert; bei reiner Interessenvermittlung oder gar Lobby wird dies nicht so gesehen (sogenannte Non-Membership-Verbände). In jedem Fall gibt es interne Ursachen für das Scheitern von Verbänden: Durch Zeit- und Informationsgefälle sieht zum Beispiel Schwarz die Ehrenamtlichen in einem Abstimmungsprozess klar unterlegen.<sup>126</sup> Lösche nennt in diesem Zusammenhang explizit den ADAC in Deutschland.<sup>127</sup>

Diese Frage spielt für die weitere Untersuchung eine Rolle, ist doch ohne formale Mitgliedschaft die Frage der innerverbandlichen Meinungsbildung bottom-up sorgfältig zu prüfen. Eine Hierarchie (Take nennt hier Greenpeace) schafft dabei schnelle Kampagnenfähigkeit, eine horizontale Organisationsstruktur wiederum sichert

---

<sup>121</sup> Zimmer, Priller 2007: 214

<sup>122</sup> Putnam 1995: 71 f.

<sup>123</sup> Zimmer 2007: 407

<sup>124</sup> Sebaldt, Straßner 2004: 298 f.

<sup>125</sup> Schwarz 1996: 21

<sup>126</sup> Schwarz 1996: 70

<sup>127</sup> Lösche 2007: 55; diese Einschätzung wird durch den ADAC-Skandal aus 2014 ff. noch deutlicher.

einen Basisbezug und damit Unterstützung.<sup>128</sup> Rehder<sup>129</sup> benennt dies mit ‚zunehmender Input-Orientierung‘ bei ‚abnehmender Output-Orientierung. Es könne aber eben auch Verbände geben, die Anwälte von Interessen seien, ohne Mitglieder zu haben.<sup>130</sup>

Gellner<sup>131</sup> verweist auf die besondere Situation in den USA, wo ein Zugang für Lobby deutlich schwerer erreicht wird als in Deutschland. Dies greife ich bei der Zuordnung der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS in Kapitel 4.3 wieder auf.

## **2.2 Perspektiven der Verbändeforschung**

Mit der Darstellung der folgenden Perspektiven wird der vielschichtige Begriff ‚Verbände‘ dargestellt und gleichzeitig eine eindimensionale Betrachtung verhindert.<sup>132</sup> Es muss immer berücksichtigt werden, dass die jeweiligen Sichtweisen auf Verbände auch Reaktionen auf die gesellschaftlichen und politischen Realitäten waren und sind.<sup>133</sup> Willems und Winter<sup>134</sup> stellen fest, dass eine übergreifende Theorie jenseits der Punkte Pluralismus, Korporatismus, kollektivem Handeln, (Neue Politische Ökonomie, Kapitel 2.2.9: Olson) Organisations- und Konfliktfähigkeit, (Kapitel 2.2.10: Offe) Mitgliedschafts- und Einflusslogik (Schmitter, Streeck) nicht vorhanden ist.

Die Darstellung beginnt mit den ideengeschichtlich aufeinander folgenden<sup>135</sup> Theorien des Korporatismus, der Gruppentheorie, des Pluralismus und des Neokorporatismus.

### **2.2.1 Korporatismus**

Korporatismus umschreibt die Einbindung sozialer und ökonomischer Institutionen – auch erzwungenermaßen – in hierarchische und autoritäre Entscheidungsverfahren. Die Unterordnung unter ein korporatistisches System kann eine rationale individuelle Entscheidung sein, wenn Interessen kollektiv besser vertreten werden können.<sup>136</sup>

---

<sup>128</sup> Take 2002: 100

<sup>129</sup> Rehder 2009: 268

<sup>130</sup> Weißels 2001: 222 f.

<sup>131</sup> Gellner 1995: 57

<sup>132</sup> Zimmer, Vilain 2005: 21

<sup>133</sup> Sebaldt, Straßner 2006: 305

<sup>134</sup> Willems, Winter 2007: 17

<sup>135</sup> Lösche 2007: 100

<sup>136</sup> Preisendörfer 2011: 158

Traxler<sup>137</sup> verweist auf Durkheim (1977), wonach gerade durch die Integration der Verbände langfristige politische Entwicklungstendenzen aufgegriffen werden können. Die von Schubert<sup>138</sup> und Sebaldt<sup>139</sup> aufgeführten Modelle von Philippe Schmitter und Gerhard Lehbruch gehen davon aus, dass korporatistische Steuerung die Wohlfahrt erhöht und die Möglichkeit politischer Steuerung und Zielerreichung bietet. Merkmale sind lt. Schmitter:

- Nur einige Verbände werden an politischen Entscheidungen beteiligt,
- sie sind hierarchisch strukturiert,
- die Mitglieder sind zwangsweise organisiert,
- Verbände sind funktional differenziert,
- sie verhalten sich gegenüber anderen Verbänden nicht kompetitiv,
- sie werden staatlich anerkannt,
- es gibt eine Kontrolle der verbandlichen Führungsauslese,
- es geschieht Interessenartikulation, und
- die Verbände erhalten ein Repräsentationsmonopol.

Der sogenannte ‚korporatistische Tausch‘ besteht darin, dass die Verbände in diesem Modell auch verpflichtet werden, die Umsetzung der Beschlüsse in ihrem Verband mitzutragen.<sup>140</sup> Während das Modell von Schmitter vorrangig strukturelle Aspekte aufgreift, behandelt Lehbruch eingehend das funktionale Element dieses Austauschs. Danach fördert der Staat die Entstehung und Entwicklung solcher Verbände aus eigenem Interesse, da dadurch die eigene Administration entlastet werden kann und Aufgaben delegiert werden können.<sup>141</sup> Ein wichtiger Aspekt ist dabei die Professionalisierung des Verbands, dadurch kann seine Expertise permanent abgerufen werden.<sup>142</sup> Ein Beispiel für einen ‚Tauschkorporatismus‘ wäre die Zusicherung von Einkommen und Status für Ärzte durch den Staat, während die Ärzte die beschränkten Budgets verteilen.<sup>143</sup> Im ‚Wettbewerbskorporatismus‘ sind die

---

<sup>137</sup> Traxler 1988: 108.f

<sup>138</sup> Schubert 2004

<sup>139</sup> Sebaldt 2006

<sup>140</sup> Schubert 2004: 8 ff.

<sup>141</sup> Sebaldt 2006: 28; auch Zimmer 2007: 408

<sup>142</sup> Sebaldt 1997: 388

<sup>143</sup> Bandelow 2004: 60 f.

Verbände dagegen nicht gleichberechtigt, sondern Auftragsempfänger.<sup>144</sup> Dazu sind keine starken Verbände notwendig. In dieser Sicht ist die Schwächung zu starker Verbände kein Hinderungsgrund, sondern kann Voraussetzung von Korporatismus sein. In jedem Fall führt die Einbindung zur Organisation von Interessen in der Politik.

Gellner und Glatzmeier<sup>145</sup> weisen darauf hin, dass im Gegensatz zur europäischen Debatte, wo Interessengruppen immer als partikular und damit gegen das Gemeinwohl gerichtet gesehen werden, die Sicht in den USA positiver ist: Interessengruppen treffen eine Vorauswahl von Meinungen, sorgen für einen effizienten Staat und verhindern eine „Diktatur der Mehrheit“ (siehe hierzu weiter unten die Diskussion zu den Arbeiten von de Tocqueville). Wie bereits ausgeführt, geht es auch um die unterschiedliche Rolle von ehrenamtlicher Arbeit und Mitbestimmung in den USA und Deutschland sowie die daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen. Haben die Unterschiede in den Grundlagen der Verbände (‚eher‘ Korporatismus in Europa, ‚eher‘ Pluralismus in den USA) Einfluss auf die Arbeit von Verbänden?<sup>146</sup>

### 2.2.2 Gruppentheorie und Pluralismus

Die Gruppentheorie unterstellt Konsens über die Regeln einer Debatte, aber Dissens über die Inhalte. Auch staatliche Institutionen agieren darin quasi als Verbände. Die Gruppentheorie unterstellt Gemeinwohl als Ergebnis des Interessenkonflikts, während Kritiker das Gemeinwohl als Ergebnis von Intervention sehen.<sup>147</sup>

„Pluralismus bezeichnet die Tatsache, dass es in einer komplexen Gesellschaft zahlreiche unterschiedliche Interessen gibt.“<sup>148</sup> Steffani<sup>149</sup> stellt fest, dass soziologische Pluralismustheorie auf Gruppen und Strukturen rekurriert, die politische Pluralismustheorie aber auf die Verfassungswirklichkeit und normative Aspekte wie ‚Freiheit‘, ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Solidarität‘. Gerade durch die normative Betrachtung würden aber Aspekte von Macht und Legitimität nicht berücksichtigt.<sup>150</sup> Lösche eröffnet das Gegensatzpaar Pluralismus/Totalitarismus: Interessenvielfalt vs. Ideologie,

---

<sup>144</sup> Bandelow 2004: 61

<sup>145</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 254

<sup>146</sup> Czada 1994: 45

<sup>147</sup> Lösche 2007: 101 f.

<sup>148</sup> Sebaldt, Straßner 2004: 29 zitieren hier Oberreuter 1980

<sup>149</sup> Steffani 1977: 6

<sup>150</sup> Schissler, Preyer 2000: 74

a posteriori vs. a priori Gemeinwohl, Gruppenautonomie vs. Gleichschaltung, Mehrparteien- vs. Einparteiensystem, Demokratie vs. Autokratie.<sup>151</sup> Pluralistisch wird Verbänden eine wesentliche Rolle der Interessenvermittlung zugesprochen: Verbände sind ein Systemfaktor und übernehmen Mitverantwortung in der Umsetzung staatlichen Handelns, sie sind Ausdruck von Vielfalt.<sup>152</sup> Dabei sind Staat und Verbände in der Theorie getrennt, Verbände gehören zur ‚Gesellschaft‘. Im Neokorporatismus (siehe Kapitel 2.2.3) wird diese Trennung nicht gesehen. Für den Begriff des Pluralismus wird von einer Vielzahl Anschauungen und Ordnungen ausgegangen:

- Kompetitiver Pluralismus; sogenannte ‚pressure groups‘,
- korporativer Pluralismus und
- segmentierter/ sektoraler Pluralismus, der davon ausgeht, dass der Zugang zu politischen Entscheidungsarenen beschränkt ist und Interessen nur sektoral im Wettbewerb stehen.<sup>153</sup>

Pluralismus und Korporatismus enthalten normative Elemente. Der Pluralismus, partizipations- und inputorientiert, zielt auf Diffusion der Macht. Der Korporatismus, ergebnis- und outputorientiert, hebt auf Fragen der Effizienz politischer Steuerung ab. Sebaldt schreibt: „[...] [bei der] Pluralismustheorie ... wird davon ausgegangen, dass sich gesamtgesellschaftliche Modernisierungsprozesse immer auch in einer Veränderung des Gefüges von Vereinen, Bürgerinitiativen, Verbänden etc. niederschlagen müssen. Der Streit unter den Theoretikern entzündet sich dabei an der Frage, in welchem Ausmaß organisierte Interessen letztlich dazu in der Lage seien, die gesamtgesellschaftliche Befindlichkeit adäquat abzubilden.“<sup>154</sup>

Pluralismus setzt dabei Einigkeit über Regeln voraus. Gruppenhandeln kann sich bei Ignoranz der Regeln gegen die politische und soziale Ordnung richten. Aus diesem Grund sind Staat und Pluralismus nicht inkompatibel, sondern in der Demokratie aufeinander angewiesen.<sup>155</sup>

---

<sup>151</sup> Lösche 2007: 105

<sup>152</sup> Beutel 2004: 83

<sup>153</sup> Schubert 2004: 16

<sup>154</sup> Sebaldt 2001: 25

<sup>155</sup> Weßels 2001: 362 f.

### 2.2.3 Neokorporatismus

Das in der Pluralismustheorie aufgeworfene Verhältnis von Staat und Verbänden wird im Korporatismus und besonders im Neokorporatismus nicht als konfliktiv angesehen, da „[...] beide Seiten aus spezifischen Eigennutzerwägungen heraus zu einer symbiotischen Vernetzung tendierten.“<sup>156</sup>

Sebaldt nennt als Unterscheidungsmerkmal von Korporatismus und Neokorporatismus, dass Letzterer in modernen Demokratien zutage tritt und demokratischen Regeln genügen muss. Insofern ist Korporatismus ein gesamtgesellschaftliches Organisationsmodell. Lompe<sup>157</sup> hält fest, dass Neokorporatismus als Preis für die Regierbarkeit hochindustrieller arbeitsteiliger Gesellschaften angesehen werden kann. Neokorporatismus beschreibt die Art der Kontakte zwischen Staat und Interessengruppen.<sup>158</sup> Weßels und Zimmer<sup>159</sup> benennen eine weltanschaulich homogene Gruppe als Voraussetzung für Neokorporatismus. Bisher nicht artikulierte Interessen kämen daher auch in einem solchen Arrangement nicht zum Tragen.

Die Struktur von Verbänden unterscheidet sich in den USA und Deutschland. Verbände in den USA verfügen traditionell über ein pluralistisch-anarchisch ausgerichtetes Verbandssystem, welches „[...] das Entstehen neokorporatistischer Arrangements von Anfang an verhindert.“ Sebaldt sieht daher auch keine Notwendigkeit zum Umdenken der Amerikaner bei der Organisation der Interessenvermittlung, es seien lediglich die ohnehin schon pluralistisch gewebten politischen Entscheidungsnetzwerke ausdifferenzieren. Für Europa dagegen hält er fest: „In vielen neokorporatistisch geprägten Ländern Europas ist dies anders: Hier wird sich die Erkenntnis erst zögernd durchsetzen, dass „The century of corporatism“ nunmehr auch hier von einem Zeitalter des organisierten Pluralismus abgelöst werden wird und muss, um den politischen Systemen ein Optimum an Lernfähigkeit zu sichern. Das ist unweigerlich mit einer kontinuierlichen Steigerung politischer Entscheidungskosten verbunden, doch dies ist der Preis der politisch-kulturellen, partizipativen Moderne.“<sup>160</sup> Laut

---

<sup>156</sup> Sebaldt 2006: 19

<sup>157</sup> Lompe 1982: 24 verweist hier auf ein Interview der ‚Zeit‘ mit Alemann 1980

<sup>158</sup> Sebaldt 1997: 60 f.

<sup>159</sup> Weßels, Zimmer 2001: 15

<sup>160</sup> Sebaldt 2001: 335; siehe auch Sebaldt 1997: 384 ff.

Gellner<sup>161</sup> prägen die Grundströmungen das System: individualistisch und konkurrenzorientiert in den USA, konsensual und verflochten in Deutschland. Die in der amerikanischen Verfassung begründete Schwäche des politischen Systems führt zu einer Wahrnehmung von Aufgaben durch gesellschaftliche Gruppen, die in Europa in Zuständigkeit des Staates liegen.<sup>162</sup>

#### 2.2.4 Demokratietheorie

Die Rückbesinnung auf die Demokratietheorie kam dabei durch Bewegungen aus dem Ostblock Ende der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts zustande.<sup>163</sup> Demokratie bezeichnet dabei nicht nur eine Regierungs-, sondern auch eine Gesellschaftsform, die alle Bereiche durchdringt.<sup>164</sup>

Nach Fraenkel/Bracher (1957: 256)<sup>165</sup> gibt es fünf Grundelemente der Demokratie:

- Regierung,
- Parlament,
- Parteien,
- Interessengruppen und
- Öffentlichkeit.

Zimmer<sup>166</sup> beschreibt drei Untersuchungsrichtungen:

- Demokratietheorie,
- wohlfahrtsstaatlicher Diskurs und
- verwaltungswissenschaftlicher Diskurs.

Krüger schreibt zur Einordnung von Verbänden und zur Rolle von Staat und Verbänden: „Die demokratische Ordnung in der Bundesrepublik Deutschland konnte sich nicht – wie zum Beispiel in England oder in den Vereinigten Staaten von Amerika – auf eine ungebrochene Kette demokratischen Denkens und Handelns stützen. Politisches Denken ist in Deutschland ... durch Ordnungsvorstellungen präformiert, die

---

<sup>161</sup> Gellner 1995: 44

<sup>162</sup> Take 2002: 197

<sup>163</sup> Weßels, Zimmer 2001: 15

<sup>164</sup> Müller 2010: 809

<sup>165</sup> Zitiert von Lösche 2007: 125

<sup>166</sup> Zimmer 2000: 42

– bis auf wenige Ausnahmen – vom Begriff des Staates beherrscht werden. Die Dominanz des Staatsbegriffes ... markiert die entscheidende Differenz zu den Traditionen politischen Denkens in den angelsächsischen Ländern, in denen die demokratischen Modelle entwickelt wurden.“ Im Weiteren führt er aus: „Für das angelsächsische Denken besteht das Problem Staat/Gesellschaft in dieser zugespitzten Form nicht, da die Society a priori höher als der Staat bewertet wird und dieser nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck erscheint.“<sup>167</sup>

Die Französische Revolution setzte auf ein Konzept der Identität von Herrschern und Beherrschten. Das US-amerikanische Modell sieht zwar keine herrschende Elite, aber Gemeinwohl entsteht danach durch eine Vielzahl von Minoritäten, die über Interessengruppen mitregieren.<sup>168</sup>

Bürger können unterschieden werden in ‚öffentliche Bürger‘, private Bürger‘ und ‚Privatier.‘ Eine Partizipation findet dann statt, wenn der eigene Einfluss hoch eingeschätzt wird, wenn Partizipation im Umfeld zur Norm gehört, das Umfeld bereits eine politische Richtung vorgibt, die politische Ordnung positiv gesehen wird und Einkommen, Status und Bildung höher sind.<sup>169</sup> Der demokratische Bürger muss dabei immer wieder eigenes Handeln und Prioritäten und Präferenzen kommunizieren, Bewegungen und Verbände können daher nicht unbegrenzt zu einer aktiven Bürgerschaft beitragen.<sup>170</sup> Um eine ‚Tyrannei von Mehrheiten‘ zu verhindern, liegt eine Lösung in der Verstärkung der Gruppenpluralität.<sup>171</sup>

### 2.2.5 Systemtheorie

In der Systemtheorie sind Interessengruppen Mittler zwischen Gesellschaft und politischen Entscheidungssystemen.<sup>172</sup> Systemisches Denken geht dabei davon aus, dass Systeme so komplex und das Wissen immer beschränkt ist, so dass es keine Kontrolle mit technomorphen Methoden geben kann.<sup>173</sup> Mit steigender Konditionalität

---

<sup>167</sup> Krüger 1976: 16 f.

<sup>168</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 23

<sup>169</sup> Detjen 2000: 27 f.

<sup>170</sup> Roth 2001: 246

<sup>171</sup> Steffani 1977: 7

<sup>172</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 256

<sup>173</sup> Malik 1993: 27 f.



wird ein System dabei sehr komplex.<sup>174</sup>

Systeme können dabei natürliche, künstliche oder spontane Ordnungen im Sinne selbst organisierender Systeme sein.<sup>175</sup> Systeme entwickeln eine Permanenz, indem sie sich ausbilden und differenzieren und füreinander ‚Umwelt‘ werden<sup>176</sup>. Ein System konstruiert eine ‚Umwelt‘ und lässt sich auf diese ein; bei einem zu großen Unterschied zerbricht das System daran.<sup>177</sup>

Die funktionale Systemtheorie beschreibt Gesellschaft und politisches System als Input-Output-Modell; der Input sind alle Forderungen, die aus der Gesellschaft an die Politik gestellt werden.<sup>178</sup> Weihe verweist auf Luhmann, dass in diesem Modell Verbände Formulierungshilfen für Politik leisten und Politik dann mögliche Alternativen zur Wahl stellt.<sup>179</sup> "Im Sinne Luhmanns sind Vereine demnach Organisationssysteme, die nicht von Personengruppen, sondern von den Handlungen der Personen bestimmt werden. Die Bedingungen der Mitgliedschaft basieren auf bestimmten Verhaltenserwartungen, die mittels Satzung, Geschäftsordnung etc. formalisiert sind. So gesehen sind Vereine formale Organisationen. Im Unterschied zu den Interaktionssystemen, die durch spontane Interaktion geprägt sind, erfolgt der Eintritt in die formale Organisation Verein durch die Entscheidung, und die Mitgliedschaft ermöglicht dann die Wahrnehmung systemspezifischer Rollen."<sup>180</sup>

Durch die ‚Dekonstruktion von Sicherheit‘ wird die politische Aushandlung immer mehr von Symbolen und Taktik statt von Wissen und Rationalität geprägt.<sup>181</sup> Die Systemtheorie postuliert, dass die Steuerung Verringerung von Differenz ist, wobei Steuerung immer Selbststeuerung eines Systems ist. Die Einheit, die sich dabei selbst steuert, ist eine Operation sozialer Systeme, also keine greifbare Einheit. Steuerung ist somit auf die Gesellschaft nicht anwendbar, eine Reduktion von Komplexität „[...] kann die System-Umwelt-Differenz nicht negieren, sondern sie setzt sich voraus.“<sup>182</sup> Andere

---

<sup>174</sup> Malik 1993: 236

<sup>175</sup> Malik 1993: 125 verweist hier auf Hayek

<sup>176</sup> Weihe 1979: 140

<sup>177</sup> Luhmann 2009: 5

<sup>178</sup> Weber 1977: 51

<sup>179</sup> Weihe 1979: 141

<sup>180</sup> Kroll 1991: 78 f., verweist hier auf Luhmann 1976: 39 ff.

<sup>181</sup> Bogner, Menz 2005: 13

<sup>182</sup> Preyer 2008: 291

Autoren teilen diese pessimistische Sicht nicht.<sup>183</sup>

### 2.2.6 Dritte-Sektor-Forschung

Schon 2002 weist der Enquete-Bericht des Deutschen Bundestags<sup>184</sup> auf den Spagat der Verbände zwischen Ideal und Zweck, Dienstleistung und Sozialbewegung hin. Die Rolle der Verbände als Teil des Dritten Sektors ist in der Begründung bedeutsam: Nach Einschätzung von Etzioni<sup>185</sup> sind weder Staat noch Markt in der Lage, den Wohlfahrtsstaat grundlegend zu erneuern. Den Dritten Sektor sieht er stattdessen mit Vorteilen durch die Nicht-Gewinnorientierung und die ethische Antriebskraft. Organisationen des Dritten Sektors zeichnen sich dabei durch einen geringeren Grad an Rationalität und Formalität, dafür durch einen hohen Grad an Solidarität aus. Anheier und Seibel schlagen den Begriff für alle Institutionen vor, die keine Bürokratien oder Regierungsstellen und nicht profitorientiert sind.<sup>186</sup> Zimmer<sup>187</sup> ordnet das Bürgerengagement der Mikroebene, den Dritten Sektor der Meso-Ebene zu.

Der ‚Dritte Sektor‘ wird auch als Argument genutzt, um Zuschüsse und Staatshilfen zu kürzen. Anheier und Seibel verweisen auf die Reagan-Ära in den USA.<sup>188</sup> Es gibt auch kritische Stimmen, die den Dritten Sektor als Bereich sehen, in den Arbeitstätigkeiten außerhalb des tariflichen Rahmens verlagert werden.<sup>189</sup> In jedem Fall wächst der Dritte Sektor durch demografischen Wandel und staatliche Programme. Dabei nimmt seine politische Bedeutung zu, die soziale Einbettung und der Millieubezug dagegen ab.<sup>190</sup>

Der Sozialkapitalansatz (siehe Kapitel 2.5) reflektiert im ersten Schritt auf die individuelle Ebene und trifft Aussagen über das Engagement (auch in gemeinnützigen Organisationen), die Dritte-Sektor-Forschung betrachtet die Institutionen. Dabei kann der Dritte Sektor sogar eine a-moderne Nische in einer rationalen Kultur sein.<sup>191</sup> Die Zivilgesellschaftsdebatte (siehe Kapitel 3.3.1) wiederum betrachtet unter anderem die Abstimmungsprozesse zu einem guten und gerechten Leben. Orte dieser Debatte

<sup>183</sup> Siehe z. B. Mayntz, Scharpf 1995: 11

<sup>184</sup> Enquete-Kommission 2002: 570

<sup>185</sup> 1973, zitiert nach Zimmer, Vilain 2005: S. 16

<sup>186</sup> Anheier, Seibel 1990: 7, 12 [1990b]

<sup>187</sup> Zimmer 2000: 40

<sup>188</sup> Anheier, Seibel 1990c: 382

<sup>189</sup> Notz 1999: 35

<sup>190</sup> Anheier 2000: 18 f., 23

<sup>191</sup> Anheier 1990: 51

können wiederum die gemeinnützigen Organisationen sein.

### 2.2.7 Organisationssoziologie

Die Organisationssoziologie will pragmatisch „[...] die Erklärung menschlichen Handelns als Auswahl aus Handlungsalternativen [...]“<sup>192</sup> leisten. Sie ist dabei interdisziplinär und international.<sup>193</sup>

In hoch arbeitsteiligen Industriegesellschaften spielt die soziale Beziehung ‚Organisation‘ eine zentrale Rolle.<sup>194</sup> Die hohe Komplexität in Organisationen macht Kommunikation und Koordination zur zentralen Aufgabe.<sup>195</sup> „Organisationen sind [dabei] von Menschen geschaffene Phänomene und somit Bestandteil der Kultur.“<sup>196</sup> Häufig kommt es zu einer Ex-Post-Begründung von getroffenen Entscheidungen.<sup>197</sup> Dabei ist die Effizienz nur ein Kriterium für den Erfolg einer Organisation.<sup>198</sup> Die Betrachtung der politischen Ökonomie hat die soziologische Betrachtung der Organisation vernachlässigt.<sup>199</sup> Das Handeln von Organisationen geschieht dabei immer in vielfältigem Austausch und Abhängigkeiten von der Umwelt.<sup>200</sup> Dabei geht es um menschliche Probleme, das Verhältnis der Individuen untereinander.<sup>201</sup>

Die Grundlegung dieser Theorie findet sich bereits in Webers Bürokratietheorie. Danach haben professionalisierte arbeitsteilige Organisationen einen systematischen Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen sozialen und politischen Ordnungen.<sup>202</sup> Organisation wiederum kann die Mobilisierung von Interessen und Partizipation verhindern.<sup>203</sup>

Durch Lernprozesse werden die in Organisationen liegenden Potentiale freigelegt.<sup>204</sup> Eine Organisation wird nur als solche – und nicht als Einzelmitglied – wahrgenommen, wenn sie in der Lage ist, eine Willensbildung herbeizuführen und das Handeln der

<sup>192</sup> Denz 2005: 19; auch Soeffner 2008: 8

<sup>193</sup> Preisendörfer 2011: 11

<sup>194</sup> Alemann 1987: 25

<sup>195</sup> Malik 1993: 9

<sup>196</sup> Rosenstiel 2007: 225

<sup>197</sup> Malik 1993: 197

<sup>198</sup> Preisendörfer 2011: 147

<sup>199</sup> Anheier, Seibel 1990: 382

<sup>200</sup> Preisendörfer 2011: 131

<sup>201</sup> Trompenaars, Hampden-Turner 2007: 26

<sup>202</sup> Weber, Winckelmann 1972: 815-868

<sup>203</sup> Reutter, Rütters 2007: 122

<sup>204</sup> Lamping 2006: 30; siehe auch Wilke 2006: 126

Organisation zu steuern.<sup>205</sup> Das Modell ist zu erweitern um Beziehungen zwischen Körperschaften, bei denen Personen nur Agenten sind.<sup>206</sup> Coleman sieht darin ein entscheidendes Charakteristikum für Modernisierung. Die Menschen sind in vielfältigen Beziehungen zwischen Organisationen und Individuen involviert. Dadurch entstehen neue Abhängigkeiten.<sup>207</sup> Organisationen sind daher keine monolithischen Gebilde, sondern Handlungsräume, die durch Konflikte, Interessen, Koalitionen und Aushandlungen geprägt sind<sup>208</sup>.

### 2.2.8 Prinzipal-Agent-Theorie

In dem Prinzipal-Agent-Modell übergibt ein Prinzipal (Klient, Wähler, Bürger) Aufgaben und Kompetenzen auf Basis einer Vereinbarung an einen Agenten, dieser erhält dafür eine Vergütung. Es existiert aber eine Asymmetrie bei den Punkten ‚Information‘ und ‚Risiko.‘<sup>209</sup> Diese Agenturtheorie begreift Organisationen als Netzwerk solcher Auftragsbeziehungen. Dabei ist die Interessenvertretung nicht mit den Postulaten der Gleichheit und Neutralität einer säkularen politischen Ordnung in Deckung zu bringen.<sup>210</sup> Auch besteht immer die Gefahr, parlamentarische Entscheidungsstrukturen durch Elitenkonsens abzulösen.<sup>211</sup> Demokratie gestaltet sich dabei als Widerstreit und Konsensbildung.<sup>212</sup>

Autoren wie Michels oder Eldersveld formulierten Grundlagen für die Verbändeforscher, die sich mit der Analyse von Strukturmustern und Willensbildungsprozessen beschäftigen. Michels hat dies anhand von Parteien untersucht und kommt zu dem Schluss, dass eine ‚Herrschaft der Gewählten über die Wähler‘ entstehen kann,<sup>213</sup> da die Entwicklung oligarchischer Strukturen durch mehrere Faktoren begünstigt werden kann:

- Die Arbeitsteilung und Spezialisierung bedingt ein fachlich professionalisiertes Führungskorps.

---

<sup>205</sup> Mayntz, Scharpf 1995: 50

<sup>206</sup> Coleman, Sukale 1992: 279

<sup>207</sup> Huinink 2005: 247

<sup>208</sup> Badura et al. 2006: 187

<sup>209</sup> Saam 2002: 2, 100, ebenso 35; auch Preisendörfer 2011: 106

<sup>210</sup> Willems 2001: 98

<sup>211</sup> Lompe 1982: 24

<sup>212</sup> Weber 2000: 216

<sup>213</sup> Michels 1989: 370 f.

- Die Inkompetenz sowie das Verehrungs- und Führungsbedürfnis der Massen bedingt die Auswahl charismatischer Führer.
- Gleichzeitig wird auf individueller Ebene die menschliche Lust zum Herrschen gesteigert.<sup>214</sup>

Andere Autoren wie Eldersveld<sup>215</sup> gehen von einer ‚Balkanisierung der Machtbeziehungen‘ aus, da eine oligarchische Entwicklung dem Interesse einzelner Führungspersönlichkeiten entgegenlaufen würde.

### 2.2.9 Neue Politische Ökonomie

Während das pluralistische Paradigma verkürzt die ‚Findung des Gemeinwohls durch Interessenkonkurrenz‘ lautet, vertritt die Neue Politische Ökonomie die Ansicht, dass Interessen nicht gleich gut organisierbar sind, da die frei zugänglichen Kollektivgüter „... von allen konsumierbar [sind], ohne für deren Bereitstellung individuelle Kosten übernehmen zu müssen.“<sup>216</sup>

Ein Hauptvertreter dieser Schule, Mancur Olson, hat den Einfluss mikroökonomischer individueller Nutzenmaximierung auf makroökonomische Effekte gezeigt und damit Fragen aufgeworfen, „[...] inwieweit sich unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen tatsächlich zur Durchsetzung gemeinsamer Ziele organisieren lassen.“<sup>217</sup>

Nach Robert Salisbury ist das Erfolgskriterium für eine Interessengruppe die Akzeptanz am Markt. Die Erfüllung der Aufgaben misst sich daran, ob Individuen der Organisation beitreten und in ihr bleiben. Dieser Entschluss wiederum wird aufgrund persönlicher Präferenzen getroffen. In dieser Theorie wird der Verband von einem ‚politischen Unternehmer‘ gegründet, der den Verband auf dem Markt anbietet und selbst auch einen Gewinn erhält, der sowohl immateriell als auch materiell sein kann.<sup>218</sup> Gleichzeitig übernimmt der ‚politische Unternehmer‘ die Vertretung der politischen Interessen seiner Mitglieder. Dabei bleibt in der Diskussion umstritten, ob die Mitgliedschaft in einem Verband mit dem Kauf von Gütern auf einem Markt

---

<sup>214</sup> Michels 1989: 24-86

<sup>215</sup> Eldersveld 1964: 9

<sup>216</sup> Sebaldt 2006: 19

<sup>217</sup> Leuffen 2006: 94 ff.

<sup>218</sup> Stern 2006: 115

gleichgesetzt werden kann.<sup>219</sup> Interessengruppen können als Produzenten öffentlicher Güter angesehen werden, da sie mehr Bürger vertreten, als sie selbst Mitglieder haben.<sup>220</sup>

Die Motivation der Verbandsmitglieder und ihre Verhaltensmuster werden von Sebaldt mit den von Hirschmann geprägten Begriffen *exit*, *voice* und *loyalty* beschrieben.<sup>221</sup> Diese stark nutzenorientierte Sicht beschreibt, dass ein Mitglied zwischen konkurrierenden Verbänden wechseln (*exit*) kann. Sollte es hierzu nicht gewillt oder in der Lage sein, kann es protestieren oder aufbegehren (*voice*). Ausgangspunkt ist dabei ein Leistungsrückgang des Verbands. Auch loyales Verhalten (*loyalty*) gegenüber dem Verband ist denkbar, neben der nicht ökonomisch-rationalen Betrachtung (einer hohen Identifikation)<sup>222</sup> kann diese aber auch aus rein berechenbaren Nutzenerwartungen resultieren.<sup>223</sup>

### 2.2.10 Konflikttheorie

Nach diesem Ansatz, der auf die von Marx aufgezeigte Bedeutung innergesellschaftlicher Konfliktlinien für die Formierung von Verbänden hingewiesen hat, sind Verbände „[...] Indikator und Voraussetzung für gesellschaftliche Interessenvertretung zugleich [...]“.<sup>224</sup> Danach gibt es auch in demokratischen Gesellschaften herrschende Interessen bestimmter Gruppen oder Schichten.<sup>225</sup> Triebkräfte gesellschaftlicher Entwicklung können endogene oder exogene Ursachen haben.<sup>226</sup> Marx sah ökonomische Bedingungen als Triebkraft an, Durkheim führte stattdessen soziale, demografische und auch technologische Faktoren auf.<sup>227</sup> Die marxistische Theorie erweiterte den Ansatz nicht nur auf Sozial-, sondern auch auf Klassenkonflikte. Verbände sind damit Resultat der Konflikte und ab einem gewissen Punkt nicht mehr notwendig.<sup>228</sup>

---

<sup>219</sup> Stern 2006: 122 ff.

<sup>220</sup> Weißels 2007: 90

<sup>221</sup> Sebaldt 2006: 21

<sup>222</sup> Nerb 2006: 137 f.

<sup>223</sup> Sebaldt 2006: 21

<sup>224</sup> Sebaldt 2006: 22

<sup>225</sup> Sebaldt, Straßner 2004: 45

<sup>226</sup> Niedenzu 1995: 172

<sup>227</sup> Coleman, Sukale 1992: 378

<sup>228</sup> Lösche 2007: 106

Niedenzu führt aus: "Soziale Konflikte sind strukturell erzeugte Gegensatzbeziehungen zwischen Elementen einer Gesellschaft als existierender Grundgesamtheit [...]. Ohne dass soziale Konflikte manifest werden müssten, sind sie latent in jedem sozialen Strukturzusammenhang mitgegeben. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Annahme von Dahrendorf, dass Konflikte sich grundsätzlich dichotomisieren, also ausgetragen werden zwischen immer nur zwei sich gegenüberstehenden Elementen."<sup>229</sup> Im Folgenden verweist er<sup>230</sup> auf Dahrendorf, der 1965 und 1972 ausgeführt hat, dass das gesellschaftliche Zusammenleben durch Normen erzwungen werden muss und daher zu ‚Norm‘ und ‚Sanktion‘ auch das Element ‚Herrschaft‘ hinzutreten muss.

Ein wichtiger Aspekt dieser Theorie ist die Verabschiedung von der in der Pluralismustheorie verankerten Interessenfreiheit des Staats. Nach Laski und seinem Postulat des ‚Pluralismus der Souveränitäten‘ kann der Staat aber nicht interessenlos sein, da er im Sinne der Majorität handeln muss.<sup>231</sup> Der Staat unterscheidet sich dabei nur durch die Zwangsmitgliedschaft von anderen Verbänden.<sup>232</sup> Die Durchsetzungsfähigkeit eines Verbandes hängt nach Offe von der Organisationsfähigkeit, der Konfliktfähigkeit sowie der Negotiabilität ab.<sup>233</sup> Durch die unterschiedliche Organisationsfähigkeit der Interessen ist laut Offe das Theorem der demokratischen Chancengleichheit zu verwerfen.<sup>234</sup>

Raeithel weist darauf hin, dass unterprivilegierte Gruppen keine organisatorische Macht haben, um sich gegen privilegierte Gruppen durchzusetzen.<sup>235</sup> Eine Konfliktfähigkeit sei dabei in der Androhung oder Durchsetzung einer Leistungsverweigerung. Eine reine Organisationsfähigkeit reicht dafür nicht aus.<sup>236</sup> Feste Bündnisse zwischen Verbänden und Parteien lösen sich auf und werden zu temporären Verbindungen je nach Situation und Regelung.<sup>237</sup>

---

<sup>229</sup> Niedenzu 1995: 174

<sup>230</sup> Niedenzu 1995: 178 f.

<sup>231</sup> Sebaldt 2006: 23

<sup>232</sup> Stern 2006: 171

<sup>233</sup> Straßner 2006: 188

<sup>234</sup> Straßner 2006: 189

<sup>235</sup> Raeithel 1980: 68

<sup>236</sup> Offe 1969: 169; auch Offe 1973: 369

<sup>237</sup> Winter, Willems 2009: 24 (verweisen auf Bandelow 1998: 149, 210, 237)

### 2.2.11 Politiknetzwerke

Traditionelle Modelle der Interessenvermittlung werden in diesem Ansatz erweitert: Der Staat ist nur ein Akteur unter mehreren, auch andere Einheiten agieren selbständig und mit eigenen Interessen. Die Beziehungen der Akteure sind sozialer, ökonomischer und politischer Art. Die Politiknetzwerke sind daher Reaktion auf veränderte Strukturen in Staat und Gesellschaft.<sup>238</sup> Eine klare Trennung zwischen „[...] staatlichem Steuerungssubjekt und gesellschaftlichem Steuerungsobjekt [...]“ kann dabei nicht mehr gezogen werden<sup>239</sup>.

Gellner und Glatzmeier weisen auf die Verbindung zur Korporatismustheorie hin: Insbesondere in den USA wird eine Machtelite (power elite) gesehen; die gewählten Repräsentanten verlören danach Macht an Interessengruppen und Bürokratien.<sup>240</sup>

### 2.3 Gesundheitssoziologie

Die Gesundheitssoziologie untersucht die Rahmenbedingungen für Gesundheit und Krankheit von Menschen, die wiederum einen starken Einfluss auf das individuelle Gesundheitsverhalten haben. Dabei wird nicht nur das medizinische Versorgungssystem untersucht, sondern alle gesellschaftlichen Infrastruktursysteme.<sup>241</sup> Die Analyse menschlichen Handelns reflektiert dabei nicht auf isolierte Individuen, sondern auf ihr Handeln als Mitglieder von Gemeinschaften.<sup>242</sup> Die Trennung in Natur- und Sozialwissenschaften hat sich bei der Ursachenforschung als negativ erwiesen.<sup>243</sup>

Bedingungsfaktoren für Gesundheit und Krankheit sind in folgenden Faktoren zu finden:

- personale Faktoren incl. Genetik,
- Verhaltensfaktoren wie Essen, körperliche Aktivität und Psychohygiene sowie
- Verhältnisfaktoren wie Sozioökonomie, Bildung und wirtschaftliche Verhältnisse.

---

<sup>238</sup> Bazant, Schubert 2007: 418- 425

<sup>239</sup> Schön 2002: 15

<sup>240</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 22

<sup>241</sup> Hurrelmann 2006: 8 ff.

<sup>242</sup> Ernst et al. 2002: 33 f.

<sup>243</sup> Badura et al. 2006: 184



Aus wissenschaftlicher Sicht beeinflussen sich diese Faktoren gegenseitig und sind daher in der Forschung auch nicht isoliert zu betrachten.<sup>244</sup> Für die Gesamtbevölkerung kommt dem Gesundheitsverhalten eine Schlüsselrolle zu. Dabei hat „Die ausschließliche wirtschaftliche Orientierung des Gesundheitswesens [...] zu katastrophalen Gleichgewichtsverlusten geführt.“<sup>245</sup>

Die Rolle von Migranten in Gesellschaften und deren Gesundheit berührt ebenfalls diese Untersuchung. In Deutschland sind Migranten berufsbedingt höheren Gesundheitsbelastungen ausgesetzt.<sup>246</sup> In den USA hat die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS – auch mit Blick auf die NCI-Statistik – separate Informations- und Aufklärungskampagnen nach Ethnien und Muttersprachen aufgelegt.

Neben dem Zugang zu zentralen Ressourcen der Gesellschaft wird erhebliches gesundheitliches Potential in Netzwerken und der damit verbundenen sozialen Anerkennung und Unterstützung gesehen. So hat eine enge menschliche Bindung disziplinierende und kontrollierende Effekte für das Verhalten insgesamt und damit auch für das Gesundheitsverhalten. Unterschiedliche Gruppen bieten dabei unterschiedliche Formen der Unterstützung:

- Familien mit einem Norm- und Regelwerk unterstützen häufiger bei Pflegefällen usw.,
- Freunde und Bekannte können eine wichtige Informations- und Unterstützungsquelle sein,
- Freunde werden nicht als „Helfer“ im engeren Sinne gesehen und sind daher ideale Unterstützer bei Entscheidungen und Lebenskrisen.<sup>247</sup>

Der Begriff des Sozialkapitals (siehe Kapitel 2.5) beinhaltet durch den Kapitalbegriff die „[...] Gestaltbarkeit der sozialen Unterstützungs- und Integrationsnetzwerke [...]“<sup>248</sup> Hier ist also die soziale Ungleichheit zu berücksichtigen, denn obere sozioökonomische Schichten können dieses ‚Kapital‘ leichter bilden. Kreckel verweist auf Hradil und stellt ungleichheitsrelevante Makro-Milieus dar.<sup>249</sup> Dabei ist die soziale Ungleichheit von

---

<sup>244</sup> Hurrelmann 2006: 20 ff.

<sup>245</sup> Schipperges 1996: 12

<sup>246</sup> Hurrelmann 2006: 47

<sup>247</sup> Hurrelmann 2006: 81 f.

<sup>248</sup> Hurrelmann 2006: 83

<sup>249</sup> Kreckel 2004: 129 f.

sozialer Differenzierung zu unterscheiden.<sup>250</sup> Autoren wie Beck und Berger verwerfen allerdings diese Gruppenperspektive und gehen davon aus, dass Menschen unterschiedliche soziale Lagen ‚durchlaufen.‘<sup>251</sup>

Die gängigen Theorien gehen davon aus, dass sich soziales Kapital durch Festigung von Netzwerken auf lokaler Gemeindeebene besser bildet. Durch das größere Ausmaß an Vertrauen steigt wiederum die Problemlösungsfähigkeit, die Spannungen und damit Unterschiede zwischen den Bevölkerungsgruppen werden reduziert, und der Gesundheitsstatus aller Bevölkerungsgruppen steigt.<sup>252</sup>

## 2.4 Salutogenese und Prävention

Das Konzept der Salutogenese sieht Gesundheit und Wohlbefinden, wenn

- Menschen verstehen, was ‚vorgeht‘,
- das Gefühl haben, an einem Prozess beteiligt zu sein und
- das Gefühl haben, dass das, was vorgeht, einen Sinn hat.<sup>253</sup>

Die hier vorgelegte Arbeit spricht alle drei Bereiche an:

- Wo bekommt ein Patient/Angehöriger Informationen?
- Wie gibt es Identität, Anerkennung<sup>254</sup> und Würde?<sup>255</sup>
- Wo sind Unterstützungsinstanzen für Erkrankte?<sup>256</sup>

Soziale Wirklichkeit ist dabei „[...] Produkt von bewusstem menschlichen Handeln in Vergangenheit und Gegenwart [...].“<sup>257</sup> Das Konzept der Salutogenese will gerade dies aufzeigen.<sup>258</sup> Eine Trennung von gesundheitlicher und sozialer Versorgung ist daher kontraproduktiv.<sup>259</sup> Es ist auch kein Makel, notwendige Hilfe und Unterstützung in Anspruch zu nehmen.<sup>260</sup> Badura<sup>261</sup> zeigt ein heuristisches Modell der Salutogenese.

---

<sup>250</sup> Kreckel 2004: 16

<sup>251</sup> Kreckel 2004: 139

<sup>252</sup> Hurrelmann 2006: 83 f.

<sup>253</sup> Ausführlich Rückert, Ondracek et al. 2006

<sup>254</sup> Richter 1985: 261

<sup>255</sup> Schipperges 1996: 27

<sup>256</sup> Schaeffer, Moers 2004: 19

<sup>257</sup> Kreckel 2004: 14

<sup>258</sup> Großkinsky 2009: 32

<sup>259</sup> Schaeffer, Moers 2004: 29

<sup>260</sup> Großkinsky 2009: 25

<sup>261</sup> Badura 1983: 34; zitiert in: Franz 1986: 29

Gesundheit wird so als gelungene Verarbeitung von innerer und äußerer Realität gesehen,<sup>262</sup> die zu Ich-Identität führt.<sup>263</sup>

Der Schwerpunkt der Ausgaben im deutschen Gesundheitswesens liegt bei Diagnose und Therapie, während die Prävention mit 3 Prozent der Ausgaben eher zu vernachlässigen ist.<sup>264</sup> Badura schreibt: „Unser eigenes Gesundheitsverständnis entstammt einer soziopsychosomatischen Denktradition [...]“<sup>265</sup> Während Prävention Krankheitsrisiken mit dem Ziel fokussiert, sie zu minimieren, zielt die Gesundheitsförderung „[...] auf die Stärkung personaler und sozialer Ressourcen für die Gesunderhaltung und Gesundung.“<sup>266</sup> Die primäre Prävention fordert daher strukturelle Veränderungen von Medizin und Gesundheitspolitik.<sup>267</sup> Neben den biologischen sind die sozialen Selbstheilungs- und Gestaltungskräfte zu berücksichtigen. Der Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen hat die Patientenrechte in Form eines Partnerschaftsmodells 1992 erstmals aufgegriffen, der Patient soll innerhalb des vom Arzt vorgegebenen medizinischen Rahmens eigene Entscheidungen treffen. Damit soll es zu einem Paradigmenwechsel kommen, das gesamte Gesundheitswesen soll dem Patient zur Seite stehen.<sup>268</sup>

Neben den Maßnahmen zur Gesundheitsförderung ist die Prävention in ihren drei Ausprägungen der Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention angesichts einer alternden Bevölkerung und damit mehr potentiellen Krebsbetroffenen wichtig. Die Wirksamkeit der Maßnahmen wird dabei unterschiedlich eingeschätzt und kontrovers diskutiert. In der Relevanz für mögliche Aktionsfelder von Verbänden sind zum Beispiel die Prävention als Minimierung von Krankheitsrisiken und die Gesundheitsförderung als Stärkung personaler und sozialer Ressourcen für die Gesunderhaltung und Gesundung genannt. Daneben ist die „[...] im internationalen Vergleich [...] grundsätzliche Trennung zwischen ambulanter und stationärer medizinischer Versorgung eine Besonderheit des deutschen Gesundheitssystems.“ Mit Entwicklung der Integrierten Versorgung wie Disease-Management-Programmen (DMP) ist mit

---

<sup>262</sup> Hurrelmann 2013: 3

<sup>263</sup> Hurrelmann 2013: 7

<sup>264</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 10

<sup>265</sup> Badura 1994: 285; siehe auch Badura et al. 2006: 192

<sup>266</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 47

<sup>267</sup> Deppe 1987: 156

<sup>268</sup> Kranich 2002: 55

einem Abbau dieser Trennung zu rechnen<sup>269</sup>.

Dabei geht es um die Überwindung von Systemgrenzen, indem die Probleme und Bedürfnisse des zu Versorgenden in den Mittelpunkt gestellt werden. Bereits 1994 sah Badura hier Ansätze für eine Trennung von Akut- und Langzeitversorgung und plädierte für eine patientenorientierte Reorganisation.<sup>270</sup> Stichworte sind hier ‚Versorgungsketten‘, Ambulatorien und das Aufbrechen von Strukturen durch Dehospitalisierung und das Dispensaire-Prinzip.<sup>271</sup> Aus diesem Themenkomplex ergeben sich für Verbände viele Fragen und damit auch Ansatzpunkte für konkrete Arbeit, sowohl als Angebot als auch im politischen Bereich:

- Was macht Menschen gesund, was krank?
- Was brauchen Erkrankte in welchem Stadium ihrer Erkrankung, auch in der Nachsorge?
- Wer, welche Institution hilft ihnen? Und:
- welche Voraussetzungen sind dazu notwendig?

## 2.5 Sozialkapital

Dieses Kapitel stellt verschiedene Aspekte von Sozialkapital dar. Zum Schluss wird der Ansatz in Kapitel 2.5.7 in der Anwendbarkeit auf dieses Forschungsvorhaben diskutiert.

Dimensionen des Sozialkapitals sind<sup>272</sup>

- Organisation: formell, informell
- Kontakte: hohe vs. geringe Dichte
- Zwecke: Innen- / Außenorientierung
- Sozialstruktur: brückenbildend vs. bindend

Ressourcen von Sozialkapital sind

- Netzwerke wie Familie, Freunde, Nachbarn, Kollegen, Mitgliedschaften,
- Vertrauen in Personen und Institutionen,
- Normen und Werte (Fairness und Reziprozität)<sup>273</sup>.

---

<sup>269</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 47 ff.

<sup>270</sup> Badura 1994: 265 f.

<sup>271</sup> Badura 1994: 287 ff.

<sup>272</sup> Jütting, van Bentem et al. 2003: 23

Beziehungen, Überzeugungen, Werte und Regeln sind dabei als Grundlagen der Zivilgesellschaft zu sehen.<sup>274</sup> Naidoo und Wills definieren es als „[...] Stärke des sozialen Zusammenhalts und [...] Summe der Erfahrungen aus unseren Kontakten mit nahestehenden und fremden Menschen, die durch gegenseitiges Vertrauen, Akzeptanz, Anerkennung und Respekt geprägt sind. Menschen sind soziale Wesen, und die Qualität der sozialen Interaktionen ist entscheidend für das Wohlbefinden des Einzelnen und der Gemeinschaft. Das Sozialkapital liefert die Grundlage für gemeinschaftliches Handeln zur Förderung des Gemeinwohls.“<sup>275</sup> Für die Bildung von sozialem Kapital sind anerkannte Normen und Umgangsformen innerhalb einer Gruppe notwendig.

Zu unterscheiden sind dabei ‚informelles Sozialkapital‘ aus Beziehungsfähigkeit in der Nähe und ‚formal organisiertes Sozialkapital‘ aus solidarischen Netzwerken.<sup>276</sup> Gabriel et al.<sup>277</sup> wählen hier die Begriffe ‚Beziehungskapital‘ und ‚Systemkapital.‘

"Markus Freitag (2001) hat vor einigen Jahren eine sicher nicht vollständige Synopse von elf Definitionen erstellt. Im Wesentlichen rekurrieren die Definitionen auf einen der beiden folgenden Aspekte: 1. Sozialkapital ergibt sich aus der Zugehörigkeit von Personen zu sozialen Netzwerken und Organisationen. Dies ist die Tocqueville'sche Tradition der Sozialkapital-Diskussion. 2. Verschiedene Definitionen zielen auf gemeinsame Werte und Überzeugungen ab, wobei es insbesondere um Vertrauen und Reziprozitätsnormen geht. Entsprechend gibt es Messverfahren, die die Mitgliedschaft in Organisationen und Netzwerken heranziehen, und Verfahren, die die Beantwortung von Fragen in Umfragen über den Grad des Vertrauens verwenden."<sup>278</sup>

### 2.5.1 Gesellschaftliche Perspektive

Bourdieu hat mit seinem Hauptwerk ‚Die feinen Unterschiede‘<sup>279</sup> (die Kapitalformen

- Ökonomisches Kapital,
- Kulturelles Kapital (verinnerlicht, institutionalisiert, objektiviert), und

---

<sup>273</sup> Franzen, Pointer 2007: 72; auch Westle, Gabriel 2008: 5

<sup>274</sup> Badura 2008: 8; ebenso Schäfer 2006: 56

<sup>275</sup> Naidoo, Wills 2003: 297

<sup>276</sup> Pankoke 2002: 283

<sup>277</sup> Gabriel et al. 2002: 29

<sup>278</sup> Diekmann 2007: 52

<sup>279</sup> Bourdieu 1983 (Neuaufgabe 2016)

- Soziales Kapital als instrumentalisierte Kontakte

unterschieden.<sup>280</sup> Das Sozialkapital definiert er dabei als „[...]eine individuelle Ressource, die wie Vermögen oder Bildung zur Förderung individueller Ziele eingesetzt werden kann. Darüber hinaus verknüpft Bourdieu seine Gedanken über das Sozialkapital mit der Reproduktion sozialer Ungleichheit, da die in Gesellschaften immanente Ungleichheitsstruktur die unterschiedlichen sozialen Gruppen mit einem ungleichen Ausmaß an sozialem Kapital versorgt.“<sup>281</sup>

Bei Bourdieu ist Sozialkapital gebunden an ökonomisches und kulturelles Kapital, also auch Ausdruck von Klassen und Schichten.<sup>282</sup> "Zentrales Thema der Bourdieu'schen Arbeiten ist die Struktur der modernen Gesellschaft als Geflecht von unterschiedlich manifestierten Machtbeziehungen. [...]. Kapital ist dabei nicht nur ein Ermöglichungsfaktor, sondern auch ein Einflussfaktor. Kapitalbesitz und Kapitalakkumulation zählen daher zu den Grundvoraussetzungen der Elitenbildung."<sup>283</sup>

Die Exklusivität kann als Desintegration und soziale Ungleichheit fördern.<sup>284</sup> Sozialer Zusammenschluss ist damit immer Ausschluss von nicht dazugehörenden Personen. Mutz führt aus: „Es sind folglich die Rahmenbedingungen im Auge zu behalten, die insgesamt den Zugang zu Humanressourcen bestimmen. Eine zentrale Herausforderung für eine unterstützende soziale Arbeit wird sein, auch diejenigen zu Bürgerengagement zu aktivieren, die üblicherweise von den Engagementfeldern ausgeschlossen bleiben.“<sup>285</sup>

Die Untersuchungen von Bourdieu berühren im Wesentlichen die Makro-Ebene, in Kapitel 2.5.6 wird die Bildung von Gruppen weiter betrachtet, die Einbeziehung und Teilhabe in Kapitel 6.8.

## 2.5.2 Soziologische Perspektive

Coleman erweitert dabei das Modell um soziale Normen.<sup>286</sup> „Die wichtigste Form von

<sup>280</sup> Bauer, Bittlingsmayer 2006: 793 f..

<sup>281</sup> Franzen, Freitag 2007: 10 f. verweisen hier auf Bourdieu 1983: 190 f.

<sup>282</sup> Roßteutscher, Westle 2008: 23

<sup>283</sup> Vogt 2005: 116

<sup>284</sup> Geißel et al. 2004: 9

<sup>285</sup> Mutz 2002: 23

<sup>286</sup> Vogt 2005: 134 verweist hier auf Coleman 1991: 403

sozialem Kapital sind Verpflichtungen und Erwartungen [...].“<sup>287</sup> Sozialkapital ist dabei eine strukturelle Ressource, sie liegt nicht bei den einzelnen Akteuren, sondern in der Beziehungsstruktur.<sup>288</sup> Die zwischenmenschlichen Beziehungen werden somit selbst zu Kapital.<sup>289</sup> Soziales Kapital berührt danach die Sozialstruktur und die Individuen, die sich in ihr befinden. Es wirkt damit nur, wenn in der Sozialstruktur eben diese Personen handeln – Beziehungen und Netzwerke haben die wichtigste Funktion.<sup>290</sup>

Soziales Kapital ist damit mehr durch soziale Beziehungen definiert als durch Eigenschaften einer Person. Der Nutzen-Maximierer tritt in Austausch, aus dem sich Beziehungen und Vertrauen entwickeln können. In ökonomischen Betrachtungen wird dieser Ansatz um ‚Vertrauen‘ erweitert, das Transaktionskosten in der Gruppe reduziert.<sup>291</sup> In jedem Fall steigt durch bessere Vernetzung und höhere Informationsdichte die Wahrscheinlichkeit eines positiven Effekts auf das Sozialkapital: Enttäuschungen im Austausch werden vermieden, Sanktionen und Kontrolle ermöglicht.

Auf der Mikroebene sind soziale Beziehungen somit Merkmal oder Ressource, „[...] auf der Makroebene Komponenten sozialer Strukturen [...].“<sup>292</sup> Auch zwischen sozialen Einheiten, die nicht Person sind, kann es Beziehungen geben. Dies hat zu einer radikalen Umgestaltung der Gesellschaft in entwickelten Ländern geführt.<sup>293</sup>

Der Ansatz von Coleman berührt somit im Wesentlichen die mikro(soziologische) Ebene, erweitert um Makro-Ansätze. Dieser individuelle und rationale Ansatz wird in Kapitel 2.5.3 auf die Meso- und Makroebene erweitert.

### **2.5.3 Vernetzung und Bürgergesellschaft**

Als Klassiker der Politikwissenschaft und Soziologie dürfen Verweise auf die Schriften von Alexis des Tocqueville, besonders auf ‚Über die Demokratie in Amerika‘<sup>294</sup> auch in dieser Betrachtung nicht fehlen. Strohmeier<sup>295</sup> weist auf Dahrendorf hin, wonach „[...]

<sup>287</sup> Vogt 2005: 132 verweist auf Coleman 1991: 396 ff.

<sup>288</sup> Kriesi 2007: 24

<sup>289</sup> Täube 2002: 70 f.

<sup>290</sup> Pfaff et al. 2005: 84

<sup>291</sup> Franzen, Freitag 2007: 11

<sup>292</sup> Roßteutscher, Westle 2008: 28

<sup>293</sup> Coleman, Sukale 1992: 285

<sup>294</sup> Tocqueville 2006 (Erstausgabe in zwei Bänden 1835 und 1840)

<sup>295</sup> Strohmeier 2005: 68

Tocqueville Frankreich im Sinn hatte, als er Amerika bereiste.“ Smith<sup>296</sup> rät, die Studie [„Über die Demokratie in Amerika“] im Kontext seiner [de Tocquevilles] Sicht auf England und Frankreich zu betrachten. Sowohl zu starkem Individualismus als auch zu starker Staatstätigkeit sah Tocqueville durch Vereinigungen entgegengewirkt.<sup>297</sup> Dabei soll einer ‚Tyrannei der Mehrheit‘ u. a. mit einer ‚weisen Aristokratie‘ entgegengewirkt werden.<sup>298</sup> De Tocqueville hält dazu fest: „Amerikaner jeden Alters, jeden Ranges, jeder Geistesrichtung schließen sich fortwährend zusammen. Sie haben nicht nur kaufmännische und Berufsvereine, [...] sie haben auch noch unzählige andere Arten: [...]. Überall, wo man in Frankreich die Regierung und in England einen großen Herrn an der Spitze eines neuen Unternehmens sieht, wird man in den Vereinigten Staaten mit Bestimmtheit eine Vereinigung finden.“<sup>299</sup>

Franzen und Freitag führen aus: „Die Popularität des Sozialkapitalansatzes in der Politikwissenschaft lässt sich in erster Linie auf die Analysen von Robert Putnam (1993, 1995a, 1995b, 2000) zurückführen. Putnam versteht unter sozialem Kapital allgemeine Aspekte des sozialen Zusammenlebens wie Vertrauen, gemeinschaftsbezogene Werte und Normen oder zwischenmenschliche Kontakte und Netzwerke, welche die soziale Kooperation zum gegenseitigen Nutzen und Wohlergehen fördern. Sozialkapital ist bei Putnams Analysen vornehmlich als Amalgam dreier Elemente zu verstehen: Zum ersten aus der Dichte und Reichweite des Vereinslebens, zum zweiten durch das in sozialen Gruppen erworbene Vertrauen und zum dritten durch eine sozial vermittelte Orientierung an gemeinschaftlichen Werten und Reziprozitätsnormen.“<sup>300</sup>

Putnam sieht sich in seiner Argumentation in der Tradition von de Tocqueville, er führt dazu aus, dass die Bereitschaft der Amerikaner, sich in Vereinigungen und Verbänden zu engagieren, dramatisch gesunken sei.<sup>301</sup> Offizielle Mitgliedschaft sei zwar nur ein Aspekt der Bildung von Sozialkapital, bilde aber ein nützliches Barometer für gesellschaftliches Engagement.<sup>302</sup> Er sieht Ursachen u. a. in der Veränderung der Familienstrukturen, der Zersiedelung, der Medienkultur und unterschiedlichem

---

<sup>296</sup> Smith 1990: 17

<sup>297</sup> Wendt 1996: 30

<sup>298</sup> Smith 1990: 35

<sup>299</sup> Tocqueville, A. d. 2006: 248

<sup>300</sup> Franzen, Freitag 2007: 10 f.

<sup>301</sup> Putnam, R. D. 2000: 48-64

<sup>302</sup> Putnam, R. D. 2000: 49



Rassenhintergrund, aber auch in der Regierungspolitik.<sup>303</sup>

In einer früheren Untersuchung über die Entwicklung von Politik und Wirtschaftsleben in Italien<sup>304</sup> zeigt er einen Zusammenhang zwischen der horizontalen Vernetzung der Bürger in freiwilligen Vereinigungen und der Funktionsfähigkeit politischer Institutionen und der Wirtschaftskraft auf.<sup>305</sup> Freundschaften und Familie geben danach Rückhalt in Krisenzeiten, dieser Effekt verstärkt sich in größeren Netzwerken bis hin zu Gesellschaften.<sup>306</sup>

Putnam kommt es vor allem auf die horizontale Vernetzung an. Horizontale, einvernehmliche Zusammen- und Mitarbeit steht im Gegensatz zu Patronage. Die wirklich erfolgreichen italienischen Regionen in der Untersuchung haben horizontal verknüpfte soziale und politische Netzwerke, und diese lassen sich über einen langen Zeitraum nachweisen. Vertrauen, Normen und Netzwerke unterstützen sich gegenseitig.<sup>307</sup> Die horizontalen Beziehungen schaffen Öffentlichkeit und artikulieren Interessen, Sub-Politik und Lobby geschehen dabei durch die horizontale Vernetzung von Akteuren.<sup>308</sup> Gerade durch diese horizontale Vernetzung fördert das soziale Kapital eine Verbindung zwischen privatem Erfolg und Gemeinnutz.<sup>309</sup> Die Ausprägung kann ein exklusiver Club sein („Bonding“) oder gesellschaftliche Grenzen überwinden („Bridging“).<sup>310</sup>

Putnam weist auch auf die Rolle von Institutionen hin: Er sieht diese als Hauptakteure, im 20. Jahrhundert hätten sich Ehrenamt und Philanthropie stärker organisiert und professionalisiert.<sup>311</sup> Putnam argumentiert normativ:<sup>312</sup> Physikalisches Kapital gehört zu Objekten, humanes Kapital zu Menschen, soziales Kapital zu den Verbindungen zwischen Ihnen. Daraus leitet er sofort auf die Zivilgesellschaft ab.<sup>313</sup> Das Erlernen von Verhaltensweisen in Organisationen qualifiziert sowohl zum Wirtschaftsbürger als auch

---

<sup>303</sup> Putnam, R. D. 2000: 277-284

<sup>304</sup> Putnam et al. 1993, später auch ergänzend Putnam 2001

<sup>305</sup> Badura 2006: 5

<sup>306</sup> Putnam 2001: 18 f.

<sup>307</sup> Putnam et al. 1993: u. a. 115; auch Kriesi 2007: 35

<sup>308</sup> Weber 2000: 216

<sup>309</sup> Pankoke 2002: 284

<sup>310</sup> Geißel et al. 2004: 10; dazu auch Zimmer, Villain 2005: 57

<sup>311</sup> Putnam 2000: 117

<sup>312</sup> Aber auch: Helmbrecht 2005: 7

<sup>313</sup> Putnam 2000: 19; dazu auch Kriesi 2007: 27

zum Staatsbürger.<sup>314</sup> Formale Institutionen reduzieren dabei Transaktionskosten.<sup>315</sup> Buchstein sieht diese Argumentation sogar in der Tradition von Autoren wie von Stein.<sup>316</sup> In Tocqueville'scher Tradition sieht Putnam jede Form von Vereinigung/Verband als Möglichkeit, Machtmissbrauch einer Regierung zu verhindern.<sup>317</sup>

Die Besonderheit der amerikanischen Situation lag nach Skocpol<sup>318</sup> in der klassenübergreifenden Rekrutierung der Mitglieder. Laut Gellner<sup>319</sup> hat schon Tocqueville darauf verwiesen, dass im amerikanischen Kulturraum dabei eher neue Institutionen geschaffen werden, als alte zu modifizieren.

Mitgliederverluste bzw. Rückgang aktiver Teilnahme gibt es in Kirchen, Verbänden, Parteien und Gewerkschaften sowie Ehrenamt.<sup>320</sup> In der Umkehr sind alle modernen Wirtschafts-, Lebens- und Beziehungsformen Ursachen für nachlassende soziale Verbindungen.<sup>321</sup> Putnam sieht empirische Belege für den Rückgang im politischen, religiösen und zivilen Bereich.<sup>322</sup> Hauptindikatoren für zivilgesellschaftliches Engagement sind für Putnam Vereinsleben und Zeitunglesen,<sup>323</sup> daneben „[...] den steigenden Medienkonsum,<sup>324</sup> die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit und die höhere räumliche Mobilität.“<sup>325</sup>

Während Coleman (siehe Kapitel 2.5.2) das soziale Kapital als Ressource von Individuen und kollektiven Akteuren begreift, führt die Akkumulation von Sozialkapital nach Putnam zu wirtschaftlichen, bürgerschaftlichen und demokratischen Vorteilen für das gesamte Gemeinwesen. Dessen Qualität hängt vom Sozialkapital ab, das die Bewohner nutzen können. Im Gegensatz zu Coleman kann es nur durch bürgerschaftliches Engagement gesteigert werden. Gleichzeitig ist es aber – aus dieser

---

<sup>314</sup> Zimmer 2000: 45, auch Geißel et al. 2004: 9

<sup>315</sup> Putnam et al. 1993: 166

<sup>316</sup> Buchstein 2000: 14

<sup>317</sup> Putnam 2000: 338; ebenso Putnam 1999: 69; Helmbrecht 2005: 15 sieht Putnam genau in der Denktradition; ebenso Roßteutscher 2008: 33

<sup>318</sup> Skocpol 2001: 597

<sup>319</sup> Gellner 1995: 254 f.

<sup>320</sup> Putnam 2000: 66-70; Anheier 2000: 23

<sup>321</sup> Putnam 2000: 203

<sup>322</sup> Putnam 2000: 31-92

<sup>323</sup> Field 2008: 36

<sup>324</sup> Putnam 2001: 779

<sup>325</sup> Holtkamp, Bogumil 2007: 543

Einengung – durch staatliche Unterstützung steiger- oder regenerierbar.<sup>326</sup>

Dabei liegen Freiheit, Rechte und Pflichten zusammen; Freiheit benötigt gemeinsame Werte und ein Ziel.<sup>327</sup> Tocqueville hat als Schlüssel zur Demokratie die Gleichheit identifiziert.<sup>328</sup> Weßels<sup>329</sup> sieht dagegen bei Putnam die Betonung politischer Ökonomie und assoziativer Demokratie. Die Organisationen verhinderten Atomisierung und Entfremdung, erzeugten Solidarität, Reziprozität und Vertrauen und qualifizierten Bürger zu demokratischem Handeln. Vogt<sup>330</sup> führt aus, dass Putnam die Komponenten Macht und Ungleichheit in seinem Konzept ausblendet. Große Gesellschaften haben amorphere und sporadisere Kontakte, geformt durch Arbeit, Schule, lokale Umgebung und durch die Freiwilligenorganisationen. In diesem Modell ist direkter Kontakt/Interaktion in formal organisierten Freiwilligenorganisationen essentiell für die Generierung von Normen für das soziale Kapital.<sup>331</sup> Newton betont dabei die externen Effekte durch das Handeln der Organisation.<sup>332</sup>

Das Konzept von Putnam kommt nicht ohne normative Elemente aus, weil es von einem Vorhandensein von Sozialkapital ausgeht. Es ist dadurch aber sehr plausibel und hat eine breite Rezeption erfahren; es berührt die Makro- und Meso-Ebene.

In den Kapiteln 2.5.4 und 2.5.5 werden die bisher dargestellten Ansätze um Kultur und Werte erweitert.

#### **2.5.4 Kulturelle Vernetzung**

Antweiler schreibt in einer umfangreichen Monografie zu Universalien: "Es existiert eine enorme Vielfalt zwischen und innerhalb der Kulturen der Menschen, aber es gibt dennoch viele Phänomene, die in allen Gesellschaften regelmäßig vorkommen. Diese Universalien sind teilweise in der Biologie des Menschen begründet, teils haben sie aber auch andere, soziale, kulturelle und systemische Ursachen. Wir brauchen Kenntnisse über Universalien für eine empirisch fundierte Humanwissenschaft, und

---

<sup>326</sup> Mayer 2002: 36 f.

<sup>327</sup> Freund 1974: 54

<sup>328</sup> Freund 1974: 34

<sup>329</sup> Weßels 2001: 363; dazu auch Weßels, Zimmer 2001: 16

<sup>330</sup> Vogt 2005: 156; gleiche Argumentation auch Kriesi 2007: 31

<sup>331</sup> Newton, K. 1999: 15

<sup>332</sup> Newton, K. 1999: 12

dieses Wissen ist auch praktisch relevant für realistische Lösungen menschlichen Zusammenlebens.“<sup>333</sup>

„Institution“ wird faktisch gleichbedeutend mit „Kultur“ verwandt, weil symbolische und kognitive Elemente wie Mythen, Traditionen und Ideologien Organisationen prägen.<sup>334</sup>

Jede Institution, die nicht zerfallen will, muss Ziele haben, und die Menschen müssen diese Ziele möglichst freiwillig teilen. Menschen sind dabei nach Badura<sup>335</sup> Mehrerer kollektiven Nutzens und erst in zweiter Instanz einzeln vorgehende Egoisten. Eine rein ökonomische Betrachtung greift hier nicht, die von Badura mit Verweis auf Fukuyama vorgeschlagene Betrachtung von Überzeugungen, Werten und Regeln soll daher im Rahmen dieser Untersuchung angewandt werden.<sup>336</sup> Es geht also auch um die der Organisation innewohnenden Kultur.<sup>337</sup> Beides – die vertikale Koordination durch Führung und Regeln und die horizontale Koordination durch internalisierte Normen und Absprachen - machen den Erfolg einer Organisation aus.<sup>338</sup> In dieser Sichtweise sind soziale Netzwerke und Vertrauen Ergebnis von Sozialkapital, sie bilden es nicht.<sup>339</sup>

Schäfer führt aus: „Während auf der einen Seite Vertreter sogenannter 'Rational-Choice'-Ansätze vermuten, dass soziales Vertrauen eine kognitive Kategorie darstellt, die durch Informationen Transaktionskosten senkt und aufgrund rationaler Abwägungen geschenkt wird [...], gehen alternative Ansätze davon aus, dass soziales Vertrauen eine kulturell bedingte, moralische Grundlage hat [...].“<sup>340</sup> Schon 1997 schrieb Fukuyama: „Das soziale Kapital beruht auf nichtrationalen Gewohnheiten und hat seinen Ursprung in ‚irrationalen‘ Phänomenen wie Religion und traditionellen Ethiken.“<sup>341</sup>

Werte, Regeln und Überzeugungen können dabei Sinn geben und Beziehung stiften.<sup>342</sup>

Sie sind Essenz des Sozialkapitals; Netzwerke, Vertrauen und Reziprozität ergeben sich

---

<sup>333</sup> Antweiler 2007: 10

<sup>334</sup> Mayntz, Scharpf 1995: 42

<sup>335</sup> Badura 2010: 4

<sup>336</sup> Badura 2006: 8

<sup>337</sup> Badura 2006: 12

<sup>338</sup> Badura 2006: 13

<sup>339</sup> Badura 2006: 21, hier in direkter Argumentationslinie zu Fukuyama 1996; auch: Schäfer 2006: 73

<sup>340</sup> Schäfer 2006: 73

<sup>341</sup> Fukuyama 1997: 381

<sup>342</sup> Pfaff et al. 2005: 84 f.; Porter 2002: 37 subsummiert die drei Begriffe als ‚Kultur‘

als Resultat daraus.<sup>343</sup> Das alleinige Vorherrschen von Werten schafft kein Sozialkapital.<sup>344</sup> Normen können dabei rational oder irrational gebildet werden.<sup>345</sup>

Der Umgang untereinander ist kulturell bedingt und wird damit auch verschieden gehandhabt.<sup>346</sup> Es reicht nicht aus, Mitgliedschaften zu zählen, solange man die qualitative Komponente von Sozialkapital vernachlässigt; die Natur der Gemeinschaftsaktion und der Wert des Outputs müssen berücksichtigt werden.<sup>347</sup>

Betrachtet man Organisationen und Institutionen in dieser Weise, so können sie Plattform für horizontale Vernetzung und Themenpenetration sein. Heins<sup>348</sup> weist auf die seiner Meinung nach empirische Belanglosigkeit des Zivilgesellschaftsbegriffs hin, bei dem es häufig nur um die Zugehörigkeit (oder eben nicht) zu einer Gesellschaft gehe. Diese ‚Frontstellung‘ sei aber für den Diskurs aufzugeben, welche Gruppen mit welchen solidarisch seien, und wo die Grenzen dafür lägen.<sup>349</sup> Kulturelles Kapital wird durch Klassenzugehörigkeit weitergegeben, und die Bildungslaufbahn determiniert wiederum die Klassenposition.<sup>350</sup> Dabei geschieht die Reproduktion der Ungleichheit immer stärker durch kulturelles statt durch ökonomisches Kapital.<sup>351</sup>

Die hier besonders von Fukuyama und Badura dargestellte Sichtweise, nach der Vernetzung und Vertrauen Ergebnis und nicht Voraussetzung von Sozialkapital sind, wird in der Folge (Kapitel 5.5 und 7.3) aufgegriffen. Vertrauen und Solidarität sind danach kulturelle Ressourcen.

### 2.5.5 Vertrauen und Werte

Luhmann führt aus: „Wer Vertrauen erweist, [...] handelt so, als ob er der Zukunft sicher wäre.“<sup>352</sup> Gleichzeitig findet eine Entlastung von Komplexität statt, die man nicht tragen kann.<sup>353</sup> Im Gegenzug gewinnt das System selbst Zeit, um komplexe Strukturen

---

<sup>343</sup> Badura 2006: 21 weist auf Fukuyama 1999: 2 hin

<sup>344</sup> Fukuyama 2000: 98

<sup>345</sup> Fukuyama 2000: 104

<sup>346</sup> Trompenaars, Hampden-Turner 2007: 28

<sup>347</sup> Fukuyama 2000: 101

<sup>348</sup> Heins 2002: 10

<sup>349</sup> Heins 2002: 12

<sup>350</sup> Rössel 2008: 126; auch 122f.; ebenso Täube 2002: 69

<sup>351</sup> Schwinn 2004: 20

<sup>352</sup> Luhmann 2009: 9

<sup>353</sup> Luhmann 2009: 83; auch Endreß 2002: 30, ebenso Graf 1999a: 100

aufbauen zu können.<sup>354</sup>

Systemtheoretisch lässt sich weiter ausführen: "Vertrauen kann dann im Anschluss an Luhmann (1989) als ein sozialer Mechanismus betrachtet werden, der zur Reduzierung von Handlungsunsicherheit und zur Stabilisierung von Erwartungen beiträgt. Vertrauen bedeutet den Verzicht auf weitere Informationen und stellt daher eine riskante Vorausleistung des Vertrauenden dar (ebd.: 23). Luhmann (ebd.: 34 ff.) unterscheidet im Wesentlichen drei Mechanismen zur Absicherung von Vertrauen, die wiederum zum Sozialkapital-Konzept in Beziehung gesetzt werden können:

- Vertrautheit, die in ihrer einfachsten Form die Erwartung von Kontinuität ist. Dazu können geteilte Werte und Normen beitragen, die aus einer luhmannianischen Perspektive ebenfalls zur Reduktion von Komplexität beitragen.

- Bezugnahme auf die Motivstruktur dessen, dem Vertrauen geschenkt wird: Entweder nachvollziehend auf dem Wege einer Gewinn/Verlustkalkulation, für die die Kenntnis seiner Normen und Werte hilfreich ist. Oder durch eigene Kontroll- und Sanktionsmechanismen der Vertrauenden, wobei die Interaktionen in Netzwerkbeziehungen auch die Funktion solcher Kontroll- und Sanktionsmechanismen besitzen.

- Dauerhaftigkeit der Beziehung, durch die bei Vertrauensbruch der Verlust späterer möglicher Kooperationsgewinne droht - eine Eigenschaft dauerhafter Netzwerke.<sup>355</sup>

Richter weist darauf hin, dass es immer Unwägbarkeiten gibt (er spricht von ‚Geheimnissen‘). Vertrauen ist in diesem Sinn ein notwendiges Element, um ein handlungsfähiges System zu erhalten.<sup>356</sup> Sinnvoll ist, Vertrauen als ‚Gefühl‘<sup>357</sup> und als Ausdruck von Aktion zu unterscheiden. Letzteres hat ökonomischen Outcome.<sup>358</sup>

Etzioni sieht den Menschen als soziales Wesen, dessen Handeln nicht vorrangig durch Nutzen und Rationalität, sondern durch Werte und gesellschaftliche Kontexte bestimmt wird.<sup>359</sup> Badura<sup>360</sup> weist auf den Zusammenhang von Sozialkapital und

---

<sup>354</sup> Luhmann 2009: 117

<sup>355</sup> Feindt 2004: 174 f.

<sup>356</sup> Richter 1985: 244, dazu auch Hellmann 2004: 137

<sup>357</sup> Hierzu Voss 2008: 107

<sup>358</sup> Ogilvy 2005: 17, auch: Field 2008: 61 weist auf Fukuyama 1995, Kapitel 5, und Putnam 2000: 288 hin; weitere: Stolle, Rothstein 2007: 114

<sup>359</sup> Zimmer 2000: 45

<sup>360</sup> Badura 2008a: 137

Vertrauen hin:<sup>361</sup> Vertrauen steigt sowohl zwischenmenschlich als auch in Bezug auf Institutionen, wenn menschliches Handeln berechenbar und problemgerecht bzw. institutionelles Handeln transparent und beeinflussbar ist. „Der Mensch ist [dabei] ein auf Kooperation angelegtes soziales Wesen.“<sup>362</sup>

Schweer und Thies<sup>363</sup> fügen hier neben der affektiven und im Verhalten begründeten auch noch eine kognitive Komponente ein. Vertrauen ist dabei „[...]die subjektive Wahrscheinlichkeit, mit der erwartet wird, dass eine andere Person kooperiert, obwohl sie materiell höhere Auszahlungen bei opportunistischem Verhalten erzielen könnte. [...]“<sup>364</sup> Schüle weist auf die umstrittenen Arbeiten von Tomasello hin, bei denen es um „Helfen in einer Gruppe“ und „Wir-Identität“ geht: "Der amerikanische Anthropologe und Verhaltensforscher Michael Tomasello hat mit genialen Studien immer wieder den Beweis angetreten, dass es in der Natur des Menschen liegt, anderen zu helfen - im Vertrauen darauf, eine gemeinsame Lösung finden zu können. Auch wenn seine Hilfsbereitschaft durch Eigeninteresse motiviert ist, wird der Einzelne ohne Bekenntnis zu einer Wir-Identität, ohne Bereitschaft zu teilen, ohne Impulse zu geben, ohne Wille zu kollaborieren, ohne negatives Denken als Denken der eigenen Beschränktheit, ohne Rücksicht auf die natürlichen Lebensgrundlagen auf keinen grünen Zweig mehr kommen. Will er sich selbst bewahren, muss er den anderen das Gemeinwohl, die Natur zur sozialen Norm erklären und schützen wie sich selbst."<sup>365</sup>

Malik betrachtet die Effekte auf kleine und große Gruppen: "Unsere Emotionen entwickelten sich über Jahrtausende in kleinen Stammesgemeinschaften, deren Regulative die unmittelbar erfahrbaren zwischenmenschlichen Beziehungen, gegenseitiger Schutz, Gehorsam, Solidarität usw. waren. [...] Die von der kleinen Gruppe geprägte Gefühlswelt - und damit alle für diese spezifischen Maßstäbe der Kleingruppenmoral, der sozialen Gerechtigkeit usw. - müssen daher auf fatale Weise mit den Merkmalen der komplexen Großsysteme kollidieren." <sup>366</sup>

---

<sup>361</sup> Ebenso Cohen, Prusak 2001: 29

<sup>362</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 12

<sup>363</sup> Schweer, Thies 2003: 3

<sup>364</sup> Diekmann 2007: 54

<sup>365</sup> Schüle 2011

<sup>366</sup> Malik 1993: 129

Aus Makro-Sicht führt die Tradition zivilen Engagements zu Reziprozität und Vertrauen (Putnam 1993, Fukuyama 1999). Andere Forscher widersprechen dieser Kausalität.<sup>367</sup>

Die Autoren führen aus, dass je nach Sichtweise das generalisierte Vertrauen durch frühkindliche Überzeugungen geprägt wird, oder – wie bei Putnam und Fukuyama – durch über Jahrhunderte tradierte kulturelle Muster.<sup>368</sup>

Newton hält den Begriff ‚Soziale Netzwerke‘ für gerechtfertigt.<sup>369</sup> Er unterscheidet Organisationen mit unterschiedlichen externen und internen Effekten, da sich in einigen Verbänden die Mitgliedschaft auf die Zahlung des Beitrags beschränkt.<sup>370</sup>

Vertrauen in Organisationen speist sich aus Vertrauen in die Leitidee der Organisation sowie die Beobachtung der Leistungen und Kontrollmechanismen der Institution.<sup>371</sup>

Giddens erweiterte den Begriff um ‚Vertrauensintermediäre‘.<sup>372</sup> Wenn Kultur als Summe aller Werte betrachtet werden kann, führen diese internalisierten Standards zu Bindung. Je geringer die Gemeinsamkeiten, desto mehr muss die Gruppe oder Institution an Vertrauen arbeiten – wenn vieles unausgesprochen klar ist, geht eine Abstimmung schneller oder muss erst gar nicht erfolgen. Andere Autoren argumentieren: Je größer eine Gruppe bzw. Gesellschaft ist, desto dringender wird die Frage, ob neben den gemeinsamen Werten und Normen nicht vielmehr gemeinsame Regeln – die in einem demokratischen Verfahren abgestimmt wurden – wichtig sind.

Zwei Sichtweisen sind zu beachten: Entsteht Vertrauen als individuelle Eigenschaft ‚bottom up‘ oder überindividuell ‚top down‘ durch „[...] die Erfahrungen der Bürger mit gesellschaftlichen Institutionen in ihrem weiteren und näheren Umfeld [...]“.<sup>373</sup>

Internalisierte Standards und horizontale internalisierte Ziele – auch zwischen ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern – stehen dabei gegen ‚Befehl und Gehorsam.‘ Eine Mehr-Bildung von Sozialkapital generiert auch mehr Erfolg für einen Verband. Sozialkapital entsteht dabei durch horizontale Vernetzung. Betroffene wollen sich an der Willensbildung beteiligen, Bürger tauschen sich unter Gleichen aus, um den

---

<sup>367</sup> Stolle, Rothstein 2007: 115

<sup>368</sup> Stolle, Rothstein 2007: 114

<sup>369</sup> Newton 1999: 6

<sup>370</sup> Newton 1999: 12

<sup>371</sup> Hellmann 2004: 141 verweist hier auf Lepsius 1997: 285

<sup>372</sup> Endreß 2002: 43

<sup>373</sup> Delhey, Newton 2004: 152 f.



Souverän zu beeinflussen. Dem Verhältnis der Meinungsbildung „top down“ und „bottom up“ kommt dabei eine große Rolle zu: Wie lernt die Organisation?

Bei der Betrachtung, ob Vertrauen Grundlage von Handlungen und Entscheidungen ist (Rational-Choice und weitere Ansätze),<sup>374</sup> oder ob Vertrauen Ergebnis des Sozialkapitals ist (und damit nicht Voraussetzung), wird in dieser Untersuchung mit Bezug auf die bereits zitierten Arbeiten von Fukuyama und Badura der zweite Ansatz für sinnvoller und begründeter gehalten und weiter verfolgt. Der Bezug wird bei der Darstellung der Forschungsergebnisse in Kapitel 6 und bei den Schlussfolgerungen in Kapitel 7.5 deutlich.

### **2.5.6 Gruppen und ihr Zusammenhalt**

Die Forderung nach Subsidiarität setzt voraus, dass kleine überschaubare Kollektive sich untereinander einen Vertrauensvorschuss geben. Die gemeinsamen Werte führen zu gemeinsamen Gruppeneinstellungen und zu kollektivem Verhalten. In der nächsten Ebene überträgt sich dies auf Institutionen und dann auf größere Gemeinschaften wie Staaten. Dieses „Wir“ ist aber auch immer mit Abgrenzung verbunden. Antweiler schreibt dazu: "In allen Kulturen gibt es die Konzeption kollektiver vs. individueller Identität und die Konzeption der "Wir"-Gruppe mit einer Einteilung in Eigengruppe und Fremdgruppe, die deutlicher abgegrenzt sind: „wir“ vs. „sie“, „die“, „andere“. Dieses Phänomen macht den Kern dessen aus, was Ethnologen als "Ethnizität" bezeichnen. Aus humanethnologischer Sicht lässt sich diese Logik beziehen auf eine selbstzentrierte Organisation im Kategorisieren und Behandeln von anderen. Sie unterscheidet drei konzentrische Kreise: (1) Verwandtschaft;<sup>375</sup> (2) Zugehörigkeitskreis (eigene Kultur) und (3) Fremdkreis (außenstehende Kultur, Markl 1986: 85 f.). Dieser Logik folgt auch die Strukturierung wichtiger Konflikte nach in- und out-group, sowohl bei internen Auseinandersetzungen als auch bei Konflikten nach außen (Leach 1982: 118, Pinker 2003: 64, 443)."<sup>376</sup> Eine Gruppe ist dann Ergebnis von materiellen und immateriellen Austauschbeziehungen, die der Versorgung der Mitglieder dienen.<sup>377</sup> Die soziale Attraktivität der zur Gruppe gehörenden Mitglieder bestimmt dabei die Bildung

---

<sup>374</sup> Endreß 2002: 56 f.

<sup>375</sup> dazu auch Coleman, Sukale 1992: 305

<sup>376</sup> Antweiler 2007: 190 f.

<sup>377</sup> Täube 2002: 78

formeller und informeller Gruppen.<sup>378</sup> Die 'Währung', mit der der engagierte Bürger ,bezahlt' wird, ist das ,Wirgefühl'.<sup>379</sup>

Neben gemeinsamen Vorstellungen steigt die Zusammengehörigkeit einer Gruppe durch homogene Sozialstruktur und geringe Fluktuation. Besonders ist die gemeinsame Erfahrung kollektiver Interessenverletzung.<sup>380</sup> Eigene Identität bildet sich dabei in der Kommunikation mit anderen heraus.<sup>381</sup> Soziale Kohäsion ist dabei Maßstab für die Integration in eine Gruppe und kennzeichnet das Zugehörigkeitsgefühl.<sup>382</sup> Das ,Commitment' als innere Bindung und Verpflichtung ist je nach Untersuchung als Kausalbedingung oder als Ergebnisvariable guter Gruppenarbeit gesehen worden.<sup>383</sup> Starke Beziehungen untereinander schränken dabei die Autonomie und Privatsphäre von Einzelpersonen ein.<sup>384</sup> Die Soziobiologie geht davon aus, dass nicht der Familienkreis, sondern die eigene soziale Gruppe den größten Anteil an der erfolgreichen sozialen Eroberung der Welt durch den Menschen hatte.<sup>385</sup> Kultur wirkt sinn- und beziehungsstiftend, fördert ein ,Wir-Gefühl' sowie individuelle und kollektive Antriebe.<sup>386</sup> Kaufmann<sup>387</sup> führt aus, dass Solidarität immer Kontextbezug braucht; Empathie entsteht danach durch Situationen außerhalb der Alltagsnorm, also in Krisen oder Zeiten von Enthusiasmus. Dabei kann Solidarität durch Verhandeln und Ausbalancieren von Normen und Interessen entstehen und muss nicht auf dauerhaften Zielen basieren.<sup>388</sup>

Schimank<sup>389</sup> verweist auf Bales (1963), wonach Gruppen adaptiv handeln, Lösungsvorschläge erarbeiten, Wissen erwerben und Meinungsverschiedenheiten austragen (und damit wieder Gruppensolidarität erlangen) und expressiv handeln, was wiederum die impliziten Normen der Gruppen aufdeckt.

Das Spektrum der Beziehungen hat sich dabei in modernen Gesellschaften erweitert; „[...] neben Primärkontakte und starke soziale Bindungen [sind] immer mehr

---

<sup>378</sup> Täube 2002: 82

<sup>379</sup> Schüle 2010

<sup>380</sup> Gallas 1994: 196-198

<sup>381</sup> Kroll 1991: 202

<sup>382</sup> Moldaschl 2006: 597

<sup>383</sup> Moldaschl 2006: 598

<sup>384</sup> Kriesi 2007: 41; auch Moldaschl 2006: 606

<sup>385</sup> Wilson, Wilson 2013: Klappentext

<sup>386</sup> Badura 2008: 47

<sup>387</sup> Kaufmann 2002: 48 f.

<sup>388</sup> Kaufmann 2002: 45

<sup>389</sup> Schimank 1996: 93 f.

Sekundärkontakte und schwache soziale Bindungen getreten [...].“<sup>390</sup>

Dabei ist man Mitglied mehrerer oder vieler Gruppen; die Einzelinteressen lassen sich also nur schwierig zu einem Gesamtinteresse formen.<sup>391</sup> Um aus einer Gruppe einen ‚tribe‘, einen Stamm, eine Bewegung zu machen, benötigt man ein gemeinsam geteiltes Interesse und einen Kommunikationsweg, der eben dieses Interesse transportiert.<sup>392</sup> Ohne Führung lässt sich keine Bewegung zusammenhalten.<sup>393</sup> Menschen wollen dann zu einer Gruppe, einer Bewegung ‚dazugehören.‘<sup>394</sup> Godin<sup>395</sup> unterscheidet ‚crowd‘ und ‚tribe‘. Eine ‚crowd‘ hat dabei einen losen Zusammenhalt, keine Führung und keine Kommunikation.

### **2.5.7 Diskussion des Sozialkapitalansatzes und Verwendung in diesem Forschungsvorhaben**

In der Literatur wird mehrfach festgehalten, dass „[...] Putnams Konzept [...] ein Mixtum aus einem deskriptiven, empirisch gestützten Beschreibungsteil und einem normativ gestützten Gesellschaftsbild [ist].“<sup>396</sup> Sehr kritisch führt Helmbrecht<sup>397</sup> aus, wie Putnam Indikatoren und Effekte vermengt. Auch sei die normative Gutheißung von zivilgesellschaftlichen Effekten durch Intermediäre übertrieben.<sup>398</sup> Sehr unkritisch wird immer eine Verbindung von Vereinsbildungen, Vertrauen als öffentlichem Gut, dem Sozialkapitalansatz von Putnam und der Bürgergesellschaft gezogen.<sup>399</sup> Dieser Automatismus Ehrenamt – Sozialkapital – Zivilgesellschaft wird bezweifelt; Roth<sup>400</sup> warnt vor der Vermengung normativer Ansprüche und empirischer Aussagen.<sup>401</sup> Schmidt<sup>402</sup> weist darauf hin, dass – im Gegensatz zu Putnams Thesen, wonach

---

<sup>390</sup> Preisendörfer 2011: 164

<sup>391</sup> Lösche 2007: 102

<sup>392</sup> Godin 2008: 1 f.

<sup>393</sup> Godin 2008: 2

<sup>394</sup> Godin 2008: 3

<sup>395</sup> Godin 2008: 30

<sup>396</sup> Jütting, Bentem, Oshege 2003: 20; ebenso Helmbrecht 2005; ebenso Mayer 2003

<sup>397</sup> Helmbrecht 2005: 55 f.

<sup>398</sup> Helmbrecht 2005: 69 f. verweist hier auf Etzioni (1997). Etzioni teilt die Sichtweise Putnams, dass Schwächung von Gemeinschaft, Familien usw. zu schwindendem gesellschaftlichem Zusammenhalt geführt habe; Putnam verkürze aber auf Netzwerke, während gemeinsame Werte und Normen ausschlaggebend für gesellschaftliche Kohäsion seien.

<sup>399</sup> 2002: 60

<sup>400</sup> Roth 2004: 57

<sup>401</sup> Dazu auch Westle, Roßteutscher 2008: 160 (mit Verweis auf van Deth 2002)

<sup>402</sup> Schmidt 2008: 129

Demokratie religiöse und weltliche Vereinigungen brauche – gerade säkulare Wertegesellschaften die stabilsten Demokratien besitzen. Ich fokussiere darauf, weil sich aus der Kritik darüber ein Ansatz für die nicht-normative Ermittlung von Sozialkapital ergibt. "Andere Autoren, vor allem Bourdieu, verweisen hingegen auf die negativen Effekte von Sozialkapital, das Integration verhindere und mit Exklusion einhergehe. Durch Vernetzungen in "exklusiven" Organisationen wird aus dieser Perspektive Sozialkapital gebildet, welches die Desintegration fördert und für die Reproduktion sozialer Ungleichheit sorgt (Bourdieu 1996: 204)."<sup>403</sup>

Sebaldt verweist darauf, dass schon in den fünfziger Jahren Autoren wie Riesman, Denney und Glazer auf die sozialen Konsequenzen fortschreitender Individualisierung hinwiesen. Informelle Sozial- und Freizeitaktivitäten wie Teamsport, Kartenspielen oder Klubbesuche litten darunter genauso wie die Bereitschaft zu offizieller Mitarbeit in Vereinen und Verbänden sowie die Übernahme von Ehrenämtern und Funktionen.<sup>404</sup>

Vogt verweist auf Klages, dass sich die Menschen nicht trotz, sondern wegen der Individualisierung engagieren würden. Dabei habe sich das Engagement verschoben: Begrenzte, dezentrale und projektförmige Arbeit habe Engagement in Wohlfahrtsverbänden und Parteien abgelöst.<sup>405</sup>

Heins<sup>406</sup> hält die Zivilgesellschaftsthese (wird in Kapitel 3.3.1 aufgegriffen) für untauglich zur Diagnose der Gesellschaft; er macht Putnam u. a. zum Vorwurf, insbesondere [neue Verbandsformen wie] Selbsthilfe, NGO usw. als Korrektiv nicht zur Kenntnis zu nehmen. Die bisherigen Konzepte blenden neue Aktionsformen und insbesondere Protestbewegungen aus; dies liegt an ihrer ‚Sperrigkeit‘, indem sie *cui bono* fragen und damit dem Bild einer harmonischen Zivilgesellschaft zwischen Markt und Staat nicht entsprechen.<sup>407</sup> „Sozialkapital ist infolgedessen mehr denn je in variabler Form organisiert und damit weniger klar fassbar. [...] Die Modernisierung der Gesellschaft hat die Individualisierung im Gefolge, und die Variabilität sozialkapitalistischer Organisation [ist] auch als Chance zu sehen,<sup>408</sup> weil der

---

<sup>403</sup> Geißel, Kern 2004: 9

<sup>404</sup> Sebaldt, M. 2001: 9

<sup>405</sup> Vogt, L. 2005: 106 f.

<sup>406</sup> Heins 2002: 9

<sup>407</sup> Mayer 2002: 44

<sup>408</sup> zentrale These!

Zweckbezug von sozialer Gruppenformulierung schneller auf neu entstehende Interessen- und Problemlagen einstellen hilft, sollte und muss die Folge sein.<sup>409</sup>

Sebaldt sieht ganz allgemein eine Situation für das Anwachsen verbandlicher Organisationen.<sup>410</sup> „Dies muss im Übrigen nicht im Widerspruch stehen zur diagnostizierten Erosion sozialen Kapitals in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Der von Putnam [...] belegte Marsch aus der [...] Vereinslandschaft und der damit einhergehende Verlust an traditionellen Formen sozialer Solidarität führt gemäß dieser Lesart zu einer Umwandlung in Formen des Sozialkapitals, die individualistischer geprägt und damit wohl auch zeitgemäßer sind: Zweckbezogener denn je geht der Einzelne soziale Bindungen ein; die Fragen nach dem unmittelbar und kurzfristig messbaren Nutzen steht nun im Vordergrund. Aber gerade deshalb wird das moderne Individuum sozial nicht bindungslos, sondern seine Netzwerke werden nun variabler.“<sup>411</sup>

Auch dies sollte nachhaltigen Einfluss auf die Landschaft der Verbände haben, die nach wie vor auf ein großes Potential Organisationswilliger vertrauen können, aber gleichzeitig mit einer Abschwächung deren affektiver Bindung an einen Verband, häufigeren Austritten und insgesamt größerer Mitgliederfluktuation zu rechnen haben. Auch eine noch stärker werdende Konkurrenzintensität<sup>412</sup> zwischen den Verbänden ist deshalb zu erwarten.<sup>413</sup> Neben der Erosion informellen Sozialkapitals finden sich aber neue Organisationsformen sozialen Kapitals, u. a. Selbsthilfegruppen.<sup>414</sup> Ebenfalls Auswirkungen auf die Verbandsarbeit hat die zweck- und projektorientierte Verbandsmitgliedschaft, die zu hohen Fluktuationen führt.

Helmbrecht<sup>415</sup> verweist auf Beck (1986: 121-219), wonach die von Beck als ‚Risikogesellschaft‘ bezeichnete Moderne mit dreifacher Individualisierung aus historischen Sozialformen, traditionellen Sicherheiten und neuen Formen sozialer Einbindung einhergehe. Zimmer und Villain<sup>416</sup> differenzieren: Der Dritte-Sektor-Ansatz (siehe Kapitel 2.2.6) fokussiert auf die gemeinnützigen Organisationen, die Debatte zur

---

<sup>409</sup> Sebaldt, M. 2001: 333

<sup>410</sup> Sebaldt, M. 2001: 43

<sup>411</sup> Sebaldt verweist hier auf P. Lösche und E. C. Ladd, die gegen Putnam argumentieren.

<sup>412</sup> Sebaldt verweist auf eigene Studie.

<sup>413</sup> Sebaldt, M. 2001: 43 f.

<sup>414</sup> Sebaldt, M. 2001: 332

<sup>415</sup> Helmbrecht 2005: 85 f.

<sup>416</sup> Zimmer, Villain 2005: 22

Zivilgesellschaft (siehe Kapitel 3.3.1) betrachtet die Relevanz von Bürgerengagement für Demokratie und Gesellschaft, und die Theorie des Sozialkapitals analysiert Bürgerengagement auf der Ebene des Individuums.

Für diese Untersuchung bleibt festzuhalten: Zur Indikatorenbildung wird hier ausdrücklich das kulturelle Sozialkapital mit einbezogen, in dem Vertrauen die Essenz des Sozialkapitals darstellt. Die in der neueren Literatur genannten drei Säulen Netzwerkkapital, Überzeugungs-/Wertekapital und Führungskapital werden daher in der Untersuchung berücksichtigt. Normative Bewertungen sollen nicht in die Untersuchung einfließen, dies wird auch in der Durchführung der Untersuchung (Kapitel 5.6 bis 5.8) berücksichtigt.

### 3. Stand der Forschung

#### 3.1 Gesundheitssysteme

Die hier folgende Differenzierung der Gesundheitssysteme in Deutschland und den USA soll zum einen die unterschiedlichen Voraussetzungen für Verbände und Ehrenamt aufzeigen und wird in der Frage der Übertragbarkeit der Erkenntnisse wieder aufgegriffen (siehe Kapitel 8).

Die Grundanforderungen an ein Gesundheitssystem werden mit

- Effektivität, also Bedarfsgerechter Versorgung, und
- Effizienz, also wirtschaftlicher Versorgung,

benannt<sup>417</sup>. Generell werden Gesundheitssysteme typisiert:

- Der liberale Typ mit elementarer Absicherung,<sup>418</sup>
- der sozialdemokratische Typ mit egalitärer Wirkung und
- der konservativ-korporatistische Typ, in dem es kaum Umverteilungstendenzen gibt, und der zu einer Konservierung von Strukturen führt. Vogt zählt das deutsche System zu diesem Typ.<sup>419</sup>

Bei der Analyse sind die vier (theoretischen und praktischen) Modellausprägungen im Gesundheitswesen zu beachten: die Betonung individueller Freiheit und der (bisher)

---

<sup>417</sup> von Eberstein 2005: 11

<sup>418</sup> Eine gute Charakterisierung dieses Typs findet sich bei Anheier, Seibel 1990: 384, ergänzend Anheier, Toepler 2003: 49

<sup>419</sup> Vogt 2005: 33

privaten Versicherungslösung in den USA, Modelle kompletter (kostenloser) staatlicher Fürsorge für alle Bürger, das Modell der Sozialversicherung in Deutschland und das Modell des steuerfinanzierten National Health Service in England.<sup>420</sup> Scheinpflug ergänzt: „Konzeptionell hat der Staat in der Sozialen Marktwirtschaft die dialektische Aufgabe, das Rechtsstaatsprinzip, das die Gleichbehandlung aller unter dem Gesetz vorschreibt, mit dem Sozialstaatsprinzip, das ganz bewußte Privilegierungsmaßnahmen Einzelner oder bestimmter Gruppen im Sinne einer sozialen Gerechtigkeit postuliert, zu versöhnen: [...]“<sup>421</sup>

Das Hauptproblem moderner Gesellschaften – und damit auch ihres Gesundheitssystems – liegt in ständig zunehmender und kaum zu beherrschender Komplexität.<sup>422</sup> Schimank beschreibt, wie eine ‚Gesellschaft‘ zwar handlungsprägend ist, aber als Ganzes kein handlungsfähiges Sozialsystem hat. Erst auf der Ebene der Teilsysteme sei Handlungsmacht und Legitimation gegeben.<sup>423</sup> Dabei führt ein wettbewerblicher Umbau des Gesundheitssektors nicht zwangsläufig zu einem Rückbau des Sozialstaates, sondern vielmehr zu einer Neudefinition seiner Aufgaben.<sup>424</sup>

### 3.1.1 Deutschland

Das deutsche System der sozialen Sicherheit ist durch

- Versicherungsprinzip,
- Versorgungsprinzip und
- Fürsorgeprinzip

gekennzeichnet,<sup>425</sup> der Staat wird auf eine aktive Rolle zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit festgelegt.<sup>426</sup> Dabei ist das System starken Veränderungen unterworfen, das Vertrauen der Bürger und Versicherten sinkt weiter.<sup>427</sup> Nach Hurrelmann ist das deutsche Gesundheitswesen durch eine starke Position der Anbieter gekennzeichnet,

<sup>420</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 125 f.

<sup>421</sup> Scheinpflug 1993: 178

<sup>422</sup> Biefang, Lübberstedt 2001: 31

<sup>423</sup> Schimank 2005: 105

<sup>424</sup> Strodtholz 2006: 177

<sup>425</sup> Richter 1985: 284

<sup>426</sup> Notz 1999: 11

<sup>427</sup> „Deutsche zweifeln an ihrem Gesundheitssystem – Zufriedenheit sinkt stärker als im EU-Durchschnitt“ Financial Times Deutschland vom 14.08.2007

während die Bedarfe der Bevölkerung kaum erfasst werden.<sup>428</sup> Das System gibt so den Rahmen vor, in dem der Patient sich bewegen kann. Das deutsche Gesundheitswesen ist dabei der Prototyp eines neokorporatistischen Modells<sup>429</sup> (siehe Kapitel 2.2.3), dies kann bis auf die Anfänge der deutschen Sozialversicherung in 1883 zurückgeführt werden. Aus Furcht vor zu hohem staatlichem Einfluss wurde diese Delegation nach dem Zweiten Weltkrieg wieder kodifiziert.<sup>430</sup> Die klassischen Verbände (Kammern, Kassen usw.) nehmen auch heute noch diese subsidiäre Aufgaben in dem Modell wahr. So sind die Verbände der Krankenkassen im Sozialgesetzbuch (SGB V und SGB XI) mit ihren Aufgaben gesetzlich beschrieben, es geht um Leistungen, Vergütungen und Selbstverwaltung unter staatlicher Aufsicht; der Staat ist dabei nur mittelbar beteiligt. Die Einrichtung der Sozialkassen als Körperschaften des öffentlichen Rechts und damit der mittelbaren Staatsverwaltung bedeutet eine selbstständige Organisation, die lediglich unter staatlicher Rechtsaufsicht steht.<sup>431</sup> Das Gesundheitswesen ist von vielen Akteuren und Verbänden geprägt, dabei sind Patienten und Verbraucher in diesem System immer die schwächsten Vertreter. Verbände geben ihr Handeln aber in der Regel als Gemeinwohl aus.<sup>432</sup>

Die Einbeziehung von Patientenkompetenz ist dabei [bisher] nicht vorgesehen.<sup>433</sup> Die Interessen der Gruppen im Gesundheitswesen sind unterschiedlich. Bei den Leistungsanbietern – hier insbesondere den Ärzten - geht es um Geld, Privilegien und Handlungsfreiheit. Die Kassenärztlichen Vereinigungen können als korporatistische Verbände genannt werden. Der Sicherstellungsauftrag, der ihren Einfluss zementiert, wird aber infrage gestellt. Auch die Krankenhäuser spielen als eigener Verband eine wichtige Rolle, insbesondere in der Frage, welche Leistungen wo angeboten werden.

Die Rahmenbedingungen für alle Beteiligten werden durch endliche Ressourcen, die demographische Entwicklung mit drohendem ‚Pflegerotstand‘ sowie dem Fehlen übergeordneter abgestimmter Konzepte bestimmt.<sup>434</sup> Neue Rahmenbedingungen und Sozialversicherungen beeinflussen das Gesundheitssystem, Versorgungsformen wie DMP und Integrierte Versorgung wurden und werden eingeführt. Die „ ... Im

---

<sup>428</sup> Hurrelmann, 2006: 169

<sup>429</sup> Bandelow 2004: 49

<sup>430</sup> Anheier, Seibel 1990: 383

<sup>431</sup> Rosenbrock 2006: 1108, siehe auch Simon 2005: 82 und Döhler, Manow 1995: 140

<sup>432</sup> Beyer 2002: 1

<sup>433</sup> Badura, Strodtholz et al. 2006: 16 f.

<sup>434</sup> Ulrich 2005: 17-25



internationalen Vergleich [ ... ] grundsätzliche Trennung zwischen ambulanter und stationärer medizinischer Versorgung ist eine Besonderheit des deutschen Gesundheitssystems.“<sup>435</sup> Dabei geht es um die Überwindung von Systemgrenzen, indem die Probleme und Bedürfnisse des zu Versorgenden in den Mittelpunkt gestellt werden. Hier werden Ansätze für eine Trennung von Akut- und Langzeitversorgung sowie eine patientenorientierte Reorganisation gesehen.

In Deutschland bestimmen zwei Verbände die Debatte zum Thema ‚Krebs‘, die Deutsche Krebsgesellschaft DKG in Berlin und die Deutsche Krebshilfe DKH in Bonn. Die DKG wird häufig als Interessenvertreter gesehen, während die 1974 gegründete DKH als ‚Selbsthilfe/Patientenvertreter‘ aufgefasst wird. Die DKH ist aber ebenso wenig ein Selbsthilfeverband; sie hat nach Satzung nicht einmal 100 Mitglieder, einen fachlich dominierten Beirat und kann als zentralistisch bezeichnet werden.<sup>436</sup> Aufgrund ihrer finanziellen Potenz fördert die DKH umfangreiche Forschungs- und Strukturförderung, den Aufbau von Zentren und Kliniken. Die DKH finanziert maßgeblich die Bundesorganisationen der Selbsthilfe; dadurch ist sowohl finanziell als auch inhaltlich eine große Nähe zum Geldgeber gegeben. Das Verhältnis von DKG und DKH war<sup>437</sup> und ist aufgrund der überlappenden Aufgaben gespannt. In jüngster Zeit gibt es aber verschiedene gemeinsame Auftritte und Projekte, unter anderen im Dezember 2012 ein BGM-Projekt zu klinischen Krebsregistern und ein gemeinsamer Fernsehspot zu gesunder Lebensführung oder gemeinsame Veranstaltungen wie den Deutschen Krebsskongress in Berlin.

### 3.1.2 USA

Die US-amerikanische Gesellschaft und damit auch das Gesundheitswesen sind geprägt durch die zentralen ‚Werte‘ Individualismus, (Chancen-)Gleichheit, Freiheit, Konstitutionalismus, Demokratie und Schutz des Eigentums.<sup>438</sup> Haller formuliert zur Nomenklatur: "Wenn ein Kontinentaleuropäer den ‚Staat‘ erwähnt, dann spricht ein US-Amerikaner von ‚Government‘ oder ‚Administration.‘ Wenn US-Amerikaner ‚State‘ sagen, so meinen sie nicht eine Struktur, der sich die einzelne Person zugehörig

---

<sup>435</sup> Badura 1994: 265 f.

<sup>436</sup> Hellmann-Mersch 1994: 80

<sup>437</sup> Hellmann-Mersch 1994: 84

<sup>438</sup> Heinrichs 2005: 294 zitiert hier Adams 1998: 287

fühlt. Wenn US-Amerikaner die landesweite Struktur benennen wollen, der sie sich allenfalls zugehörig fühlen, so sagen sie ‚country‘, ‚nation‘ oder einfach ‚America‘.<sup>439</sup>

Mayer verweist auf die Gründungserfahrung durch Protestanten und demokratische Republikaner sowie das Fehlen von Adel.<sup>440</sup> Aus dieser Erfahrung wird ein basisorientiertes und zivilgesellschaftliches Demokratieverständnis begründet, die Zivilgesellschaft wurde und wird durch den schwachen Staat befördert.<sup>441</sup>

Soziale Wohlfahrt ist dabei stark religiös initiiert und fundiert<sup>442</sup>, und Freiwillige Vereinigungen habe eine sozialpolitische Bedeutung.<sup>443</sup> Die Bildung der Vereinigungen war dabei nicht einem schwachen Staat, sondern Lebensnotwendigkeiten geschuldet.<sup>444</sup>

Der Staat soll Chancen und nicht Gleichheit herbeiführen. Die Eigenverantwortung wird daher hoch gewertet und es gibt ein hohes Einverständnis mit sozialer Marginalisierung.<sup>445</sup> Viele Menschen sind in der Krankenversicherung nur basisversichert,<sup>446</sup> und sehr viele US-Amerikaner haben keine Krankenversicherung. Je nach Datenlage sind ca. 44 bis 46 Mio. Menschen nicht krankenversichert, das entspricht ca. 15 Prozent der Bevölkerung.<sup>447</sup> Die Ethnien sind unterschiedlich stark betroffen: Während 10 Prozent der Kaukasier ohne Krankenversicherung sind, sind es bei spanischstämmigen Bewohnern 32 Prozent.<sup>448</sup>

Für die USA kann man festhalten, dass es ‚das‘ amerikanische Gesundheitssystem nicht gibt. Das System ist durch Ärzte und Anbieter geprägt, der Staat hat nie eine größere Rolle gespielt, auch nicht in der Basisversorgung. Der Regelanteil ist daher gering, gleichzeitig haben die USA den höchsten Anteil der Gesundheitsausgaben am nationalen Bruttosozialprodukt weltweit.<sup>449</sup> Wo aber Staat und Markt aufeinanderprallen, herrscht ein administratives Chaos, Raeithel verweist auf das

---

<sup>439</sup> Haller 2004: 46

<sup>440</sup> Mayer 1972: 36

<sup>441</sup> Lemke 2002

<sup>442</sup> Richter 1985: 293; siehe auch Lemke 2002

<sup>443</sup> Richter 1985: 22

<sup>444</sup> Richter 1985: 90; siehe auch Freund 1974: 42

<sup>445</sup> Lemke 2002

<sup>446</sup> Chandler 1996: 177 f.

<sup>447</sup> ACS CAN o.J.: 2, auch: Wright 2006: 40

<sup>448</sup> Chandler 1996: 165-179, auch ACS CAN o.J.: 2

<sup>449</sup> Chandler 1996: 163

Beispiel ‚Medicaid.‘<sup>450</sup>

Eine Besonderheit bei der Untersuchung der amerikanischen Verhältnisse<sup>451</sup> ist die heterogene Versorgungs- und Anbieterstruktur und damit die Konsumentenrolle des Patienten; der ‚Konsument‘ benötigt aber auch Zugang zu allen Angeboten und Informationen, um Entscheidungen treffen zu können. Der Gesundheitssektor ist dezentralisiert, und es wird kein Anspruch auf universelle Versorgung wie in anderen Industriestaaten erhoben.<sup>452</sup>

Zur speziellen Situation von Verbänden in den USA verweise ich auf Sebaldt: „Das Spektrum sozialpolitischer Verbände hat in den USA seit Mitte der fünfziger Jahre substantielle Änderungen erfahren und spiegelt in vielerlei Hinsicht die gesamtgesellschaftlich ablaufenden Transformationsprozesse wider.“<sup>453</sup> Er argumentiert weiter: „Besonders auffällig ist, dass sich unter den besonders boomenden Verbandssektoren gerade solche finden, welche der Vertretung von randständigen Interessen dienen bzw. die Belange sozial Benachteiligter zu vertreten beanspruchen.“<sup>454</sup>

Die Darstellung der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS und ihrer Position im amerikanischen Gesundheitssystem erfolgt in Kapitel 4.

### 3.2 Gesundheitspolitik

Schellschmidt weist auf die klassischen gesellschaftspolitischen Fragen hin: Organisation der Demokratie, Gestaltung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft und Produktion sozialer Wohlfahrt.<sup>455</sup> Dabei ist Sozialpolitik immer Verteilungspolitik; es kommt nicht so sehr auf die Frage ‚Markt oder Staat‘, sondern mehr auf die Frage der Regulierungsdichte an. Fiedler pointiert: „Wer meint, der Markt führe immer zu den richtigen Ergebnissen, der hat im Geschichtsunterricht ganz offensichtlich geschwänzt.“<sup>456</sup> Sozialpolitik hat so hohen Einfluss und Wirkungen, dass

---

<sup>450</sup> Raeithel 1980, S. 77

<sup>451</sup> Wright 2006: 39 ff.

<sup>452</sup> Wright 2006: 40

<sup>453</sup> Sebaldt 2001: 159.

<sup>454</sup> Sebaldt 2001: 160.

<sup>455</sup> Schellschmidt 2005: 69

<sup>456</sup> Fiedler 2002: 23 f.

fast alle Lebensbereiche berührt werden.<sup>457</sup>

Das System der Gesundheitsversorgung wandelt sich radikal. Bedingt durch medizinischen Fortschritt, damit verbundener höherer Lebenserwartung und die scheinbar zunehmende Mittelknappheit im Gesundheitswesen sind viele über einen längeren Zeitraum gültige Rahmenbedingungen im Wandel. Dabei nimmt auch die Ungleichheit im sozio-ökonomischen Sinn zu.<sup>458</sup> Bei Bevölkerungsgruppen mit entsprechend niedrigem Status wird die soziale Randständigkeit in körperliches und psychisches Unwohlsein übersetzt.<sup>459</sup>

Die Steuerung im Gesundheitswesen ist Gesundheitspolitik. Rosenbrock führt dazu aus: „Das Akteurshandeln in der Gesundheitspolitik vollzieht sich in und durch Institutionen. Institutionen nehmen einen entscheidenden Einfluss darauf, wie welche Aufgaben behandelt werden [...]. Sie entwickeln eigene Muster der Wahrnehmung, Definition und Bearbeitung von Problemen und binden sich an formalisierte Handlungsregeln, die gewohnheitsmäßig Anwendung finden und sich zu einer Handlungsroutine verstetigen... . Diese Routinen beinhalten bestimmte Vorstellungen über die Ziele der Gesundheitspolitik und über die Aufgabenverteilung zwischen Staat, Gesellschaft und Individuum. [...] Solche normativen Orientierungen sind häufig auch von Interessen mitgeformt, sind die Akteure doch bemüht, ihre jeweiligen Interessen als sachgerechte Problemlösungen und als im gesellschaftlichen Interesse liegend darzustellen. [...] Gleichzeitig können Institutionen die Handlungsfähigkeit von Akteuren beeinflussen, indem sie politikfeldspezifische Veränderungen begrenzen, kanalisieren oder stimulieren; das Handeln in bestimmte Bahnen lenken, Handlungskorridore eröffnen, bestimmte Lösungen erleichtern und andere erschweren.“<sup>460</sup>

Malik bezweifelt schon 1993, dass es ‚einfache‘ Lösungen für Systemprobleme gibt.<sup>461</sup> Eine Partizipation Betroffener an strukturellen Bedingungen ist Grundlage sowohl zur Wahrnehmung von Gesundheitsinteressen als auch eine echte Legitimation.<sup>462</sup> Die fehlende Weiterentwicklung des öffentlichen Gesundheitssektors hat dazu geführt,

---

<sup>457</sup> Vobruba 2009: 97

<sup>458</sup> Hurrelmann, 2006: 26

<sup>459</sup> Oppolzer 1986, zitiert nach Hurrelmann 2006: 32

<sup>460</sup> Rosenbrock, Gerlinger 2004: 21 f.

<sup>461</sup> Malik 1993: 61 f.

<sup>462</sup> Rosenbrock 2006: 1112; siehe auch Schellschmidt 2005: 78

dass „[...] bevölkerungswelt relevante Gesundheitsthemen, vor allem auch präventive Strategien, wenig Beachtung finden.“<sup>463</sup>

Eine besondere Rolle nimmt die Selbstverwaltung in der Gesundheitspolitik ein. Es wird diskutiert, ob Vereine und Verbände im Gesundheitswesen Aufgaben übernehmen sollten, aus denen der Staat sich zurückzieht. Bereits frühere Untersuchungen haben gezeigt, „[...] dass Selbsthilfe und Vereine in der Regel verlässliche, leistungsfähige und jedermann zugängliche Gesundheitsressourcen bilden. Hierbei bleibt zu klären, ob die Durchdringung von Betroffenenarbeit und die Möglichkeit der Mitbestimmung tatsächlich realisiert werden können. [...] Nicht selten können sie ein beachtliches Beharrungsvermögen entwickeln und ihre Existenz und Handlungsroutinen auch dann aufrechterhalten, wenn sie unter dem Gesichtspunkt ihrer Problemlösungsfähigkeit oder Effizienz als suboptimal gelten müssen.“<sup>464</sup>

### 3.2.1 Deutschland

In Deutschland fällt auf, dass Gesundheitspolitik einseitig auf die Krankenversorgung ausgerichtet ist und Prävention und Gesundheitsförderung eine untergeordnete Rolle einnehmen<sup>465</sup>. Viele relevante Abstimmungen sind an staatlich geschaffene Monopole vergeben, die ständische Politik betreiben und Marktzugänge regulieren.<sup>466</sup> „Das Gesundheitswesen gehört zu den vergleichsweise am stärksten durch Verbandsmacht geformten gesellschaftlichen Teilsystemen“.<sup>467</sup>

Im Ergebnis entstehen Allokations- und Koordinationsprobleme, die zu Über-, Unter- und Fehlversorgung führen.<sup>468</sup> Von den 2000 beim Bundestag als Lobbyorganisationen registrierten Institutionen sind 500 in der Gesundheitspolitik aktiv.<sup>469</sup> Um das Potential auszuschöpfen, ist eine Lösung von „[...] Angebotszentrierung und Verbändealisierung [...]“ notwendig.<sup>470</sup>

Schmidt zitiert Erdinger und sieht im Vergleich mit den Vereinigten Staaten die

---

<sup>463</sup> Hurrelmann 2006: 169

<sup>464</sup> Badura 1983: 2

<sup>465</sup> Rosenbrock, Gerlinger 2004: 46 f.

<sup>466</sup> Schön 2002: 24

<sup>467</sup> Groser 1988: 82

<sup>468</sup> Rosenbrock 2006: 1110

<sup>469</sup> Lösche 2007: 114 f.

<sup>470</sup> Groser 1998: 89

deutschen Verbände deutlich „[...] fester organisiert und mit einer privilegierten Position im Willensbildungs- und Entscheidungsprozess ausgestattet als ihre amerikanischen Gegenstücke.“<sup>471</sup> Während amerikanische Politiker Verbände anhören könnten, wären deutsche Politiker dazu verpflichtet. Das deutsche System weise einen der am höchsten entwickelten gemeinnützigen Sektoren aus. Dieser basiere vorrangig auf allgemeiner öffentlicher Unterstützung als auf privaten Spenden.<sup>472</sup>

Die nach Sparten sortierte Krankenversicherung wandelt sich zu ‚Versicherungsunternehmen‘, die konkurrierend am Markt auftreten und direkte Verträge mit Leistungsanbietern schließen.<sup>473</sup> Inhaltlich bewegt(e) die Debatte u. a. die Frage nach einer ‚Einheitskasse‘ und einer ‚Bürgerversicherung‘. Auch hier würde sich die Frage der Legitimation und der demokratischen Steuerung stellen.<sup>474</sup>

### 3.2.2 USA

Das heterogene Gesundheitssystem, die dezentrale Steuerung und die schwachen Verbände prägen die Abstimmung von Gesundheitspolitik in den USA. Anders als in Deutschland gibt es in den USA keine korporatistische Einbeziehung von Verbänden. Vielmehr generiert ein Bekenntnis zur Meinungsfreiheit und eine Konkurrenzdemokratie „[...] die je nach Politikfeld und Sachverhalt unterschiedliche Partizipation von Interessengruppen [...]“<sup>475</sup> Alle am Prozess Beteiligten müssen kommunikationsbereiter und -aktiver sein als in Deutschland.<sup>476</sup> Spitzenverbände wie in Deutschland sind unbekannt, gleichzeitig haben Verbände einen besseren Ruf, da sie als Akteure der Demokratie gesehen werden.<sup>477</sup>

Mächtiges politisches Instrument sind die Parlamentsausschüsse, die im Gegensatz zu der eher sachorientierten Arbeit in Deutschland stark konfliktorientiert sind.<sup>478</sup> Eine mit Europa vergleichbare Gesundheitspolitik würde nicht zuletzt am Fehlen eines vergleichbaren Berufsbeamtentums scheitern.<sup>479</sup>

---

<sup>471</sup> Schmidt 2007: 125

<sup>472</sup> Anheier et al. 1998: 198

<sup>473</sup> Gerlinger 2009: 43

<sup>474</sup> Paetow 2002: 50 f.; dazu auch Butterwege 2005: 31

<sup>475</sup> Gellner, Kleiber 2007: 209-212

<sup>476</sup> Lang 2003: 68

<sup>477</sup> Lösche 2007: 93

<sup>478</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 179

<sup>479</sup> Morone 1995: 51

Das Axiom der Freiheit<sup>480</sup> wird als Indikator für einen ‚amerikanischen Sonderweg‘ gesehen. Das Bild eines voll selbstverantwortlichen Individuums ist ein amerikanisches Ethos, das den Europäern fremd sei.<sup>481</sup> Gleichzeitig besteht ein hoher Kollektivzwang, in karitativen Organisationen mitzuwirken.<sup>482</sup> Solidarität motiviert sich dabei nicht aus einem ‚Generationenvertrag‘ oder einer Sozialpolitik, sondern aus einem – wie auch immer gearteten – ‚Angriff von außen‘.<sup>483</sup> Es erschließt sich, dass eine Abstimmung darüber nicht auf nationaler Ebene erfolgen muss, Hilfe wird für Einwohner und das Umfeld lokal geleistet.<sup>484</sup> Staatlicher Wohlfahrt wird als passiv und unselbstständig machend misstraut. Ist also ein Zweck erkennbar, oder gibt es eine persönliche Befriedigung aus der Hilfe, leisten Menschen Unterstützung.<sup>485</sup>

Dominierendes Thema, an dem der ehemalige Präsident Bill Clinton gescheitert ist, war und ist das unter Präsident Barack Obama eingeführte Krankenversicherungssystem, das in die Grundfesten des amerikanischen Verständnisses eingreift und eine Pflichtversicherung vorsieht, wenn auch mit Optionsmöglichkeiten.<sup>486</sup> Ich führe dazu unter Kapitel 6.10 aus, da diese politische Frage die ACS nach meiner Auffassung an den Rand der Organisationsfähigkeit gebracht hat.

### **3.3 Verbände und Gesellschaft: Wirken und Nutzen**

Vereine und Verbände agieren in einer ausdifferenzierten Gesellschaft auf verschiedenem Terrain, Sebaldt<sup>487</sup> nennt als Ausprägungen die Dienstleistungsgesellschaft, die Risikogesellschaft, die Freizeitgesellschaft und die Postmaterialistische Gesellschaft. Wie schon beschrieben sind Verbände Gründungen immer auch eine Reaktion auf gesellschaftliche Bedingungen. Im Folgenden wird erörtert, ob und wie sie Anbietern, Patienten, Versicherten und dem Staat auf dem Sektor des Gesundheitswesens dienen. Befördern Verbände/Patientenverbände die Entwicklung im Gesundheitswesen in Richtung eines konkreten Nutzens für die

---

<sup>480</sup> Gellner, Kleiber 2007: 253

<sup>481</sup> Arnold 1992: 217

<sup>482</sup> Richter 1985: 42

<sup>483</sup> Mielke 2012: 1

<sup>484</sup> Paulwitz 1988a: 37 ff.

<sup>485</sup> Paulwitz 1988b: 197

<sup>486</sup> Wergin 2012; siehe auch Schmitt 2012 und Mielke 2012: 1

<sup>487</sup> Sebaldt 1997: 38-45

Betroffenen, für sich beteiligende Individuen und für die Politik, oder sind sie nur Lobbyisten ihrer eigenen Interessen?

Die Debatte um das Wirken von Verbänden ist nicht neu. Den Buchtitel ‚Herrschaft der Verbände‘ hat Eschenburg 1955 noch mit einem Fragezeichen versehen.<sup>488</sup> In 1989 schreibt er<sup>489</sup> im Untertitel von „Lust und Leid organisierter Interessen in der deutschen Politik.“ Begriffe wie ‚Verbändestaat‘ und ‚Verbändeherrschaft‘<sup>490</sup> werden immer wieder kontrovers diskutiert.

Beutel führt aus: „Der Einfluss der Verbände bestimmt die Politik und die politische Kultur in weitaus größerem Maße, als dies die analytische Betrachtung des politischen Systems und seiner Geschichte in Deutschland zunächst nahe legt.“<sup>491</sup> Schon im Vorwort des Berichts zum Bürgerschaftlichen Engagement der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages wird bürgerschaftliches Engagement als „[... [eine] unverzichtbare Bedingung für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft [...]“ bezeichnet.<sup>492</sup>

### 3.3.1 Zivilgesellschafts- und Bürgergesellschaftsdiskurs

Pollack<sup>493</sup> unterscheidet Bürgergesellschaft als Raum, der staatlichen Schutz genießt und von dem niemand ausgeschlossen werden kann, sowie den engagierten Raum der Zivilgesellschaft. Feindt<sup>494</sup> verweist auf Habermas, der im ersten Schritt die Bürgergesellschaft von Markt und Staat weg definiert hat und ihr Assoziationen zuordnet, in denen gesellschaftliche Entwicklungen kanalisiert und formiert werden. Schnittstelle zwischen Zivilgesellschaft und Drittem Sektor sind dabei die freiwilligen gesellschaftlichen Vereinigungen. Die Vereinigungen/Verbände sind dabei Bindeglied zwischen individuellem Bürgerengagement und der Zivilgesellschaft.<sup>495</sup> Die Zivilgesellschaft hat dabei sowohl die Funktion von ‚Gegenmacht‘ gegen verfasste

---

<sup>488</sup> Eschenburg 1955

<sup>489</sup> Eschenburg 1989: 125; Eschenburg hat später klargestellt, dass er den Verbänden auch eine wertorientierte (normative) Rolle zuspricht, Verbände hätten eine Verantwortung, die sie auch übernehmen müssten. Er stellt weiterhin klar, dass er das Fragezeichen im Titel 1955 nicht auf die Existenz der Verbände, sondern auf deren Verhaltensweise bezogen habe.

<sup>490</sup> Fuchs-Heinritz, Lautmann et al. 1994: 706 f.

<sup>491</sup> Beutel 2004: 80 f.

<sup>492</sup> Enquete-Kommission 2002: 5.

<sup>493</sup> Pollack 2004: 30

<sup>494</sup> Feindt 2002: 189

<sup>495</sup> Zimmer 2000: 41 und 47; auch Priller, Zimmer 2001: 33 und Gabriel et al. 2002: 20



Instanzen als auch die eines Problemlösers.<sup>496</sup> Der Diskurs berührt damit das Kontinuum mit den Polen Freiheit und Ordnung. Freiheit und Ordnung sind dabei nicht konträre Begriffe, sondern setzen sich wechselseitig voraus.<sup>497</sup>

Demokratie als staatliche Ordnung ist Voraussetzung für Zivilgesellschaft, ohne diesen Schutz ist sie machtlos.<sup>498</sup> Heins definiert: „[...] Unter ‚Zivilgesellschaft‘ ist der öffentliche Gebrauch zu verstehen, den Bürgerinnen und Bürger von ihren Grundrechten und Kommunikationsfreiheiten machen, um sich ihrer Solidarität untereinander und/oder gegenüber Fremden zu versichern.“<sup>499</sup>

Der Diskursraum umfasst dann Assoziationen mit intermediärer Funktion, die politische Öffentlichkeit, responsive politische Institutionen und rechtsstaatliche Garantien.<sup>500</sup> Rheinberg<sup>501</sup> verweist auf die drei Elemente, die de Tocqueville nach seiner Reise 1831/32 nannte:

- Die Gesellschaft wird nicht extern militärisch bedroht, es gibt keine Herrschaft einer Militärkaste,
- es gibt vertikale und horizontale Gewaltenteilung mit klarer Jurisdiktion, und
- es existiert die ‚Gewohnheit‘ zur Selbsthilfe und Selbstorganisation, die zivilgesellschaftliche Institutionen gegen einen übermächtigen Staat bilden.

Sebaldt weist auf de Tocquevilles Werk ‚Über die Demokratie in Amerika‘<sup>502</sup> hin, das der amerikanischen Gesellschaft „[...] schon im frühen neunzehnten Jahrhundert eine besondere Neigung zur sozialen Organisation attestierte, und der [der Leitsatz] deshalb bis heute in jeder Sozialkapital-Studie (Putnams eingeschlossen) pflichtgemäß zitiert wird [...].“ Weiter heißt es: „Der hellstichtige französische Adelige, welcher [...] vor möglicher ‚Tyrannei der Mehrheit‘ in demokratischen Regierungssystemen warnte, wurde mit dieser Formulierung letztlich auch zu einem der ideengeschichtlichen Väter amerikanischer Pluralismustheorie. Denn nur die Bildung von Vereinigungen, so Tocqueville sinngemäß, verschaffe dem Einzelbürger das Instrumentarium, um im Zusammenwirken mit Gleichgesinnten auch politisch einflussreich zu werden. [...]

---

<sup>496</sup> Zimmer 2000: 42

<sup>497</sup> Heiss 2002: 65 f.

<sup>498</sup> Heins 2002: 84

<sup>499</sup> Heins 2002: 82

<sup>500</sup> Klein 2001: 252

<sup>501</sup> Rheinberg 2013: 45 ff.

<sup>502</sup> Tocqueville 1985

Jeder einzelne sei sein eigener Souverän, aber alleine macht- und einflusslos in der Masse der übrigen Souveräne. Demokratien sei deshalb ein struktureller Hang zur verbandlichen Organisation von Bürgerinteressen eigen und deren Analyse der wichtigste Schritt zum Verständnis der Identität demokratischer Systeme. [...] Die Infragestellung der Tocqueville'schen Einschätzung durch moderne Forschungsergebnisse ... [berührt] vielmehr ... die normativen Grundfesten amerikanischer Demokratie, denn [...] die Kritik an seinen Schriften gerät schnell in den Verdacht demokratiekritischer Häresie, wo doch der unerschütterliche Glaube an die Geltung des Worts angezeigt sei.<sup>503</sup>

Zivilgesellschaft ist der Raum, in dem sich Bürger in Vereinigungen, Bewegungen und Verbänden organisiert versammeln. Dabei handeln sie kooperativ und verfolgen keine eigenen Interessen. Auch ungebundene Formen wie Streik, Demonstrationen usw. gehören dazu, solange Freiwilligkeit, Öffentlichkeit und Gemeinschaftlichkeit gegeben sind.<sup>504</sup> Die normative Überhöhung auf dem Gebiet der Erneuerung, Wohlfahrt und sozialen Finanzierung ist enorm.<sup>505</sup> Zimmer<sup>506</sup> warnt vor der einfachen Gleichung ‚je mehr Bürger in freiwilligen Vereinigungen – desto mehr Demokratie.‘ Nach Rössel<sup>507</sup> wird häufig übersehen, dass Vereinigungen Interessen verfolgen.

Zivilgesellschaft kann sehr normativ sein und statt Pluralität und Kommunikation eine gut gemeinte ‚Volksgemeinschaft‘ erzeugen.<sup>508</sup> Die Frage stellt sich, wie ohne Zwang eine Verbindung zwischen Individuum und Allgemeinheit hergestellt und Zusammenhalt und Solidarität gefördert werden können.<sup>509</sup> Detjen<sup>510</sup> führt den Begriff des ‚Aktivbürgers‘ ein, den er eher im bürgerschaftlichen als im politischen Kontext sieht. Die Anforderungen im Sinne von ‚Bürgerqualitäten‘ erhöhen sich, da dem Bürger nicht nur Chancen eröffnet, sondern auch Kompetenzen abverlangt werden.<sup>511</sup> Buchstein nennt hier Loyalität, Mut, Rechtsgehorsam, Fairness, Toleranz, Verantwortlichkeit, Argumentation und Gerechtigkeitssinn sowie Solidarität. Als

---

<sup>503</sup> Sebaldt 2001: 11 f. Sebaldt betont infolge, dass seine Arbeit diesen Disput nicht entscheiden kann.

<sup>504</sup> Pollack 2004: 27

<sup>505</sup> Helmbrecht 2005: 9

<sup>506</sup> Zimmer 1996: 66

<sup>507</sup> Rössel 2002: 321 f.

<sup>508</sup> Heins 2002: 80:

<sup>509</sup> Heins 2002: 53

<sup>510</sup> Detjen 2000: 33

<sup>511</sup> Buchstein 2000: 8

‚Tugendkatalog‘ sei dies aber in gewisser Weise idealistisch.<sup>512</sup> Ernst et al. verweisen auf Nassehi,<sup>513</sup> wonach die Französische Revolution Personen aus ständischen Zusammenhängen in freie Nationalbürger gewandelt habe. Bürger und freiwillige Tätigkeit, ‚citizenship‘ und ‚volunteering‘, sind in den USA eng verknüpft, wenn sich auch im Ehrenamt die soziale Ungleichheit und die schichtenspezifische Erwartungshaltung zeigen.<sup>514</sup>

In jedem Fall würden die unterschiedlichen Werthaltungen unterschiedliche Organisationsformen erzeugen. Sebaldt führt dazu aus: „[...] Auch auf die Interessenlagen und die Organisationsformen der einzelnen Organisationen sollten diese Transformationsprozesse Auswirkungen haben. Denn materialistische Wertorientierungen im Sinne von Klages werden in erster Linie durch ökonomische Verbände, nichtmaterialistische durch nicht-ökonomische repräsentiert sein. Und libertäre Werthaltungen, die dem Individualismus Bahn zu brechen suchen, werden in erster Linie locker organisierte und wenig hierarchische Interessengruppen produzieren, autoritäre dagegen zentralistische Großorganisationen mit einer starken Führerkaste.“<sup>515</sup>

Vereine und Verbände können als sozialer Reichtum einer Gesellschaft gesehen werden: Sie erzeugen kostengünstige Güter und Leistungen, leisten einen Beitrag zur sozialen Integration der Gesellschaftsmitglieder und sind Ausdruck einer aktiven demokratischen Zivilgesellschaft.<sup>516</sup> Pollack<sup>517</sup> warnt aber davor, das Verhältnis von Staat und Engagement als Nullsummenspiel zu betrachten. Karitative Aktivitäten könnten auch ausbleiben, wenn der Staat sich zurückzöge.

Auf einige Besonderheiten der US-amerikanischen Zivilgesellschaft weist Sebaldt hin:

- multiethnische/multikulturelle Gesellschaft<sup>518</sup>
- sozialpolitische Verbände<sup>519</sup>

---

<sup>512</sup> Buchstein 2000: 13

<sup>513</sup> Ernst et al. 2002: 65

<sup>514</sup> Anheier, Toepler 2003: 21

<sup>515</sup> Sebaldt 2001: 41

<sup>516</sup> Jütting, Bentem, Oshege 2003: 13 f. Ebenso argumentiert auch die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages 2002: 241; auch Zimmer, Villain 2005: 5

<sup>517</sup> Pollack 2004: 34

<sup>518</sup> Fußnote bei Sebaldt, M. 2001: 99: „Mintzel spricht in diesem Zusammenhang von einer „christlichen Dominanzkultur“ und verschiedenen „subdominanten Teilkulturen“, welche in deutlicher Konkurrenz zueinander stünden.. ebenda S. 623“

- Randständige und Benachteiligte, um die sich ein boomender Sektor von Verbänden kümmert und die Vertretung von deren Interessen reklamiert<sup>520</sup>
- konkurrenzintensive Verbandslandschaft<sup>521</sup>
- Verschiebung von lobbyistischen Aufgaben auf Dienstleistungsagenturen, die dies statt Verbandsgeschäftsstellen erledigen.<sup>522</sup>
- temporäre Mitgliedschaften: „[...] Heute werden Verbandsmitgliedschaften primär zweck- und projektorientiert gesucht, aber auch wieder beendet, wenn dieser Organisationsanreiz weggefallen ist.<sup>523</sup> Der Wechsel zwischen konkurrierenden Interessenverbänden ist dabei auch ein Sanktionsmittel des Mitglieds und Förderers.<sup>524</sup> Eine hohe Mitgliederfluktuation ist die Folge, [...]. Formelle Mitgliedschaften sind häufig gar nicht mehr vorgesehen, sondern lediglich die Förderung der Vereinigung durch Spenden oder durch punktuelle Solidaritätsbekundungen ohne formelle Beitrittsverpflichtung.“<sup>525</sup>

### 3.3.2 Einbindung von Ehrenamtlichen und Betroffenen

Dieses Unterkapitel stellt die ‚Aktivierung‘ dar; auch wenn die Begriffe ‚Ehrenamt‘ und ‚Selbsthilfe‘ nicht immer trennscharf zu nutzen sind,<sup>526</sup> führe ich ihre Aspekte hier in einzelnen Unterkapiteln aus, da dies sowohl in den Ergebnissen der Untersuchung in Kapitel 6 als auch in den Schlussfolgerungen in Kapitel 8 eine Rolle spielt. Aufgezeigt werden das mögliche Potential, klassische Formen der Einbindung sowie neue Formen des Engagements, die sich aus neuen Arbeits- und Lebensformen ergeben,<sup>527</sup> also auch temporäres Engagement und Einbindung abseits klassischer Verbandsformen.

Pankoke<sup>528</sup> verweist auf die italienische Bezeichnung für Ehrenamtliche, „dilletanti“, hin – für Menschen, die etwas aus und mit Freude machen. Für Deutschland halten

---

<sup>519</sup> Sebaldt 2001: 159

<sup>520</sup> Sebaldt 2001: 160

<sup>521</sup> Sebaldt 2001: 330

<sup>522</sup> Sebaldt 2001: 331

<sup>523</sup> Sebaldt, 2001: zitiert Putnam 2000: 48-64

<sup>524</sup> Take 2002: 215

<sup>525</sup> Sebaldt, 2001: 333

<sup>526</sup> Notz 1999: 28, ebenso Newton 2005: 10

<sup>527</sup> Notz 1999: 23

<sup>528</sup> Pankoke 2002: 267

Zimmer/Villain<sup>529</sup> fest, dass Ehrenamt als solches in Preußen eingeführt wurde bei Zahlungsunfähigkeit des Staats. Dieses Amt konnte man nicht ablehnen, es war also alles andere als ‚grass root.‘ ‚Neu‘ wurde Ehrenamt nach Pankoke<sup>530</sup> durch den Warencharakter von Arbeit; damit bekämen ‚Amt‘, ‚Dienst‘ und ‚Ehre‘ wieder eine Bedeutung.

Während die Nomenklatur in den USA mit ‚Volunteering‘ einheitlich ist, gibt es im deutschen Sprachraum eine Vielzahl wie ‚Ehrenamt‘, ‚freiwilliges/zivilgesellschaftliches/bürgerschaftliches Engagement‘, ‚Selbsthilfe‘, ‚Bürgerarbeit‘, ‚Freiwilligenarbeit.‘<sup>531</sup>

Jeder dritte Mensch in Deutschland wird im Laufe seines Lebens an Krebs erkranken. In jedem Familien-, Freundes- oder Berufsumfeld kennt jeder eine Person, die an Krebs erkrankt ist oder war. Durch die persönliche Bekanntschaft oder die direkte Betroffenheit als Angehöriger sind all diese Menschen schon mehr oder weniger mit den Problemen der Betroffenen vertraut. Für sie ist dieser Mensch keine statistische Zahl, sondern ein Mensch mit vielfältigen medizinischen, sozialen und psychologischen Fragen und Belastungen, wie Kapitel 2.4 bereits aufgeführt hat. Alle genannten Personen können Übermittler für Informationen an Betroffene wie für Institutionen sein, die mit Betroffenen in Kontakt stehen. Damit können diese Personen auch als Freiwillige und Ehrenamtliche für Institutionen im Gesundheitswesen tätig werden.

Die Motivlagen von Ehrenamtlichen sind komplex: Neben der Gemeinschaftsorientierung werden auch individuelle Verwirklichung, Bürgerpflicht sowie aktives Handeln/Aktion genannt.<sup>532</sup> Dabei würde Ehrenamt in jeder Sonntagsrede gewürdigt, aber von den großen Organisationen eher als Anhängsel gesehen.<sup>533</sup> Evers<sup>534</sup> plädiert für eine pragmatische Sichtweise: Es seien die vielen Formen des Ehrenamts anzuerkennen; statt bürgerschaftliches Engagement in einem Bereich zur zentralen Größe zu machen, sei ein begrenzter Beitrag auf vielen Gebieten sinnvoll. Eine Umkehrung sei möglich: statt primär mehr Ehrenamtliche zu gewinnen,

---

<sup>529</sup> Zimmer, Villain 2005: 7 f.

<sup>530</sup> Pankoke 1986: 121

<sup>531</sup> Bühlmann, Freitag 2007: 164

<sup>532</sup> Zimmer, Vilain 2005: 112, die hier auf eine Arbeit von Klages 1999 verweisen; auch: Anheier, Toepler 2003: 22

<sup>533</sup> Anheier, Toepler 2003: 15

<sup>534</sup> Evers 2007: 7-14.

sollte die Aufgabe in der Sozialpolitik sein, soziale Einrichtungen hin zur Bürgergesellschaft zu öffnen.

Ehrenamt ist ‚Zeit für andere nehmen.‘ Die sogenannte Reziprozität ist dabei die Erwartung, eine wie auch immer geartete Rückerstattung sofort, später, direkt oder durch Dritte zu erhalten.<sup>535</sup> Dabei geht es neben der Freiwilligkeit und Unentgeltlichkeit auch um das ‚tun können, nicht müssen.‘<sup>536</sup> Hohe interne Standards machen Organisationen jeder Art attraktiv für Menschen, denn diese erzeugen Selbstrespekt und Stolz.<sup>537</sup>

Die amerikanischen Autoren McKee/McKee<sup>538</sup> beschreiben drei Trends:

1. Der Zusammenhalt in der Gesellschaft, unter Freunden und in den Familien nimmt ab, ebenso wie in den demokratischen Strukturen. Die Menschen haben eine Anzahl von Freunden, scheuen aber die Mitgliedschaft in Gruppen, die sich freiwillig engagieren. Dabei fehlt den Menschen insbesondere eine Anzahl vertrauensvoller Personen, mit denen sie über wichtige Dinge sprechen können.<sup>539</sup>
2. Gleichzeitig steigt das Bedürfnis von Menschen, Teil einer Gruppe zu sein und etwas Bedeutendes zu leisten.<sup>540</sup> Die Autoren nutzen hierfür den von Seth Godin geprägten Begriff des ‚tribe‘. Danach braucht es nur zwei Dinge, um eine Gruppe in einen ‚Stamm‘ zu verändern:
  - a. ein gemeinsam geteiltes Interesse und
  - b. einen gemeinsamen Kommunikationsweg.<sup>541</sup>

Diese Organisationen wachsen nicht, weil die Organisation neue Mitstreiter gewinnt, sondern weil die Menschen sich diese Organisation ausgesucht haben.<sup>542</sup> Die Menschen möchten das Gefühl haben, Teil eines lebendigen und wachsenden ‚Stammes‘ zu sein. Dabei plädieren die Autoren gerade dafür, keine Personen aus anderen Verbänden abzuwerben, sondern sich vielmehr

---

<sup>535</sup> Rauschenbach et al. 1988: 266

<sup>536</sup> Paulwitz 1988a: 20 f.

<sup>537</sup> Drucker 1992: 21

<sup>538</sup> McKee, McKee 2008

<sup>539</sup> Dazu auch Mutz 2002: 14 f.

<sup>540</sup> Siehe auch Klein 2000: 60

<sup>541</sup> Godin 2008: 1 f.

<sup>542</sup> McKee/McKee nennen in ihren Postings ausdrücklich die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS als eine solche Institution.

und aktiv bisher vernachlässigten Randgruppen zuzuwenden.

3. Non-Profit-Organisationen verändern sich nach McKee/McKee von einem ‚Management Mode‘ zu einem ‚Leadership Model of Governance‘. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von einem ‚Movement.‘ Eine solche ‚Bewegung‘ hat nach ihrer Meinung drei Elemente:
  - a. eine klare PR über die Organisation und die Zukunft, die diese Organisation schaffen will,
  - b. eine Verbindung zwischen dem ‚Stamm‘ und der Führungsebene und
  - c. eine Aufgabe, möglichst mit wenig Be- und Einschränkungen.

Der Wandel im Ehrenamt vollzieht sich von religiös motiviertem Altruismus zu weltanschaulicher Haltung sowie Eigeninteresse mit Spaß und Freude.<sup>543</sup> Dabei ist in den USA weiterhin der Anteil des religiös fundierten Ehrenamts deutlich höher als in anderen Ländern.<sup>544</sup> Bühlmann/Freitag<sup>545</sup> verweisen auf Anheier/Salamon (1999: 56), wonach Religiosität der wichtigste Erklärungsfaktor in der Variation von Ehrenamt ist. ‚Typisches‘ Ehrenamt entstammt einem Mehrpersonenhaushalt, hat einen gehobenen Bildungsabschluss und eine mittlere oder höhere Berufsposition.<sup>546</sup> Pragmatisch ausgedrückt muss jemand Zeit haben für Ehrenamt und wirtschaftlich abgesichert sein für unentgeltliche Arbeit.<sup>547</sup> Kroll geht so weit, das Übergewicht der Mittelschichten als Freizeitverhalten einer Bevölkerungsgruppe zu titulieren.<sup>548</sup> Ich verweise hier auf die Beschreibung der Untersuchungsgruppen in Kapitel 6.2.

Ganz wichtig ist die biographische Passung, die Möglichkeiten und Motive des Engagements ändern sich in den Lebensphasen.<sup>549</sup> Dabei entstehen neue Formen der Arbeit, abseits traditioneller Arbeitszeiten und -inhalte.<sup>550</sup> Die bisher individualistischen Personen sind für Organisationen nicht leicht einzubinden, sie wollen nicht ‚gemanaget‘ werden. Versteht man Management aber als Fabrikmodell zur Produktion eines Produkts, kann dies für Non-Profit-Organisationen nicht funktionieren. Diese Ehrenamtlichen lassen sich eben nicht wie Fabrikarbeiter

<sup>543</sup> Mutz 2002: 20; siehe auch Thiersch 1988: 15

<sup>544</sup> Kern 2004: 117 f.

<sup>545</sup> Bühlmann, Freitag 2007: 169

<sup>546</sup> Mutz 2002: 16; siehe auch Möller 2002: 39

<sup>547</sup> Rauschenbach et al. 1988: 225 f. ; siehe auch Anheier, Toepler 2003: 50

<sup>548</sup> Kroll 1991: 198

<sup>549</sup> Mutz 2002: 17

<sup>550</sup> Mutz 2002: 12

„abrufen“.<sup>551</sup> Im europäischen Vergleich sind die deutschen Ehrenamtlichen diejenigen, die ihr Engagement am wenigsten wertgeschätzt fühlen.<sup>552</sup>

Wichtig ist die einer Organisation inhärente Idee. Das Management sollte nach McKee/McKee<sup>553</sup> daher nicht mehr Ehrenamtliche bitten, sie bei einer Aufgabe zu unterstützen, vielmehr müssten Ehrenamtliche gefragt werden, in welcher Form man sie bei ihrer Arbeit unterstützen könne. Als Zielgruppen für Ehrenamtliche empfehlen sie insbesondere jüngere Gruppen, daneben Menschen, die gerade in den Ruhestand gehen und nach neuen Aufgaben suchen.

Paulwitz<sup>554</sup> verweist auf Scheier (1980) und Ellis/Noyes (1978), wonach „Wahlmöglichkeiten“ und „Entscheidungsfreiräume“ der Hauptanreiz für Ehrenamt sind. Die Formen der Mitarbeit differenzieren sich aus in traditionelle Organmitarbeit, Mitgliedschaft in Ausschüssen usw. mit Beratungscharakter und Hilfe in direktem Bezug zu Bedürftigen.<sup>555</sup>

Mutz<sup>556</sup> verweist auf die Situation der USA, wo hohes Bürgerengagement auf allen Ebenen eingeübt werde und auch Basis für Förderungen, Stipendien usw. sei. Politik müsse also diese Rahmenbedingungen unterstützen und nicht – oft ergebnislos – versuchen, Motivation zu beeinflussen. Motivation wird in erster Linie entdeckt, nicht erzeugt.<sup>557</sup>

Ein deutscher Survey hat in der Reihenfolge folgende Motive für Ehrenamt ermittelt:<sup>558</sup> Spaß, Zusammensein, Gemeinwohl/anderen helfen, Kenntnisse und Erfahrungen, Verantwortung, Anerkennung, Eigeninteressen, Probleme selbst lösen sowie beruflicher Nutzen.

### 3.3.3 Einflussmöglichkeiten

Patienten sind in ihren Einflussmöglichkeiten beschränkt und stehen in Abhängigkeit

---

<sup>551</sup> Mutz 2002: 11 f. und Jakob 1993: 281 f.

<sup>552</sup> Sengling 1998: 26

<sup>553</sup> McKee, McKee 2008

<sup>554</sup> Paulwitz 1988b: 195

<sup>555</sup> Pracht 2002: 238

<sup>556</sup> Mutz 2002: 22; ebenso Link 2002: 166

<sup>557</sup> Paulwitz 1988a: 151 f.

<sup>558</sup> Zimmer, Villain 2005: 55



vom Selbst- und Aufgabenverständnis professioneller Akteure.<sup>559</sup> Kranich<sup>560</sup> stellt die Frage: „Was nützen Rechte, die man nicht wahrnehmen kann?“ Weiter hält er fest, dass Patienten ein hohes Maß an Unterstützung benötigen, bevor sie in Gremien und Ausschüssen als gleichberechtigte Kraft auftreten können.<sup>561</sup> Dabei sieht er eine wichtige Unterteilung:

- Je mehr „Patient“ die Person ist, desto mehr Schutz braucht sie,
- je mehr „Kunde“, desto mehr Empowerment.

Schaeffer und Moers<sup>562</sup> unterscheiden

- Patient: passiv, dulndend, asymmetrisch
- Kunde: mit Marktübersicht, Erwerber von Dienstleistung, symmetrisch
- Klient: Mangelsituation, asymmetrisch
- Nutzer: Inanspruchnahme von Dienstleistungen bei Krankheit.

Menschen müssen Gelegenheit bekommen, Verantwortung zu übernehmen.<sup>563</sup> Die internationale Praxis, Patienten Leistungen und Qualität des Versorgungssystems bewerten zu lassen, blieb in Deutschland lange unberücksichtigt, während im anglo-amerikanischen Raum Forschung und Survey-Praktiken Einzug hielten.<sup>564</sup> Gleiches gilt auch für die Debatte zu Leitlinien.<sup>565</sup>

Auf Verbände wirken<sup>566</sup> die Mitgliedslogik in Form von Interessen und die Einflusslogik in Form von Zugeständnissen und Kompromissen. Das Verbandsklima wird maßgeblich vom Verhältnis der Laien und Professionellen bestimmt.<sup>567</sup> Professionelle haben eine Macht- und Definitionsposition und können sich gegenüber Ehrenamtlichen entlasten und abschirmen.<sup>568</sup> Die Mitarbeiter bleiben entscheidend; andere Ressourcen in der Mobilisierung wie Finanzen, Sachmittel und Räume sind nachrangig.<sup>569</sup> Wenn Ehrenamt als Hilfsdienst einer professionellen Organisation charakterisiert wird, bleibt

---

<sup>559</sup> Schaeffer, Moers 2004: 30; auch Schellschmidt 2005: 77; ebenso Gerlinger 2009: 37

<sup>560</sup> Kranich 1997: 95

<sup>561</sup> Kranich 2002: 62

<sup>562</sup> Schaeffer, Moers 2004: 15-18

<sup>563</sup> Reinert, Kanther 2002: 187

<sup>564</sup> Badura, Strodtholz et al. 2006: 16

<sup>565</sup> WHO 2000: 40

<sup>566</sup> Winter, Willems 2009

<sup>567</sup> Mutz 2002: 15; auch Paulwitz 1988a: 206

<sup>568</sup> Thiersch 1988: 16

<sup>569</sup> Gallas 1994: 497-501; auch Link 2002: 158

das Modell hinter seinen Möglichkeiten zurück.<sup>570</sup>

Badura<sup>571</sup> plädiert dafür, die Erfahrungen und Präferenzen von Patienten über alle Behandlungsschritte zu nutzen. In Konsequenz ist die Frage der Partizipation immer die Frage der Gestaltung des Gesundheitswesens.<sup>572</sup> Im deutschen Gesundheitswesen ist als zentrales Entscheidungsgremium in der Versorgung und Finanzierung der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA) zu berücksichtigen, sowohl seine paritätische Besetzung als auch die Repräsentation von Patienten durch Repräsentanten des Deutschen Behindertenrates, der Bundesarbeitsgemeinschaft der PatientInnenstellen, der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen und dem Bundesverband der Verbraucherzentralen.<sup>573</sup> Die Auswahl der Dachverbände, von denen Patientenvertreter in den Bundesausschuss entsendet werden dürfen, wurde von der Bundesregierung durch Rechtsverordnung vorgenommen. Die Aufteilung zwischen den Verbänden und die Auswahl der Personen haben die genannten Verbände selbst bestimmt. Danach stellt der Deutsche Behindertenrat sechs Mitglieder, während der Bundesverband der Verbraucherzentralen, die Bundesarbeitsgemeinschaft der PatientInnenstellen und die Arbeitsgemeinschaft der Selbsthilfegruppen je ein Mitglied benennen.<sup>574</sup> Ob die Behindertenverbände ohne Stimmrecht und mit ihren bisher wenig erfahrenen und wenig vernetzten Vertretern tatsächlich die Entscheidungen wirksam beeinflussen können, scheint fraglich. Der Staat ist in den genannten Gremien nicht beteiligt, gibt aber Rahmen und Ziele vor. Auffällig ist, dass insbesondere Interessen von Gruppen mit schwacher Organisationsfähigkeit nicht genügend vertreten sind.<sup>575</sup>

Auf der WHO-Konferenz 2000 wurden Gründe genannt, warum einerseits die Meinung vorherrscht, Patienten und ihre Organisationen in den Meinungsbildungsprozess zu integrieren, andererseits die Umsetzung aber so schwerfällt. Hier fiel besonders die Heterogenität der Verbände auf: Während einige sehr groß seien, seien andere nur ein ‚Dach‘ für andere Interessengruppen; Kultur und Organisation der Verbände variierten stark; häufig fehlten finanzielle Mittel, und die Ziele und Interessen seien zu

---

<sup>570</sup> Hörmann 1996: 117

<sup>571</sup> Badura 2000: 37

<sup>572</sup> Schellschmidt 2005: 73

<sup>573</sup> Troschke, Mühlbacher 2005: 173

<sup>574</sup> Bandelow 2004: 59

<sup>575</sup> Schellschmidt 2005: 77

unterschiedlich.<sup>576</sup>

### 3.3.4 Die Rolle von Selbsthilfe und Angehörigen

Wie geschieht Selbstbestimmung der Patienten im Gesundheitssystem? Wie wird Transparenz erhöht? Was trägt zur Qualitätsverbesserung bei? Wie können Patienten ihre Rechte geltend machen und Einfluss auf Entscheidungen nehmen?<sup>577</sup> Eine in dieselbe Richtung zielende Frage in der horizontalen Vernetzung wäre: Was können Patienten voneinander lernen?

Wenn auch Krebs in unterschiedlicher Weise ein ‚Tabu‘ ist, gibt es damit doch ein sehr hohes Potential in der Bevölkerung, für die Krebs eben kein Tabu, sondern konkrete Erfahrung ist. Diese Gruppe kennt die Sorgen und Ängste der Betroffenen zum Teil sehr genau. Sie dürfen aber gleichzeitig nicht überfordert werden, da sie auch in unterschiedlicher Weise Hilfe benötigen.<sup>578</sup> Nach Behrendt et al. Sind "[...] Selbsthilfegruppen [...] Zusammenschlüsse von durch chronische Krankheit oder psychosoziale Probleme gleichartig Betroffenen, die sich die Bewältigung ihres Problems durch gegenseitige, unentgeltliche Hilfe zum Ziel setzen."<sup>579</sup> Der Begriff ist so positiv konnotiert, dass auch Wohlfahrtsverbände und Gewerkschaften eine entsprechende Positionierung versuchen.<sup>580</sup> Kindler<sup>581</sup> definiert Selbsthilfe als Struktur abseits von Markt und Macht, da das Engagement freiwillig, ohne besondere Vertragsformen und ohne direkte partnerschaftliche oder familiäre Verpflichtung erfolgt.

Selbsthilfe kann Dinge leisten, die der klassische Medizinbetrieb nicht oder nur zum Teil abdeckt. Badura stellt Forderungen für die Versorgung chronisch Kranker auf,<sup>582</sup> die sich auf die hier befasste Versorgung Krebskranker übertragen lassen:

- Nicht nur somatische, sondern auch seelische und soziale Probleme lösen,<sup>583</sup>
- nicht nur auf Technik und Diagnose, sondern auch auf persönliche und soziale Potentiale setzen,

---

<sup>576</sup> WHO 2000: 43

<sup>577</sup> Badura, Schellschmidt 2000

<sup>578</sup> Schaeffer, Moers 2004: 260

<sup>579</sup> Behrendt et al. 1981: 92

<sup>580</sup> Grunow 2006: 1062

<sup>581</sup> Kindler 1992: 21

<sup>582</sup> Badura 1994: 273

<sup>583</sup> Siehe auch Schaeffer, Moers 2004: 23

- neben stationärer Versorgung auch teilstationäre und ambulante Angebote beachten,
- ganzheitlich, flexibel und kontinuierlich agieren.

Die Frage lautet immer, welche Belastungen es gibt, und welche Unterstützungen vorhanden sind.<sup>584</sup> Für eine ‚Partnerschaft‘ zwischen Medizinbetrieb und Patienten fehlt in der Regel die Voraussetzung.<sup>585</sup> "Selbsthilfe als soziale Alltäglichkeit schließt das professionelle Medizinsystem größtenteils aus und umgekehrt; [...]"<sup>586</sup> Andere Autoren gehen nicht so weit, als Konkurrenz sei Selbsthilfe aber zumindest latent zu betrachten. Professionelle befürchten daher eine Verdrängung durch Selbsthilfe.<sup>587</sup>

Patientenverbände sind schwer organisierbar, weil die Anzahl der Versicherten und die Abstimmung zu groß sind, die Gruppe ist zu heterogen. Daneben sind sie oft von den Leistungsanbietern abhängig. Patientenverbände sind nur beschränkt konfliktfähig, sie können nicht streiken und haben eine in der Regel geringe öffentliche Wahrnehmung. Nur durch politische Maßnahmen wäre diese Einflussnahme möglich. Die Frage ist: Was führt zu sozialer Beteiligung?<sup>588</sup> Beteiligungsebenen sind dabei finanziell, politisch und sozial<sup>589</sup>.

Eine wichtige Unterteilung der Selbsthilfe findet sich bei Kickbusch:<sup>590</sup>

- therapeutische Selbsthilfe,
- soziale Anwaltschaft,
- Solidarität,
- ‚Sammelbecken für Ausgestoßene‘,
- Mischformen.

Es ist verständlich, dass sich aus dieser Unterteilung unterschiedliche Potentiale und Chancen ergeben, sowohl in der ‚klassischen Selbsthilfe‘ als auch in der Vertretung durch Verbände. Neben den sogenannten ‚politischen Unternehmern‘ wird es verstärkt eine stellvertretende Interessenvertretung für gesellschaftliche Gruppen geben, die über kein oder wenig Potential zur Selbstorganisation verfügen. Die

---

<sup>584</sup> Badura 1981: 155-159

<sup>585</sup> Eberstein 2005: 127

<sup>586</sup> Grunow 1981: 128

<sup>587</sup> Behrendt et al. 1981: 92, 95

<sup>588</sup> Gabriel et al. 2002: 98 ff.

<sup>589</sup> Badura 1980: 371

<sup>590</sup> Kickbusch 1980: 388 (mit Verweis auf Katz/Bender 1976)

Autoren sehen diesen Trend auch bei Patientenorganisationen.<sup>591</sup> Kritisch wird beschrieben, wie – auf Deutschland bezogen – eine hohe Verflechtung zwischen Selbsthilfe, Wohlfahrtsverbänden und staatlicher Finanzierung zu verzeichnen ist. Dies führt zu Interessenkollision auf der einen Seite und Nicht-Vertretung von Interessen auf der anderen Seite.<sup>592</sup>

Kranich<sup>593</sup> ordnet die Beteiligten den Ebenen zu:

- Patient und Selbsthilfegruppe: Mikroebene
- Patientenverbände, Beratungsstelle: Mesoebene
- Ombudsleute, Gremien: Makroebene.

Kindler<sup>594</sup> sieht gerade die Kontaktstellen als Versuch der Wohlfahrtsverbände an, in gewisser Weise Kontrolle über die Selbsthilfe zu erlangen und gleichzeitig gegenüber Politik und Administration Einfluss zu gewinnen. Effinger<sup>595</sup> ist der Meinung, dass Selbsthilfe regelrecht zur Übernahme öffentlicher Aufgaben gedrängt wird, ohne dass die Übernahme von Kosten geregelt werde. Dies führe zu Burnout von Personen und Institution bei Übernahme eigentlich staatlicher Maßnahmen, Steigerung und Beibehaltung von Ungleichheit bei Rückzug des Staats und dem Effekt, dass ‚Mittelklasse-Selbsthilfe‘ sich um ‚Mittelklasseprobleme‘ kümmere und Ungleichheiten verstärke.<sup>596</sup>

Badura<sup>597</sup> plädiert schon 1982 für eine Würdigung der Laienhilfe und Netzwerke im Gesundheitswesen, sie würden so eine eigenständige Qualität als Voraussetzung, Stärkung und Ergänzung staatlicher Leistungen bekommen. Patientenunterstützung durch Verbände kann dabei durch Parteilichkeit, Professionalität, Unabhängigkeit, Stabilität, eine Kombination von Einzelfallhilfe UND struktureller Arbeit, Zugänglichkeit, Kooperationsbereitschaft und Übertragbarkeit erreicht werden.<sup>598</sup>

Im Bereich der Umsetzung von Patientenrechten gibt es große Defizite, die Handlungsfeld für verschiedene Verbandsformen sein können – von der

---

<sup>591</sup> Straßner, Sebaldt 2006: 311f.

<sup>592</sup> Behrendt et al 1981: 110

<sup>593</sup> Kranich 2002: 63

<sup>594</sup> Kindler 1992: 149; siehe auch Holtkamp 2002: 135

<sup>595</sup> Effinger 1993: 28

<sup>596</sup> Bauer 1990: 273

<sup>597</sup> Badura 1982: 74

<sup>598</sup> Badura 1999: 31f.

Behandlungswahl, der Partizipation an der Gestaltung von Behandlungen bis zur klinischen Entscheidungsfindung. Dies sind sowohl kollektive als auch individuelle Fragen. Franke führt im WHO Bericht aus, dass viele Patientenrechte nicht durch Regierungsentscheid, sondern durch z.T. sehr tiefgehende Gerichtsentscheidungen zustande gekommen sind<sup>599</sup>

### 3.3.5 Information und Beratung

Schaeffer und Moers<sup>600</sup> haben mit der Untersuchung von Patientenkarrerien aufgezeigt, welche hohen Anstrengungen notwendig sind, um bei hoher Krankheitsbelastung ein lebenswertes Leben zu führen. Es sind vielfältige Anstrengungen nötig, um die richtige Diagnose und Therapie zu erhalten.<sup>601</sup> Dabei stellt sich die Frage des Expertentums: "Die Suche nach einer Verringerung von wahrgenommenen oder eingebildeten Gefahren führt zur hohen Glaubwürdigkeit und Abhängigkeit von Expertenurteilen und deren scheinbar verlässlichen Antworten."<sup>602</sup>

Folgende Informations- und Wissensinhalte benötigen Patientinnen und Patienten nach Köhler (1998):<sup>603</sup>

- Wissen über Institutionen und Funktionen,
- Wissen über zu kontaktierende Einrichtungen im Bedarfsfall,
- Wissen über medizinische und biologische Prozesse und
- Wissen über individuelle Veränderungen, Diagnose, Therapie und Prognose.

Neben krankheitsspezifischer Information ist eine problembezogene Beratung und eine zuverlässige Betreuung genauso wichtig. Nur durch Aufhebung von Wissensdefiziten entsteht keine Handlungskompetenz, die Aufklärung ist nach Schaeffer/Moers ein Schichtphänomen der Mittelklasse, das für andere Schichten nicht gelten muss.<sup>604</sup>

Biedermann<sup>605</sup> plädiert für eine Gleichgewichtung von Anwaltschaft, Lobby und

---

<sup>599</sup> WHO 2000: 40

<sup>600</sup> Schaeffer, Moers 2004: 280

<sup>601</sup> Schaeffer, Moers 2004: 24f.

<sup>602</sup> Gellner 1995: 12

<sup>603</sup> nach Kaltenborn 2004: 49

<sup>604</sup> Schaeffer, Moers 2004: 284

<sup>605</sup> Biedermann 2006: 203

Beratung, reine Information sei teuer und zeige zu wenig Effekte. Kranich führt aus: „[...] Je mündiger, je kundenartiger eine Person agieren kann, desto mehr wird sie sich durch empowerment bald selbst autonom zu helfen wissen. Und umgekehrt: je eingeschränkter eine Person ist, beispielsweise durch Krankheit oder Behinderung, desto mehr braucht sie den Schutz und die Stellvertretung durch andere, die in ihrem Sinn und Auftrag handeln.“<sup>606</sup>

Die frühere hierarchische und lineare paternalistische Sicht auf den Patienten erfordert daher neue und vielfältige Mitarbeit von Verbänden bei der Information, Aufklärung, Beratung und Vertretung von Patienten. Schwarz führt aus: „[...] Das Prinzip der Demokratie wird auch dadurch charakterisiert, dass man die Betroffenen zu Beteiligten macht. [...] Man spricht hier auch vom Identitätsprinzip: Das Mitglied ist gleichzeitig Nutznießer der NPO-Leistung. [...] [Diese] NPO bezeichnen wir als Selbsthilfe-NPO.“<sup>607</sup>

Sowohl Ärzte- als auch Kassenverbände haben die Patienten für die Wahrnehmung ihrer Interessen in Gremien entdeckt. Nach Kranich sollten die Patienten in die Lage versetzt werden, eine Kraft in einem ‚dreiseitigen Sozialpakt‘ zu sein.<sup>608</sup> Er fordert dazu professionelle Patientenvertrauenspersonen und unabhängige Informations-, Beratungs- und Beschwerdestellen; diese sollen auch die Arbeit der Patientenvertrauenspersonen koordinieren.<sup>609</sup> Die Unabhängigkeit der Krankenkassen wird aber skeptisch gesehen: „[...] obwohl die Krankenkassen behaupten zu beraten, beraten (sie) nicht wirklich, es sind Sachberater, und wenn die beraten, dann nur im Sinne der Krankenkassen und nicht der kranken Menschen.“<sup>610</sup>

Bürger beschreibt die Notwendigkeit von ‚Lotsensystemen‘ im Sinne einer Information der Patienten sowie ‚Patientenanwaltschaft‘.<sup>611</sup> Auch wenn die ‚Anwaltschaft‘ hier ad personam gemeint ist, ist die von der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS beschriebene ‚Advocacy‘ gleichgelagert; der Patient, seine Bedürfnisse und Belange stehen im Mittelpunkt: Die Anwaltschaft eines Verbandes geschieht letzten Endes auch durch Personen.

Im Zuge dieser Untersuchung wird aufgezeigt, wie Selbsthilfe/Betroffene und

---

<sup>606</sup> Kranich 2002: 61

<sup>607</sup> Schwarz 1996: 23

<sup>608</sup> Kranich 2002: 62

<sup>609</sup> Kranich 2002: 63

<sup>610</sup> Schaeffer, Dierks, et al. 2005: 220

<sup>611</sup> Bürger 2003: 273 ff.

Organisation/Verband miteinander verbunden werden können, ob daraus Vorteile zu ziehen sind oder diese Verflechtung zu einer Vereinnahmung der Betroffenen führt.<sup>612</sup>

### 3.3.6 Politikvermittlung

Der Soziologe Richard Sennet hält fest, dass Veränderung und Sinnstiftung vor allem auf lokaler Ebene geschaffen werden kann. Von Seiten der Regierung ist den Menschen aufzuzeigen, dass es einen tiefen Grund gibt, sich gegenseitig zu helfen.<sup>613</sup>

Mit Bezug auf freiwillige Vereinigungen ergänzt Richter: „[Sie]... sind sicher kein politisches System (Demokratie ist ein politisches System), sind aber typisch für eine bestimmte politische und wirtschaftliche Kultur, sie sind an sich noch kein eigenes Sozialsystem, sind aber typisch für ein bestimmtes Sozialsystem, das zum Beispiel keine Gliederung in Stände und Kasten besitzt.“<sup>614</sup>

Es werden vielfältige Modelle der Bürgerbeteiligung (und damit Politikvermittlung) gesehen:

- Zukunftswerkstatt (Kritik, Ideen, Umsetzung)
- moderierte Dialogprozesse (Arbeitskreise)
- Zielgruppenworkshops
- Runde Tische, Foren (im Gegensatz zu Beiräten temporär bzw. problembezogen)
- Zukunftskonferenz
- aktivierende Befragung,
- Bürgergutachten/Planungszelle.<sup>615</sup>

In den Bereich Politikvermittlung gehören auch zunehmend Ideenagenturen („Think Tanks“). Dieser Trend lasse sich nicht verhindern, es müsse aber dafür gesorgt werden, dass der Ideenmarkt ein pluraler würde.<sup>616</sup> Gellner verweist dabei auf Sabatier (1991): Danach wird der Einfluss von Wissenschaft und Verbänden unterschätzt; gerade beim Agenda-Setting und in der Advocacy (Ablehnung oder Zustimmung zu Haltungen)

---

<sup>612</sup> Behrendt, Deneke et al. 1981: 93 ff.; auch Schaeffer, Dierks, et al. 2005: 250 f.

<sup>613</sup> Sennet 1998: 191

<sup>614</sup> Richter 1985: 76

<sup>615</sup> Reinert, Kanther 2002: 190-194

<sup>616</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 310



spielten sie eine große Rolle. Eine Meinungsänderung erfolge dabei indirekt und würde Problemsichten durch Werthaltungen verändern.<sup>617</sup>

Organisationsfähig ist dabei nur ein solches Interesse, das sich als spezielles Interesse einer Gruppe interpretieren lässt.<sup>618</sup> Dabei verlieren die Großinstitutionen an Mitgliedern, die Mitglieder fühlen sich nicht mehr aufgehoben, da die Institution zu weit weg von der Basis ist. So entstehen die sogenannten ‚neuen sozialen Bewegungen‘.<sup>619</sup> Heins verweist dabei auf Weber, wonach emotionalisierte Politik nicht nur erfolglos, sondern auch undemokratisch ist.<sup>620</sup>

Kooperation ist notwendig, um an Macht und Ressourcen zu gelangen.<sup>621</sup> Vereinigungen entwickeln dabei Alternativvorschläge, die die Auswirkungen von Gesetzesvorschlägen berücksichtigen.<sup>622</sup> Sie sind vermittelnd zwischen Individuum und Staat tätig.<sup>623</sup> Dabei ist gerade die Identifikation und Motivation von Mitarbeitern und Unterstützern eine eigenständige Ressource.<sup>624</sup> Die Arbeit von Vereinigungen hat dabei sehr professionellen Charakter.<sup>625</sup> Sie müssen sich aber die Freiheit bewahren, zu opponieren und Lobbyarbeit betreiben zu können<sup>626</sup>. Auch dürfen sie nicht erst einbezogen werden, wenn sie zur Problemlösung gebraucht werden.<sup>627</sup> Nach Lösche hängt dies entscheidend vom Grad der innverbandlichen Demokratie ab.<sup>628</sup> Biedenkopf führt allerdings aus, dass Gruppen mit hohen internen demokratischen Anteilen in der Außenwirkung weniger erfolgreich sind.<sup>629</sup> Auf dieses Spannungsfeld gehe ich in den Kapiteln 7.4 und 8.3 ein.

Das Vereinswesen mit seiner partizipationsarmen Struktur wird dabei von neuen Organisationsformen, insbesondere Bürgerinitiativen, abgelöst<sup>630</sup>. Eine Gemeinwohlorientierung entsteht dabei, wenn alle Interessen und Daten einbezogen

---

<sup>617</sup> Gellner 1995: 25 f.

<sup>618</sup> Gallas 1994: 94 verweist hier auf Offe 1969

<sup>619</sup> Weißels 2001: 223

<sup>620</sup> Heins 2002: 28

<sup>621</sup> Take 2002: 24

<sup>622</sup> Take 2002: 22

<sup>623</sup> Take 2002: 376; siehe auch Beisheim 2001: 132, hier Erweiterung des Modells auf internationale Ebene; ebenso Anheier et al. 2002: 109

<sup>624</sup> Take 2002: 65 f.

<sup>625</sup> Sebaldt 1997: 383

<sup>626</sup> Biedermann 2006: 203

<sup>627</sup> Rehder 2009: 272; auch: Badelt 2000: 31

<sup>628</sup> Lösche 2007: 16

<sup>629</sup> Biedenkopf 1976: 242

<sup>630</sup> Kroll 1991: 204

und in dem Prozess in Einklang gebracht werden.<sup>631</sup> Der Ausgleich kann dabei nur innerhalb der Gesellschaft, nicht außerhalb gesucht werden.<sup>632</sup> Neben der rationalen Politik können Verbände dabei Emotionen kanalisieren.<sup>633</sup> Zimmer stellt fest, dass das Konzept einer Civil Society die assoziativen Fähigkeiten einer Gesellschaft stärken kann.<sup>634</sup>

### 3.3.7 Interessenermittlung und –formierung, Lobbying

Bewegungen und NGO stehen immer mehr unter dem Druck, nicht nur regional tätig zu werden, sondern Interessen auch national und international politisch zu vertreten.<sup>635</sup> An Beispielen wie Greenpeace wird deutlich, dass sowohl symbolische Politik als auch Anhaftung an die ‚Basis‘ für einen Erfolg notwendig sind.<sup>636</sup> Gerade die UN-Konferenzen der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren geprägt durch von NGO gestaltete Papiere; nationale Regierungen waren mit den Themen zum Teil überlastet und dankbar für die Unterstützung.<sup>637</sup> Der Prozess der Interessenformierung besteht aus Interessengenerierung, aggregation, -transformation, -selektion und schließlich -artikulation.<sup>638</sup> Eine Einflussnahme durch Verbände kann erfolgen durch Überzeugung (Einsicht), Verhandlung (Interessenausgleich, Kompromiss) und Ausübung von Druck (eine Art ‚Erpressung‘). Die intermediäre Funktion eines Verbandes kann dabei nur wahrgenommen werden, wenn es auch innerverbandliche Partizipation gibt.<sup>639</sup>

Die Interessenrepräsentation führt dabei zu kollektiver Selbstdisziplin innerhalb des Verbandes.<sup>640</sup> In der Außenwirkung geht es um konkrete und formulierte Interessen des Verbandes, in der Innenwirkung darum, die individuellen und anonymen Mitgliederinteressen zu einem Gruppeninteresse zu formieren.<sup>641</sup> Dabei wird der

---

<sup>631</sup> Weber 1977: 76; siehe auch Oldopp 2005: 140 f.

<sup>632</sup> Weber 1977: 74

<sup>633</sup> Heins 2002: 30

<sup>634</sup> Zimmer 1996: 217

<sup>635</sup> Klein 2001: 257

<sup>636</sup> Klein 2001: 235

<sup>637</sup> Klein 2001: 230

<sup>638</sup> Schiller 2007: 440

<sup>639</sup> Raschke 1978: 205

<sup>640</sup> Schmitter, Streeck 1981: 29

<sup>641</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 266

Begriff ‚Lobby‘ aufgrund negativer Konnotation oft durch ‚Interessengruppe‘ ersetzt.<sup>642</sup> Steinberg<sup>643</sup> definiert so Gruppen, die nicht Partei sind und dauerhaft Einfluss auf Regierungsentscheidungen nehmen. Soziale Randgruppen kommen dabei aber nicht vor.<sup>644</sup> Man muss sich also bewusst sein, dass die kollektiv gebündelten Interessen nicht mit den individuellen Interessen übereinstimmen.<sup>645</sup>

Interessengruppen vertreten ihre Position stärker und kompromissloser als Parteien und verfügen auch über andere Instrumente. Gleichzeitig droht innerhalb der Gruppe eine Tyrannei der Mehrheit.<sup>646</sup> Eine politische Durchsetzungsfähigkeit entsteht nur, wenn (Presse-)Öffentlichkeit erzeugt wird.<sup>647</sup> Einflussnahme wird dabei durch das Eintreten für ‚Gemeinwohlziele‘ erreicht.<sup>648</sup> Offe stellt dazu die Frage, ob ‚Gemeinwohl‘ nicht als Formel für eigene (Verbands)Interessen mißbraucht wird.<sup>649</sup>

Es gilt, Basisinitiativen, sogenanntes ‚Grassroot Lobbying‘ (als dem einzelnen Projekt dienend<sup>650</sup>) von advokatorischer Öffentlichkeitsarbeit zu unterscheiden.<sup>651</sup> Daraus entstehen Konflikte zwischen Profis und Amateuren in den Verbänden.<sup>652</sup> Lösche sieht als Entwicklung, dass vermehrt das Konzept der Grassroot-Lobby auch in Deutschland angewandt wird.<sup>653</sup> Neue Formen sind auch Expertengremien, parlamentarische Abende und wissenschaftliche Gutachten.<sup>654</sup> Verbände bekommen Konkurrenz durch Lobbyorganisationen.<sup>655</sup> Nach Lösche ist diese ‚neue Unübersichtlichkeit‘ theoretisch noch nicht ausreichend beschrieben.<sup>656</sup> Lobby wird dadurch immer mehr ein Feld für professionelle Arbeiter mit systematischer Planung und wissenschaftlicher Fundierung.<sup>657</sup> Eine Partizipation des Verbandes kann dabei zu einer Instrumentalisierung führen.<sup>658</sup> Ein Verband vertritt dabei ein Inklusionsklientel, und

---

<sup>642</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 255

<sup>643</sup> Steinberg 1988: 12

<sup>644</sup> Steinberg 1988: 21

<sup>645</sup> Preisendörfer 2011: 31

<sup>646</sup> Gellner, Glatzmeier 2004: 36 f.

<sup>647</sup> Gallas 1994: 536; auch: Schissler, Preyer 2000: 77

<sup>648</sup> Take 2002: 75

<sup>649</sup> Offe 2002: 58-61

<sup>650</sup> Dazu auch Althaus 2007b: 8-11

<sup>651</sup> Althaus 2007a: 67

<sup>652</sup> Althaus 2007a: 19

<sup>653</sup> Lösche 2007: 74 f.

<sup>654</sup> Lösche 2007: 119

<sup>655</sup> Lösche 2007: 8

<sup>656</sup> Lösche 2007: 113

<sup>657</sup> Sebaldt 1997: 63

<sup>658</sup> Seifer 2009: 104

der Grad der Ressourcen- und Privilegienerreichung hängt vom Konfliktpotential ab.<sup>659</sup> Scheinpflug weist auf das Paradoxon hin, dass Verbände von ihren Vertretern zu immer neuen Forderungen getrieben werden; würden die ‚bisherigen‘ Forderungen erfüllt, müssten sie sich abschaffen.<sup>660</sup> Dies wird befördert durch die Möglichkeit, Forderungen aufzustellen, und ‚andere‘ müssten im Sozialstaat dafür zahlen.<sup>661</sup>

In den USA und Großbritannien darf Politikbeeinflussung aus rechtlichen Gründen (siehe dazu Kapitel 4.2) durch Information und rationale Argumente, aber formal nicht durch Agitation erfolgen.<sup>662</sup> Entscheidend ist die Platzierung von Delegierten und Repräsentanten im politischen Umfeld.<sup>663</sup>

### **3.3.8 Teilhabe an der Willensbildung: Steuerung bottom up oder top down**

Die ‚innere Entfernung‘ von Bürgern und politischen Prozessen wird beklagt. Staaten regeln mehr überstaatliche Aktivitäten und haben diese Distanz noch einmal erhöht.<sup>664</sup>

In korporatistischer Sicht erhalten Verbände Teilhabe an der Willensbildung, im Gegenzug leisten sie innerverbandlich Ordnungsleistungen.<sup>665</sup> Sehr wichtig ist dabei die Förderung von Dialog- und Kooperationsbereitschaft.<sup>666</sup> Interessengruppen können soziale Komplexität auf ein politisch handhabbares Maß reduzieren.<sup>667</sup> Die Gruppeninteressen sind dann Grundmaterial des politischen Prozesses.<sup>668</sup> Streek sieht Verbände als Teil des sozialen Kapitals einer Gesellschaft, die Leistungen eines Verbandes beschreibt er mit Kooperation, Kompromiss, Information (dies erhöht nach seiner Meinung den sozialen Konsens) und ‚Resonanzleistungen‘ (die Artikulation der Mitgliederinteressen).<sup>669</sup>

Neue ‚Bewegungen‘ können als Reaktion der Zivilgesellschaft auf schwindende Problemlösungsfähigkeit aufgefasst werden.<sup>670</sup> Die Bottom-up-Perspektive ist dabei

---

<sup>659</sup> Schwinn 2004: 43

<sup>660</sup> Scheinpflug 1993: 156

<sup>661</sup> Scheinpflug 1993: 113

<sup>662</sup> Take 2002: 310

<sup>663</sup> Lösche 2007: 80

<sup>664</sup> Take 2002: 9

<sup>665</sup> Voelzkow 2007: 152; siehe auch Effinger 1993: 21; ebenso Willems, Winter 2007: 21

<sup>666</sup> Riedel 2003: 142

<sup>667</sup> Sebaldt 1997: 47; auch Scheinpflug 1993: 77 f.

<sup>668</sup> Weber 1977: 74

<sup>669</sup> Streeck 2002; dazu auch Zimmer 1996: 58

<sup>670</sup> Take 2002: 95

verstärkt in den Blickpunkt gekommen<sup>671</sup>. Gesellschaftszentrierte Erklärungen beziehen sich auf Bottom-up-Prozesse der Produktion von Sozialkapital und stellen die Zivilgesellschaft und freiwillige Vereinigungen in den Mittelpunkt. Institutionsbezogene Erklärungen konzentrieren sich auf Top-down-Prozesse und darauf, wie Sozialkapital in politische Institutionen eingebettet ist<sup>672</sup>

Moderne Gesellschaften fördern die horizontale gegenüber der vertikalen Vernetzung.<sup>673</sup> Die zu mobilisierenden Ressourcen müssen natürlich auch überhaupt vorhanden sein.<sup>674</sup> Im Inneren der Organisation wirken die ‚Mitgliedslogik‘ (die Definition und Repräsentation von Mitgliedsinteressen) und die ‚Einflusslogik‘ (politische Vereinbarungen und Zugeständnisse). Die in der Regel hauptamtlichen Funktionäre pendeln zwischen diesen Logiken; geben sie einer Logik zu sehr nach, verlieren sie entweder ihre Fundierung oder ihren Einfluss.<sup>675</sup>

Auch die zeitliche Entwicklung spielt eine Rolle: Was passiert, wenn sich eine ‚Bürgerinitiative‘ über den ‚ersten Anlass der Gründung‘ hinaus engagiert? Wie gehen etablierte Verbände damit um?<sup>676</sup> Wie geschieht horizontale und vertikale Rollendefinition und Rollenfindung von Verbänden? Gibt es die Möglichkeit, als Laie Mitglied zu werden und Einfluss zu nehmen? Ist dies vom Verband gewollt, aktiv unterstützt oder nur geduldet? Wenn es Mitbestimmung gibt, wie ist sie legitimiert?<sup>677</sup>

Aus der Prinzipal-Agent-Theorie ist abzuleiten, dass der Prinzipal – hier im Sinne eines hauptamtlichen Funktionärs – durch die dauerhafte Befassung mit den Themen einen Informationsvorsprung hat.<sup>678</sup> Ohne Agenten wären die Institutionen aber häufig nicht fassbare Gebilde.<sup>679</sup> Dabei ist die Körperschaft aus Positionen und nicht aus Personen zusammengesetzt. Jede Person kann dabei mehrere Positionen einnehmen.<sup>680</sup>

Biedenkopf hält fest: "Die in Gruppen organisierte Interessenvertretung erfolgt im Wesentlichen in zwei Richtungen: Sie erfolgt gegen konkurrierende Gruppen und

---

<sup>671</sup> Weißels, Zimmer 2001: 16

<sup>672</sup> Stolle, Rothstein 2007: 115; hier mit Verweis auf Hooghe, Stolle 2003

<sup>673</sup> Badura 2008: 10

<sup>674</sup> Gallas 1994: 105

<sup>675</sup> Strünck 2004: 26

<sup>676</sup> Otto, Müller, Besenfelder 2000; auch: Gabriel 1983

<sup>677</sup> Lösche 2007: 130

<sup>678</sup> Saam 2002: 19; dazu auch Ebers, Gotsch 1999: 209

<sup>679</sup> Coleman, Sukale 1992: 180

<sup>680</sup> Coleman, Sukale 1992: 278

gegen die staatlichen Organe."<sup>681</sup> Die Zuständigkeit der Gruppen muss dabei definiert sein, sonst stellt der Staat sein Mandat durch Gruppen infrage.<sup>682</sup>

Brinkmann<sup>683</sup> unterscheidet vier Arten intermediären Handelns:

- Selbsthilfe
- Ehrenamt
- Tauschbörsen, Tauschringe
- Bürgerengagement.

Die Solidarität in bekannter Gruppe (Haushalt, Familie) wird dabei zur einer Solidarität unter Fremden.<sup>684</sup> Kroll weist auf Etzioni hin: Die Entfremdung in der modernen Gesellschaft wird überspielt, eine Re-Integration kann über Intermediäre erfolgen.<sup>685</sup>

Verbandseliten verselbständigen sich, und ob sie im Sinne ihrer Mitglieder agieren, lässt sich wie bei nationaler Politik dann schwer überprüfen.<sup>686</sup> Am Beispiel Greenpeace wird sowohl starke Hierarchisierung als auch effiziente Reichweite deutlich.<sup>687</sup> Vertrauen kann als individuelle Eigenschaft gesehen werden oder als ‚top down‘ entstehende Erfahrung von Bürgern mit Institutionen.<sup>688</sup>

O’Connell liefert eine ‚Anleitung‘ zur Teilhabe an der Willensbildung:<sup>689</sup>

- stolz machen auf Teilhabe,
- investieren in Capacity-Building,
- Unabhängigkeit bewahren, um Ausdrucksvehikel zu bleiben,
- hinweisen auf Rückgang der Beteiligung in demokratischer Verwaltung,
- Schulung in Teilhabe.

### 3.3.9 Selbstregulierung subsidiärer Systeme

Thränhardt et al. weisen auf die die katholische Sozialethik und das

---

<sup>681</sup> Biedenkopf 1976: 240

<sup>682</sup> Biedenkopf 1976: 244

<sup>683</sup> Brinkmann 1997: 25

<sup>684</sup> Brinkmann 1997: 15 verweist hier auf Habermas

<sup>685</sup> Kroll 1991: 87

<sup>686</sup> Beisheim 2001: 129; siehe auch Sebaldt 1997: 51

<sup>687</sup> Take 2002: 53

<sup>688</sup> Delhey, Newton 2004: 152 f.

<sup>689</sup> O’Connell 2005: 187-199; dazu auch Kervenhörster 1976: 207

Subsidiaritätsprinzip hin, auch Montesquieu und Tocqueville sahen Verantwortung prinzipiell bei unteren Verantwortungsebenen.<sup>690</sup> Vertrauen in andere, Reputation und Reziprozität sind also zentrale Positionen.<sup>691</sup> Wenn ein Einzelner sich als Teil der Gemeinschaft fühlt, orientiert er sein Handeln an der Gemeinschaft. Der indifferenten großen Gesellschaft hat Tönnies die einträchtige überschaubare Gemeinschaft gegenübergestellt. Schröder warnt davor, diese Unterscheidung zu nivellieren.<sup>692</sup> Kommunitarismus ist in seiner Kombination aus Gemeinschaft und Moral normativ.<sup>693</sup> Dabei wird bei allen Vertretern der Gemeinschaftsidee die Entwicklung des Einzelnen dem Erhalt und Förderung der Gemeinschaft nachgeordnet.<sup>694</sup> Etzioni hat 1988 herausgearbeitet, dass Menschen nicht nur nach Nutzen und Rationalität, sondern auch nach Werthaltungen handeln.<sup>695</sup>

In Analogie zum Sozialkapitalansatz gehen Biologie und Entwicklungspsychologie davon aus, dass Menschen Reziprozität und soziale Regeln anwenden können: „Im Wesentlichen bedeutet Reziprozität, auf die positiven Handlungen der anderen mit einer positiven Antwort und auf die negativen Handlungen der anderen mit irgendeiner Form der Bestrafung zu reagieren. Reziprozität wird in allen Gesellschaften gelehrt.“<sup>696</sup> Der Mensch ist dabei kein Individuum, das Nutzen maximiert, sondern ein kooperierendes soziales Wesen.<sup>697</sup> Offe spricht den Kräften des Sozialkapitals dabei Überlegenheit über Expertentum zu.<sup>698</sup>

Heins weist auf Hannah Arendt hin, wonach Freiheit nicht durch staatliche Ordnung gefährdet wird, sondern durch die bürokratische Herrschaft in Modernisierungsprozessen.<sup>699</sup> Schissler und Preyer<sup>700</sup> sehen Politik und Medien als System, in dem sich der „Interventionsbürger“ als Don Quijote mit Windmühlen herumschlägt. Institutionen streben nach Effizienz, daher werden sie größer. Die

---

<sup>690</sup> Thränhardt et al. 1986: 18; auch: Scheinpflug 1993: 13

<sup>691</sup> Ostrom, Schöller 1999: XX

<sup>692</sup> Schröder 2001: 126

<sup>693</sup> Zimmer 1996: 218; die gleiche Argumentation auch bei Pollack 2004: 30

<sup>694</sup> Heiner 1998: 21

<sup>695</sup> Zimmer 2000: 45

<sup>696</sup> Ostrom, Schöller 1999: XIX

<sup>697</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 12

<sup>698</sup> Offe 2002: 83; ebenso auch Haus 2002: 9

<sup>699</sup> Heins 2002: 50

<sup>700</sup> Schissler, Preyer 2000: 79 f.

Größe erfordert Organisation, die wiederum Gemeinschaft zurückdrängt. Daraus bilden sich neue Institutionen, die den etablierten gefährlich werden können.<sup>701</sup>

"Erstens: Ist der bisherige Beistand durch Hauptamtliche und Professionelle (besonders innerhalb der Wohlfahrtsverbände) wirklich hilfreich oder erstickt die Hilfe nicht das, wozu kleine Einheiten auch ohne Zutun des Staats und intermediärer Instanzen schon allein in der Lage sind? Und zweitens: welchen Beistand brauchen die Formen des Intermediären Engagements wirklich, um im Sinne Breunings zu agieren (Subsidiaritätsprinzip), wenn sie dies aus eigener Kraft nicht oder nur sehr aufwendig leisten können (professionelle Unterstützungsstruktur)"<sup>702</sup>

Ostrom zeigt am Beispiel von Fischereischutz und Waldnutzung, dass lokale Festlegung, Quoten usw. nationalen und multinationalen Regelungen überlegen sind.<sup>703</sup> Sie hat mit ihren Forschungen nachgewiesen, dass eine autonome Organisation von Gemeinschaften möglich ist. Sie weist damit weit über Ansätze einer mikroökonomischen Nutzenmaximierung hinaus.<sup>704</sup>

Zum Funktionieren der Selbstregulierung hat Ostrom mehrere Faktoren ermittelt. Die Vernetzung und Unterstützung intermediärer Institutionen sollte verbessert und soziale (Einzel)Hilfen zurückgenommen werden.<sup>705</sup> Für eine autonome Abstimmung ist eine Selbstverpflichtung der Beteiligten nötig, die den Entscheidungsspielraum einschränkt.<sup>706</sup>

Besonders wichtig ist ein rechtlich geschützter Rahmen<sup>707</sup>, gleichzeitig muss es eine Möglichkeit geben, die Regeln mitzubestimmen.<sup>708</sup> Die Entnahmerechte von Allmenderessourcen und die Berechtigten müssen genau festgelegt werden.<sup>709</sup> Wenn die Beteiligten (im Zusammenhang der Forschung von Ostrom ‚Aneigner‘ von Ressourcen) offen diskutieren und aushandeln können, gibt es wenig Regelverletzungen sowie optimale Erträge ohne weitere Sanktionen.<sup>710</sup>

---

<sup>701</sup> Herder-Dorneich 1982: 20

<sup>702</sup> Brinkmann 1997: 98 verweist hier auf Fischer 1996

<sup>703</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 47-84

<sup>704</sup> Ostrom, Schöller 1999: VIII

<sup>705</sup> Brinkmann 1997: 198

<sup>706</sup> Ostrom, Schöller 1999: 56

<sup>707</sup> Ostrom, Schöller 1999: 131

<sup>708</sup> Ostrom, Schöller 1999: 121; siehe auch Cohen, Rogers 1994: 150

<sup>709</sup> Ostrom, Schöller 1999: 118

<sup>710</sup> Ostrom, Schöller 1999: XVIII-XIX



Ostrom führt ebenso viele Gründe für das Scheitern einer solchen Selbstregulierung auf, häufig kommen diese auch in Kombination vor:

- Teilnehmer haben keine Grenzen,
- es gibt keine kongruenten Regeln,
- es fehlen Arenen zur Abstimmung,
- Vereinbarungen werden nicht überwacht,
- Mechanismen zur Konfliktlösung sind nicht vorhanden,
- es fehlen Organisationsrechte,
- es fehlen eingebettete Unternehmen, und
- Institutionen haben mangelnde Qualität.<sup>711</sup>

### **3.4 Andere Fallstudien, Literaturrecherche**

Um den neuen Stand unter Einschluss der anglo-amerikanischen Literatur zu erfassen, wurden folgende Datenbanken mit den dargestellten Restriktionen und Suchwort-Kombinationen abgefragt. Das Suchraster wurde gespeichert und in unregelmäßigen Abständen wiederholt, um neue Einträge mit zu erfassen.

Datenbanken:

- BI BASE (Bielefeld Academic Search Engine) Metasuche, Datenbanken Europa, USA, GB, Australien; Ausschluss: Osteuropa, Literaturwissenschaften
- (JA) JADE Aufsatzdatenbank Bielefeld; wird nun unter der Metasuche geführt
- PU PUBMED
- GO Google Scholar
- OV OVID
- SC SCOPUS

---

<sup>711</sup> Ostrom, Schöller 1999: 235

	Non Profit Organization	NPO	Social Capital	Cancer	Self help	Selbsthilfe	Transmission	Health Care System
Non Profit Organization	BI, PU	X	BI, PU, GO	BI, PU, GO	BI, PU, GO	BI,	BI, PU, GO	BI, PU, GO
Non Profit Organisation	X	X	BI,	BI,	BI,	BI,	BI,	BI,
NPO	X	X	BI, PU	BI, PU, GO	BI, PU, GO	BI,	BI, PU, GO	BI, PU, GO
Social Capital	X	X	X	BI, PU, GO	BI, PU, GO	BI,	BI, PU, GO	BI, PU, GO
Cancer	X	X	X	X	BI, PU, GO	BI,	BI, PU, GO	BI, PU, GO
Self help	X	X	X	X	X	X	BI, PU, GO	BI, PU, GO
Selbsthilfe	X	X	X	X	X	X	BI, GO	BI, GO
Transmission	X	X	X	X	X	X	X	BI, PU, GO
Health Care System	X	X	X	X	X	X	X	X

Tabelle 1: Datenbankabfragen für die Untersuchung (eigene Darstellung)

In der Auswertung fanden sich viele Arbeiten quantitativer Art, hier auch Ländervergleiche. Als Forschungslücke zeigte sich die qualitative Auswertung der ‚Innensicht‘ eines Verbandes, hier einer modernen NGO, unter Heranziehung des Sozialkapitalansatzes und des in den Kapiteln 2 und 3 beschriebenen theoretischen Rahmens.

### 3.5 Fazit der Kapitel 2 und 3

Wie unter Kapitel 3.4 festgehalten, besteht Forschungsbedarf für die qualitative Innensicht einer NGO. Körperschaften lösen sich immer von Einzelpersonen, Sozialisation und Normen von Personen können daher nicht vorausgesetzt werden, damit eine Körperschaft verantwortungsvoll handelt.<sup>712</sup> Diese Vereinigungen sind zu komplex, um sie beispielsweise nur aus organisationssoziologischer Sicht zu betrachten.<sup>713</sup> Organisationen haben drei Möglichkeiten zur Reaktion auf Umweltveränderungen (in diesem Zusammenhang veränderten wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Änderungsprozessen):

- Alles beim Alten belassen: Selbstgenügsamkeit,
- Anpassung an die Umwelt: Selbstregulierung
- Reflexive Autonomie: Selbststeuerung.<sup>714</sup>

Mit der Typologisierung von Verbänden in Kapitel 2.1, der Ausdifferenzierung von Verbändetheorien in Kapitel 2.2, verschiedenen Sichten auf Wirken und Nutzen von

<sup>712</sup> Coleman, Sukale 1992: 331

<sup>713</sup> Richter 1985: 57

<sup>714</sup> Pankoke 2002: 278 f.

Verbänden in Kapitel 3.3 und einer Diskussion des Sozialkapitalansatzes für diese Untersuchung in Kapitel 2.5.7 lassen sich nun mit diesem Instrumentarium der Untersuchungsgegenstand beschreiben, die Forschungsfragen formulieren (Kapitel 4) und die Methodenauswahl richtig treffen (Kapitel 5).

Der Untersuchungsgegenstand ‚Amerikanische Krebsgesellschaft ACS‘ wird in Kapitel 4 vorgestellt, ebenso erfolgt eine Darstellung der für die weitere Betrachtung wichtigen Aspekte im amerikanischen Gemeinnützigkeitsrecht. Kapitel 4 schließt mit den Forschungsfragen, die anschließend in Kapitel 6 im Ergebnis dargestellt und in den Kapiteln 7 und 8 diskutiert werden.

## **4. Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen**

### **4.1 Vorstellung des Untersuchungsgegenstands**

Die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS wurde 1913 gegründet und ist nach eigener Darstellung „... the nationwide community-based voluntary health organization dedicated to eliminating cancer as a major health problem by preventing cancer, saving lives, and diminishing suffering from cancer, through research, education, advocacy, and service.“<sup>715</sup> Die Gesellschaft ist eine „... not-for-profit-organization ...“<sup>716</sup> und hat sich ambitionierte Ziele gegeben: Verringerung der Krebs-Mortalitätsraten um 50 %, Reduzierung der Inzidenzraten um 25 % und die messbare Verbesserung der Lebensqualität für Krebspatienten.<sup>717 718</sup> Dabei werden auch explizite Forderungen nach Unterstützung bedürftiger Bevölkerungsgruppen gestellt.<sup>719</sup> So wird die Versicherungspflicht für Arbeitnehmer in einigen Bundesstaaten genannt.<sup>720</sup> Die Grenzen dieser Forderungen diskutiere ich weiter in Kapitel 6.10.

Die ACS befindet sich unter den Top-20-Charities in den USA, in einer Rangfolge, beginnend mit der Heilsarmee, befand sich die ACS auf Rang 16 der größten

---

<sup>715</sup> ACS American Cancer Society 2006: 3

<sup>716</sup> ACS American Cancer Society 2006: 15

<sup>717</sup> ACS American Cancer Society 2006: 3

<sup>718</sup> Verschiedene deutsche Bundesländer haben Gesundheitsziele verabschiedet, wenn auch nicht immer konkret. Das Land Nordrhein-Westfalen hat beispielsweise messbare Ziele zur Onkologie vereinbart und dazu eine zentrale Rolle der regionalen Krebsgesellschaft und den Ausbau der Epidemiologie beschlossen. siehe MGSFF 2005: 27

<sup>719</sup> ACS CAN Cancer Action Network / American Cancer Society o.J.: 6 f.

<sup>720</sup> ACS CAN Cancer Action Network / American Cancer Society o.J.: 3

gemeinnützigen Organisationen.<sup>721</sup> Sie ist nach Regierungsstellen größter Forschungsförderer<sup>722</sup>, in den Jahren 2009 und 2010 wurden je ca. 25 Prozent des Etats für Patientenunterstützung verwandt, ca. 20 Prozent für die Spendenwerbung, 18 Prozent für Prävention, 15 Prozent für Forschung und 13 Prozent für Früherkennung und Behandlung. 6 Prozent flossen in Managementaufgaben.<sup>723</sup> Die Steuererklärung wird veröffentlicht,<sup>724</sup> die Management-Gehälter für den gemeinnützigen Sektor sind sehr hoch: Der CEO erhielt 2,2 Mio USD, der CFO 270' USD usw.<sup>725</sup>

Die ACS betont ihre Wichtigkeit gerade in Zeiten der Rezession.<sup>726</sup> Dazu wird eine strukturelle Zusammenarbeit mit anderen relevanten Krebsorganisationen angestrebt.<sup>727</sup> So übernimmt die UICC in Genf eine Formulierung der ACS: Unterstützung des Kampfs der Zivilgesellschaft gegen Krebs<sup>728</sup>. Die ACS beansprucht dabei klar eine Führungsrolle für die (Kampagnenführung) der wichtigsten Krebsentitäten.<sup>729</sup> Ein Vice-President spricht eindeutig von einem Agieren in einem Markt (Prof3, Abs. 9c).

Messbare Gesellschafts- und Kampagnenziele werden mit der Botschaft verknüpft, die diffuse Angst vor Krebs durch Information, Aufklärung und Förderung moderner Behandlungsmethoden abzulösen.<sup>730</sup> Die wichtigsten Aufgaben sind nach Ansicht der Gesellschaft dabei „[...] research, [...] education [...], [...] Patient Services [...] [and] [...] Advocacy [...].“ Weitere Ziele der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS sind die Reduzierung von Unterschieden in der Krebsbehandlung afroamerikanischer und lateinamerikanischer Einwohner. Daneben werden Forschungsprogramme initiiert und die Erkenntnisse in Kampagnen umgesetzt. Auch konkrete Beratung – beispielsweise zu Fragen von Krankenversicherungen für Krebspatienten<sup>731</sup> - und Programme zum

---

<sup>721</sup> Simons, Rosenberg 2008: 18

<sup>722</sup> Umfassende Darstellung dazu: American Cancer Society 2009 f (Funds, Themen, Forscher, Hochschulen, Institute, Schwerpunkte)

<sup>723</sup> American Cancer Society and Affiliated Entities 2009: 5 und dies. 2010: 5

<sup>724</sup> American Cancer Society 2009d

<sup>725</sup> American Cancer Society 2009c: 67

<sup>726</sup> American Cancer Society 2009a: 21

<sup>727</sup> American Cancer Society 2009: 58

<sup>728</sup> Seffrin 2006: 7

<sup>729</sup> American Cancer Society 2009a

<sup>730</sup> Der Bericht spricht sogar von einem „[...] war on cancer [...]“, eine Formulierung, die für unseren Sprachgebrauch sicher unüblich ist. ACS American Cancer Society 2006: 3

<sup>731</sup> ACS American Cancer Society 2006: 4

„empowerment“ von Patienten und Angehörigen gehören zum Leistungsspektrum.<sup>732</sup> Leistungen und Erfolge werden dabei in den Berichten detailliert wiedergegeben, wie ein Beispiel aus einem Divisionsbericht zeigt.<sup>733</sup> Eine 24 Stunden besetzte Hotline (mehrsprachig) nimmt 1,2 Millionen Anrufe jährlich entgegen. Die Einbindung von Ehrenamtlichen bei Programmen wie „Relay for Life“, aber auch konkrete Projekte mit Betrieben zur betrieblichen Gesundheitsförderung zeigen das umfassende Wirken dieser Gesellschaft.

Eine wichtige Bedeutung hat die Organisation von Transporten zu Behandlungen, da die Fahrten von Krankenkassen nicht getragen werden. Diese Fahrten werden durch Ehrenamtliche durchgeführt, die die Gesellschaft koordiniert. Während einer Therapie können Betroffene und Angehörigen in Lodges und Camps untergebracht werden.<sup>734</sup>

Aktuell werden die Ziele beschrieben mit: "stay well: Prävention; Get well: Patienteninformation; Find cures: Research und Fight back: Gesetzgebung/ Lobby."<sup>735</sup> Neue Kampagnen erhalten prägnante Botschaften wie „Saving Lives“, „Official Sponsor of Birthdays.“<sup>736</sup> Die ACS betont, dass durch ihre Maßnahmen täglich 350 Menschenleben gerettet werden.<sup>737738</sup> Die ACS will konkret und global Krebs als weltweites Gesundheitsproblem „eliminieren.“<sup>739</sup>

Die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS verfügt über eine Zentrale in Atlanta/Georgia und 13 sogenannte „chartered divisions“, die insgesamt 35 US-Bundesstaaten abdecken. Das große Potential der ACS wird deutlich durch 3.400 lokale Büros und drei Millionen Ehrenamtliche, die sich für die Gesellschaft engagieren.<sup>740</sup>

Die „National Assembly“ wählt die Mitglieder des „Board of Directors.“ Das nationale Board besteht aus 11 officers, 24 directors (12 Professionals, 12 Laien), der „National President“ ist dabei der wissenschaftliche ehrenamtliche Leiter, der „Chair“, der nationale Ehrenamtsleiter.<sup>741</sup> Die Verbindung in die Regionen wird mit

<sup>732</sup> ACS American Cancer Society 2006: 5

<sup>733</sup> American Cancer Society Eastern Division New York and New Jersey 2009: 7

<sup>734</sup> American Cancer Society 2007

<sup>735</sup> American Cancer Society 2009h: 21

<sup>736</sup> American Cancer Society 2009g: 29

<sup>737</sup> American Cancer Society 2009a: 4

<sup>738</sup> American Cancer Society 2009g: 32

<sup>739</sup> American Cancer Society 2009: 58

<sup>740</sup> ACS American Cancer Society 2006 (2): 1

<sup>741</sup> American Cancer Society 2009a: 13

Kommunikation, Überzeugung und Leadership beschrieben.<sup>742</sup> Alle Einnahmen der Gesellschaft werden im Schlüssel 40 Prozent für nationale Aufgaben und 60 Prozent für Divisionsaufgaben verteilt.<sup>743</sup>

Zur ACS gehört das ‚American Cancer Society Cancer Action Network ACS CAN.‘ Mit dieser Schwesterorganisation beansprucht die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS die Verbindung von Fachgesellschaft/Fachleuten sowie Ehrenamtlichen und Freiwilligen. Die Gesellschaft versteht dieses Wirken ausdrücklich als „advocacy“ und nennt Beispiele wie Gesetzgebungsverfahren zur Versorgung bisher unterversorgter Gemeinden und die Nichtraucherchutzaktivitäten. Die eigenen Gesundheitsziele bis 2015 zu Mortalität und Inzidenz wurden von 92 Senatoren und 280 Parlamentsmitgliedern schriftlich unterstützt.<sup>744</sup>

Laienpotential, das heißt die Einbindung und Erfahrung sowie Mobilisierung von Selbsthilfepotentialen scheinen in einer ersten Betrachtung bei der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS wesentlich höher zu sein. Die unterschiedliche Herangehensweise der Amerikanischen Krebsgesellschaft (ACS) – einerseits wissenschaftliche Fachgesellschaft mit ausgeprägtem Förderschwerpunkt in der Forschungsförderung (auch Grundlagenforschung),<sup>745</sup> andererseits klare Einbindung von Betroffenen und Ehrenamtlichen, Übernahme von ‚Anwaltstätigkeit‘ im Sinne von ‚Advocacy‘ – könnte ein Schlüsselfaktor für den Erfolg von Verbandsarbeit im Gesundheitswesen sein.

Auffallend ist die starke Verknüpfung der Personalisierung von Krebs-Auswirkungen bei Patienten (in der Spendenwerbung) und die Verbindung zu Forschungsförderung (bis hin zu den steten Hinweisen auf die Nobelpreise).<sup>746</sup>

Eine strukturelle Vergleichbarkeit der Deutschen Krebsgesellschaft DKG und der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS wäre gegeben, die DKG verfügt als Bundesverband über eine Zentrale in Berlin und hat insgesamt 16 Landesverbände, von denen 12 bis 14 über vergleichbare und damit auswertbare Strukturen verfügen. Die ACS verfügte 2012 über ein Home Office in Atlanta sowie 12 ‚Chartered Divisions‘

---

<sup>742</sup> Simons, Rosenberg 2008: 3

<sup>743</sup> American Cancer Society 2009a: 13

<sup>744</sup> ACS American Cancer Society 2006: 6

<sup>745</sup> Seit WK II massive Förderung, inzwischen über 40 Nobelpreisträger gefördert; Simons, Rosenberg 2008: 2

<sup>746</sup> American Cancer Society 2009b: 2-3

(zum Zeitpunkt der Feldforschung noch 13), die jeweils einzelne bis mehrere Bundesstaaten abdecken.

Allein diese Vielschichtigkeit und Aspekte liefern Material für verschiedene Untersuchungen; die ACS hat mir Innensicht erlaubt, ich konzentriere mich auf den Bereich Einbeziehung und Teilhabe: Wie geschieht dies, welche Effekte resultieren daraus.

Seit 2016 zeigt sich die ACS deutlich stärker zentralisiert, eine mitgliedslose zentrale Organisation mit mehr Top-Down-Elementen.<sup>747</sup> Ich greife dies bei der Übertragbarkeit in Kapitel 8 wieder auf.

#### **4.2 Gemeinnützigkeitsrecht in den USA: § 501.c3 und § 501.c4 Internal Revenue Code**

NPO werden in den USA dem Rechtsstatus nach als Körperschaften betrachtet, der Internal Revenue Code sieht 26 Kategorien für eine Befreiung von der Einkommensteuer vor.<sup>748</sup>

Das amerikanische Gemeinnützigkeitsrecht unterscheidet im § 501

- Gemeinnützige Organisationen nach Absatz c3
- Lobbyorganisationen nach Absatz c4

Institutionen der Kategorie c3 haben sehr restriktive Regeln für Lobbyaktivitäten; die Bereiche sind klar zu trennen, wenn eine solche Institution Lobby betreibt, gefährdet sie die Gemeinnützigkeit. Institutionen nach c3 werden dabei durch lokale Steuerbehörden betreut.<sup>749</sup>

Eine Lobbyorganisation ‚darf‘ dagegen offen Lobby betreiben, Zuwendungen zu ihr dürfen dagegen nicht steuerlich begünstigt abgezogen werden. Unterschieden wird dabei in ‚public-serving‘- und ‚member-serving‘-Organisationen.<sup>750</sup>

Die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS löst diese Ambivalenz durch zwei Institutionen

- Die eigentliche ACS nach Absatz c3, und die
- ACS-CAN als Lobbyorganisation nach c4 („Cancer Action Network“).

---

<sup>747</sup> ACS 2017: Bylaws

<sup>748</sup> Anheier, Salamon 1993: 1

<sup>749</sup> Anheier 1990: 320

<sup>750</sup> Anheier, Salamon 1993: 14

### 4.3 Eingruppierung des Forschungsgegenstands

Zimmer<sup>751</sup> stellt NGO und Verbände wie folgt gegenüber:

	<b>Ressourcen</b>	<b>Interne Integration</b>	<b>Externes Einflusspotential</b>
Klassische Verbände	Mitglieder	Individueller Nutzen Mitgliedschaftslogik	Konfliktfähigkeit "negotiable Ansprüche" Mitgliederdisziplinierung
NGOs	Spenden Öffentliche Mittel	Ideologische Klammer affirmative Bindung	Kampagnenfähigkeit Expertenwissen

Auffällig ist die Ambivalenz der ACS. Im Erscheinungsbild und Auftreten konservativ, greift sie verschiedene Elemente auch neuer Assoziationsformen auf oder entwickelt sie sogar:

- Nach Kriterien aus Kapitel 2.1.1 ist sie ein Verband, sie ist dabei aber kein klassischer Interessenverband,
- nach Kapitel 2.1.2 eine Non-Profit-Organisation, das Fundraising geschieht sehr durchdacht, kampagnengestützt und systematisch,
- Nach Kapitel 2.1.3 ist sie eine NGO, mit einer Tendenz zu einer mitgliederlosen NGO wie zum Beispiel Greenpeace,
- Nach Kapitel 2.1.4 verbindet sie viele Aktionsformen
  - Verknüpfung von direkter verwertbarer Hilfe und Anwaltschaft,
  - Verknüpfung von Betroffenenarbeit und Lobbytätigkeit,
  - keine Selbsthilfeorganisation, aber umfangreiche Einbindung von Betroffenen.

Reuter und Rütters<sup>752</sup> unterscheiden vier Formen der Mobilisierung:

I direkt Betroffene, starke Organisation: Gewerkschaften, Arbeitgeberverbände

II direkt Betroffene, schwache Organisation: Neue soziale Bewegungen

III indirekte Repräsentation, starke Organisation: Wohlfahrtsverbände

IV indirekte Repräsentation, schwache Organisation: NGO, advokatorische Verbände.

Die ACS repräsentiert Elemente aus allen vier Mobilisierungsformen.

<sup>751</sup> Zimmer 2001: 346

<sup>752</sup> Reuter, Rütters 2007: 128



#### 4.4 Forschungsfragen

Die Generierung von Forschungsfragen sollte Regeln folgen. Da ich für diese Untersuchung die Auswertungsmethode von Gläser und Laudel verwende (siehe Kapitel 5.8), wende ich die von beiden Autoren genannten Regeln auch auf die Forschungsfragen an:

- "1. Sie [die Forschungsfrage; d. V.] geht vom existierenden Wissen aus: [...].
2. Ihre Beantwortung ermöglicht es, dem existierenden Wissen etwas hinzuzufügen.
3. Sie fragt nach einem Zusammenhang [...].
4. Sie fragt nach einem allgemeinen Zusammenhang [...]."<sup>753</sup>

Die Autoren weisen darauf hin, dass Forschungsfragen immer im Kontext bestehenden Wissens formuliert werden, es also keine klare Trennlinie zwischen Theorie, Formulierung der Fragen und Erklärungsstrategie gibt.<sup>754</sup> Mit Bezug auf das theoretische Vorwissen (hier Kapitel 2 und 3) wird dann die Forschungsfrage formuliert.<sup>755</sup>

#### Die zentralen Forschungsfragen für das Vorhaben lauten:

- Bildet die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS als Organisation Sozialkapital?
- Auf welche Weise wird es aufgebaut?
- Welchen Nutzen bietet es für die Organisation und die Beteiligten?

Der Fokus soll hier auf der Rolle der Institution als Intermediär liegen, auf der Meso-Ebene zwischen Individuum (Mikro-Ebene) und Gesellschaft (Makro-Ebene). Weitere Fragen, die - soweit möglich - aus dem gewonnenen Material beantwortet werden sollen, sind:

- Wie geschieht die Meinungsbildung innerhalb der Organisation?
- Wie geschieht die Rollendefinition und Rollenfindung? Welche Rolle hat dabei die Einbeziehung von Betroffenen und Ehrenamtlichen?
- Wie gestalten sich Entscheidungswege?
- Wie wird Zusammenarbeit realisiert? ausgebildet?

---

<sup>753</sup> Gläser, Laudel 2009: 65

<sup>754</sup> Gläser, Laudel 2009: 34

<sup>755</sup> Gläser, Laudel 2009: 82

- Welche Effekte hat die Bildung von Sozialkapital? (Vertrauen, Vernetzung und Übertragbarkeit der Erfahrungen).

### 5. Methodenansätze, Methodenauswahl und Hypothesentestung

Das folgende Kapitel 5 erörtert die Methodenansätze der Organisationsforschung und begründet die Methodenauswahl für diese Untersuchung als auch die Auswahl der Interviewpartner. Die Durchführung der Untersuchung an drei Standorten in den USA wird beschrieben, anschließend erfolgt die Ausführung, warum in dieser qualitativen Untersuchung ein Hypothesentest durchgeführt werden kann. Die Hypothesen werden erläutert und die erwartbaren Ergebnisse dargestellt, die in diesem Fall auf dem Vorwissen zu dem Thema beruhen. Das Kapitel 5 schließt mit der Beschreibung der Auswertung, die nach dem Verfahren von Gläser/Laudel zu einer umfangreichen Darstellung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen führt. Diese sind ausführlich im Anhang in Kapitel VIII beigefügt.

Wie bereits ausgeführt beschreibt dieses Forschungsvorhaben den Raum zwischen Menschen, Organisationen und Gesellschaften.<sup>756</sup> Menschen repräsentieren dabei die Mikroebene, Organisationen die Mesoebene und Gesellschaften die Makroebene.<sup>757</sup> "Empirische Sozialforschung lässt sich demnach definieren als die intersubjektiv nachvollziehbare, systematische und methodisch geleitete Erhebung, Auswertung und Interpretation von Daten über soziale Tatbestände zum Zwecke der Überprüfung von Hypothesen bzw. der Exploration, Deskription oder Evaluation."<sup>758</sup> Mit dem Ansatz sollen Tatbestände beschrieben und erklärt werden; dazu müssen die Ursachen aufgezeigt werden.<sup>759</sup> Dabei kann es ebenfalls sinnvoll sein, scheinbar eindeutige Dinge zu hinterfragen.<sup>760</sup> Coleman und Sukale halten fest: „Das Postulat, dass Individuen souverän sind, bietet für Soziologen eine Möglichkeit, die Funktionsweise sozialer Systeme zu bewerten.“<sup>761</sup> In den Sozialwissenschaften ist anders als in den Naturwissenschaften zu beachten, „[...] daß die Weltsicht des Forschers von der

---

<sup>756</sup> Ernst et al. 2002: 34 f.

<sup>757</sup> Preisendörfer 2011: 154 f.

<sup>758</sup> Ernst et al. 2002: 89

<sup>759</sup> Lengfeld 2008: 77

<sup>760</sup> Wohlrab-Sahr 2008: 25

<sup>761</sup> Coleman, Sukale 1992: 271 f.

Weltsicht des Handelnden abweichen kann [...].<sup>762</sup> Auf dieser Grundlage führe ich eine qualitative Untersuchung durch.

## 5.1 Methoden in der Organisationsforschung

**Quantitative Methoden** sind in gallileischer Tradition zu sehen: Durch Kausalerklärung und deduktive Logik werden gesetzliche Zusammenhänge abgeleitet, dabei werden sie mit Methoden überprüft, die für verschiedene Wissenschaften eingesetzt werden können.<sup>763</sup> Deduktiv werden Ergebnisse von der allgemeinen Theorie über Hypothesenbildung hin zu Einzelereignissen abgeleitet.<sup>764</sup> Die quantitative Forschung geht dabei von einer objektiven Wahrheit aus, die man durch Hypothesentest und Statistik erfassen kann.<sup>765</sup> Auch eine Trennung in Forscher und Beforschte ist möglich;<sup>766</sup> ein Aspekt, den die qualitative Forschung anders sieht (siehe unten).

Mayring<sup>767</sup> sieht **qualitative Forschung** dabei in aristotelischer Tradition: Gegenstände hätten Werden und Entwicklung, Personen und Institutionen könnten so untersucht werden. Durch die Intentionen, Ziele und Zwecke von Gegenständen seien auch Werturteile zulässig. Statt Deduktion – Ableitung des „Besonderen aus dem Allgemeinen“ – ist auch die Induktion und damit eine Einzelfallanalyse zulässig.

Qualitative Methoden interpretieren soziale Sachverhalte.<sup>768</sup> „Die Beforschten [...] sind dabei keine Datenlieferanten, sondern denkende Subjekte wie der Forscher auch.“<sup>769</sup>

Die qualitative Forschung muss Verfahrensregeln dabei genauso einhalten und systematisch vorgehen. Qualitative Forschung hat einen eigenständigen Charakter und kann keine reine Prä-Untersuchung in einem quantitativen Vorgehen sein.<sup>770</sup> Sie will vielmehr Motive hinter normierten Bewertungen ermitteln.<sup>771</sup> Sie generalisiert dabei nicht vorschnell über Mittelwerte, sondern erzeugt einen anderen Typ von

---

<sup>762</sup> Meinefeld 1995: 283

<sup>763</sup> Mayring 2002: 12

<sup>764</sup> Töpfer 2009: 54 f.

<sup>765</sup> Denz 2005: 13

<sup>766</sup> Denz 2005: 9

<sup>767</sup> Mayring 2002: 12

<sup>768</sup> Gläser, Laudel 2009: 27

<sup>769</sup> Mayring 2002: 147

<sup>770</sup> Mayring 2002: 145 ff.

<sup>771</sup> Kuckartz et al. 2008: 12

Information, der mehr auf den Fall und den Kontext bezogen ist.<sup>772</sup>

Die Hermeneutik als wissenschaftliche Textinterpretation ist dabei Wurzel qualitativen Denkens.<sup>773</sup> Ohne Theoriebezug fehlt sowohl quantitativer als auch qualitativer Forschung der Anspruch auf Verallgemeinerung.<sup>774</sup>

Diese Untersuchung wird als qualitative Forschung durchgeführt. Hellferich<sup>775</sup> hält fest: „Qualitative Forschung rekonstruiert Sinn oder subjektive Sichtweisen – [...] . Ihr Forschungsauftrag ist Verstehen [...].“ Leitner und Wroblewski<sup>776</sup> weisen darauf hin, dass quantitative Methoden in diesem Zusammenhang das Zustandekommen von Ergebnissen sowie die Frage von Effekten nicht adäquat beantworten können. Es muss berücksichtigt werden, dass die beforschten Personen selbst denkende Subjekte sind; ihnen wird in der qualitativen Forschung mehr Kompetenz zugebilligt.<sup>777</sup> Mayring<sup>778</sup> benennt fünf Grundsätze qualitativer Forschung:

- Subjektbezogenheit
- Deskription (vor erklärender Konstruktion),
- Interpretation,
- Untersuchung in Alltagsumgebung statt im Labor,
- Verallgemeinerungsprozess, Generalisierung der Ergebnisse.

Für die vorliegende Untersuchung ist es wichtig, das Vorverständnis des Autors offenzulegen. Zum Zeitpunkt der Interviews und der Beobachtung vor Ort war ich selbst Teil der Deutschen Krebsgesellschaft e.V., die auf vergleichbarem Terrain wie die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS agiert. Die Offenlegung – sowohl sich selbst als auch dem Leser einer Studie gegenüber ist wichtig; Mayring<sup>779</sup> verweist auf die kritische Gesellschaftstheorie und sieht darin eine „[...] notwendige Alternative zu einem naturwissenschaftlich verkürzten, angeblich wertfreien Vorgehen [...].“ Der Forschungsanspruch geht dabei über die situative Erhebung hinaus, es besteht sowohl ein Theoriebezug als auch ein Anspruch auf Verallgemeinerung.

---

<sup>772</sup> Kuckartz et al. 2008: 70 f.

<sup>773</sup> Mayring 2002: 13

<sup>774</sup> Denz 2005: 132

<sup>775</sup> Hellferich 2005: 19

<sup>776</sup> Leitner, Wroblewski 2005: 255

<sup>777</sup> Mayring 2002: 147

<sup>778</sup> Mayring 2002: 19

<sup>779</sup> Mayring 2002: 30, auch 25

## 5.2 Untersuchungsdesign

Wissenschaft will Phänomene beschreiben, erklären und prognostizieren. Wenn widerspruchsfreien Aussagen über die Realität (oder einen Teil) vorliegen, spricht man von Theorie.<sup>780</sup> Forschung konstruiert dabei Daten und keine Realität. Die Konstruktion geschieht durch Anwendung der Regeln der untersuchten Welt.<sup>781</sup>

Die Untersuchung muss theoretisch fundiert sein und Einflussfaktoren abgeglichen werden.<sup>782</sup> Organisationsforschung fußt dabei im Konstruktivismus als Wirklichkeitserkenntnis durch Kommunikation und Verankerung in Kollektiven sowie im „[...]“ generellen Verständnis von gesellschaftlicher Wirklichkeit als soziale Konstruktion [...].<sup>783</sup> „Demnach sind Organisationen zugleich Bedingung und Konsequenz der sozialen Welt: [...].“<sup>784</sup> Der Konstruktivismus teilt die Zweifel an einer objektiven Wahrheit mit der Quantenphysik.<sup>785</sup> Dabei sind die ermittelten Gesetzmäßigkeiten kommunikativ konstituiert und somit nicht mit naturwissenschaftlichen Ergebnissen gleichzusetzen.<sup>786</sup>

Ein Phänomen wird erfasst, die Ursachen bestimmt, die generellen Vorbedingungen untersucht (intervenierende Variable), der Umgang der Akteure mit dem Phänomen (Strategien), das Resultat (Konsequenzen) und der Kontext (Bedingungen für Strategien).<sup>787</sup>

Die theoriegeleitete Forschung begründet sich wie folgt: Aus Quellen werden verschiedene geeignete Faktoren für Mobilisierung gewonnen, die dann in den Leitfaden eingehen, und mit denen die Interviewpartner konfrontiert werden.<sup>788</sup>

Man will das Verhalten von Institutionen erklären, aber nur Individuen können handeln. Das Postulat souveräner Individuen erlaubt dabei das soziale System Körperschaft zu untersuchen.<sup>789</sup> Das Verhalten der Institutionen (Saam spricht von ‚Gebilden‘) ist nur aus dem Verhalten der Individuen erklärbar, aber: wie entsteht eine

---

<sup>780</sup> Denz 2005: 15 f.

<sup>781</sup> Denz 2005: 9

<sup>782</sup> Gläser, Laudel 2009: 263

<sup>783</sup> Froschauer, Lueger 2005: 223

<sup>784</sup> Froschauer, Lueger 2005: 224

<sup>785</sup> Denz 2005: 134

<sup>786</sup> Denz 2005: 36

<sup>787</sup> Strübing 2008: 28

<sup>788</sup> Gallas 1994: 19 f.

<sup>789</sup> Coleman, Sukale 1992: 271 f.: siehe auch Froschauer, Lueger 2005: 226

Organisation auf Basis der Individuen?<sup>790</sup>

Die hier angewandte Methode ist eine Querschnittanalyse, die zu einem Zeitpunkt mehrere Personen unterschiedlichen Alters befragt.<sup>791</sup> Nach theoretischen Vorüberlegungen ergibt sich ein Suchraster, das im Idealfall theoretisch fundiert ist, mit Variablen und erwarteten Kausalzusammenhängen zwischen den Variablen sowie Indikatoren für die Ausprägung der Variablen.<sup>792</sup>

Die Innensicht der Institution kann so erfasst werden, es soll nicht nur von außen aufgrund ihrer Handlungen auf die Institution geschlossen werden.<sup>793</sup> Werte sind bewusste oder unbewusste Vorstellungen, die Handlungen und Ziele beeinflussen.<sup>794</sup> Um diese zu ermitteln müssen diese – individuell und als Gruppe kollektiv handlungsleitenden Elemente – qualitativ erfragt werden. Komplexe Wirkzusammenhänge können nicht ohne qualitative Erhebungsinstrumente aufgezeigt werden.<sup>795</sup> Kulturelle Werte und soziale Normen sollen dabei nicht nur beschrieben, sondern auch ergründet werden.<sup>796</sup>

Analog zu Untersuchungen in Krankenhäusern und Organisationen<sup>797</sup> kann davon ausgegangen werden, dass es unterschiedliche Formen und Anordnungen von Sozialkapital in gemeinnützigen Organisationen gibt. Die in den genannten Untersuchungen aufgeführten Erfolgsfaktoren, z. B. die Einstellung der Führung, der Führungsstil, die Unterstützung, die Gruppenkohäsion usw. können auf diese Untersuchung analog angewandt werden und werden daher in dem Forschungsvorhaben abgefragt.

Es soll nicht quantitativ gezeigt werden, „dass“ es eine Handlung gibt. Das ‚Muss‘ beim ehrenamtlichen Engagement kann nach persönlichen, familiären oder gesellschaftlichen Gründen untersucht werden; damit ist eine Unterscheidung in intentional/nicht intentional möglich, Letzteres bedingt durch Kultur, Normen oder Versorgungsverpflichtungen.<sup>798</sup> Normative Aussagen werden dabei bis zum Kapitel 8

---

<sup>790</sup> Saam 2002: 12 f.

<sup>791</sup> Daumenlang 2005: 309

<sup>792</sup> Gläser, Laudel 2009: 89

<sup>793</sup> Coleman, Sukale 1992: 265

<sup>794</sup> Schäfer 2006: 83

<sup>795</sup> Kuckartz et al. 2008: 14

<sup>796</sup> Schnepf et al. 2002: 95

<sup>797</sup> Pfaff, Badura et al. 2005, und Badura 2006

<sup>798</sup> Schnepf et al. 2002: 96.

vermieden.<sup>799</sup>

### 5.3 Methodenauswahl

Die Organisation wird als soziales System gesehen.<sup>800</sup> Die Erfassung der Gesamtheit der Organisation – auch in ihrer Subjektivität – ist daher mit qualitativen Methoden, unstandardisierten Verfahren und anschließender Verdichtung der Ergebnisse besser zu erfassen.<sup>801</sup> Die Untersuchung soll also das „Wie und Warum“ erklären (Beschreibung und Erklärung): Was treibt die Institution an? Welche Phänomene und Zusammenhänge sind beobachtbar? Wie geschieht eine Vernetzung?

Die in der Organisationsforschung eingesetzten Methoden sind unter anderen

- Einzelinterviews (wie Experteninterview, narratives Interview und Beobachtungsinterview),
- Gruppenorientierte Methoden (wie Diskussion, Rollenspiel oder Open Space),
- Visualisierungsmethoden (wie visualisierte Diskussionsführung, Organisationskarten oder Lebenslinien) sowie
- Beobachtungsverfahren (wie teilnehmende Beobachtung, Artefaktanalyse und Konversationsanalyse).<sup>802</sup>

Als Kombination verschiedener Methoden aus Interview, Dokumentenanalyse und Beobachtung spricht man von Triangulation.<sup>803</sup> Die Forschungsfrage sollte pragmatisch die Entscheidung für eine Methode bestimmen.<sup>804</sup> Für diese Untersuchung sind insbesondere Interviews vorgesehen, weiter die Dokumentenanalyse und die Beobachtung.

Um das Funktionieren, das „Wie“ des Forschungsgegenstands abzufragen, werden der Umgang miteinander, die Wertschätzung und die gemeinsamen Überzeugungen, Regeln und Werte erfasst.<sup>805</sup> Sozialwissenschaften setzen dabei – im Gegensatz zu

---

<sup>799</sup> Rössel 2002: 321

<sup>800</sup> Badura 2006: 4.

<sup>801</sup> Strodtholz, Kühl 2002: 16 ff.

<sup>802</sup> Kühl, Strodtholz 2002

<sup>803</sup> Gläser, Laudel 2009: 105

<sup>804</sup> Kuckartz et al. 2008: 13, dazu auch Aufenanger 1991: 38

<sup>805</sup> Badura 2010: 5

Naturwissenschaften – auch ein Fremdverstehen voraus.<sup>806</sup>

### 5.3.1 Interview

Handlungsweisen können durch Beobachtung, Wissen durch Interviews erfasst werden. Geht es um Wissen über die Zeit, ist das narrative Interview das Mittel der Wahl, bei Wissen über Entscheidungsprozesse das Experteninterview.<sup>807</sup> Flick führte auf einem von mir am 08. Februar 2009 besuchten Workshop aus, dass ein Experteninterview eine andere Form von Erkenntnis generiert und eine vertiefte Aussagenanalyse oder biografische Analyse nicht notwendig sei.

Es wird der in der Literatur mehrfach genannte Ansatz vertreten, dass ein ‚Experte‘ sowohl jemand sein kann, der an zentraler Stelle zu einer Problemlösung beitragen kann, als auch jemand sein kann, der in seinem Bereich etwas weiß oder zu einer Untersuchung beitragen kann, das der Untersuchende noch nicht weiß.<sup>808</sup> Das Experteninterview bietet die Aufdeckung von instituts- und funktionsbezogenem Sonderwissen,<sup>809</sup> dem Wissen jenseits von Verordnungen, Einblick in ungeschriebene Gesetze<sup>810</sup> und somit einen tieferen Einblick in das Geschehen. Dabei ist immer sorgfältig abzuwägen, ob die interviewte Person tatsächlich Treiber eines Themas oder Projekts ist.

Experteninterviews können gerade Wissen als Erfahrungsregel freilegen und das Funktionieren von sozialen Systemen erklären.<sup>811</sup> Experten sind Teil der gesamten Zielgruppe und können Informationen über die Rahmenbedingungen des Handelns dieser Gruppe geben.<sup>812</sup>

Zur Frage des Wahrheitsgehalts der Expertenaussagen sehen Meuser und Nagel den Vorteil in dem Verfahren, dass Experten immer damit rechnen müssen, dass falsche Angaben durch Interviews mit anderen Kollegen aufgedeckt werden. Das gleichzeitige

---

<sup>806</sup> Meinefeld 1995: 283

<sup>807</sup> Flick 2002: 214 f.

<sup>808</sup> Meuser, Nagel 2005b: 259 und 261; Pfadenhauer 2005: 117, auch 124 f. erweitert die Definition um Personen, die auch für Entwurf und Implementierung einer Lösung verantwortlich sind  
Bogner, Menz 2005a: 46 halten dies für wichtig: Ein Experte muss zumindest partiell in der Lage sein, seine Orientierungen auch durchzusetzen.

<sup>809</sup> Müller-Mundt 2002: 269 spricht von ‚funktionaler Erzählung‘

<sup>810</sup> Müller-Mundt 2002: 269 verweist auf Polanyi 1966

<sup>811</sup> Meuser, Nagel 2005a: 91, siehe auch Meuser, Nagel 1991: 448 f. die hier von ‚tacit knowledge‘ sprechen

<sup>812</sup> Meuser, Nagel 2005a: 75



Vergleichen der Aussagen (hier ‚cross checking‘ genannt, zitiert nach Dean/Whyte) verhindert vorschnelle Generalisierungen der Aussagen.<sup>813</sup>

Ertragreich können Experteninterviews sein, die dem Interviewten ‚Erzählungen‘ entlocken.<sup>814</sup> Dabei geht es um die Abfrage von Kontextwissen für eine Problemstrukturierung, nicht um die Experten selbst.<sup>815</sup> Der Vergleich zeigt „[...] überindividuell-gemeinsame Wissensbestände [...]“ auf.<sup>816</sup>

Das narrative Interview ist die freieste Form der Äußerung, es kann aber nicht auf einen Fragebogen verzichtet werden, der die zu behandelnden Bereiche aufführt und die Reihenfolge der Fragen vorgibt. Die Länge der Behandlung einzelner Fragebereiche variiert dabei. Der Interviewer erhält durch den Fragebogen eine Entlastung in Form eines ‚roten Fadens.‘<sup>817</sup> „Leitfadeninterviews sind [dagegen] stärker strukturiert als narrative Interviews, und das Interviewerverhalten ist deutlich direkter. Die Grundlage für die Durchführung bildet ein Gesprächsleitfaden, der aus einer Anzahl von Leitfragen zu bestimmten Inhalten besteht, die dann weiter exploriert werden.“<sup>818</sup> Die Interviewsituation ist immer eine „[...] soziale Beziehung, keine Laborsituation.“<sup>819</sup> Eine Äußerung kann also erst im Kontext verstanden werden.<sup>820</sup> Zur Vorbereitung der Interviews wurde ein Interviewleitfaden erarbeitet,<sup>821</sup> auf die Erstellung des Leitfadens wird in Kapitel 5.5.1 eingegangen.

Bei der Datenerhebung ist besondere Sorgfalt auf situationsunabhängige Ergebnisse zu legen, Geyer spricht von Untersucher- und Interviewereffekten,<sup>822</sup> die hier durch zwei Sprachräume noch zunehmen können. Meinefeld<sup>823</sup> führt umfangreich aus, wie ein Sozialforscher sich vor bestimmten Erwartungen schützen bzw. dieses Phänomen klar haben muss.<sup>824</sup>

Eine gute Vorbereitung auf die Interviewsituation ist unabdingbar.<sup>825</sup> In jedem Fall

---

<sup>813</sup> Meuser, Nagel 1991: 466 f.

<sup>814</sup> Müller-Mundt 2002: 281, siehe dazu ausführlich Loch, Rosenthal 2002: 223 und 226

<sup>815</sup> Meuser, Nagel 2005b: 264, auch Bogner, Menz 2005b: 22

<sup>816</sup> Meuser, Nagel 1994: 123

<sup>817</sup> Geyer, S. 2003: 50

<sup>818</sup> Geyer, S. 2003: 53, dazu auch Gläser, Laudel 2009: 122

<sup>819</sup> Denz 2005: 46

<sup>820</sup> Bohnsack 2008: 21

<sup>821</sup> Helfferich, C. 2004, siehe auch Flick 2002: 206

<sup>822</sup> Geyer, S. 2003: 38, dazu auch Meuser, Nagel 1991: 451

<sup>823</sup> Meinefeld 1995: 291

<sup>824</sup> Dazu auch Atteslander, Kopp 1995: 147

<sup>825</sup> Müller-Mundt 2002: 274, dazu auch Helfferich 2005: 69 und Flick 2002: 218

sollen Interviews in ruhiger Atmosphäre geführt werden.<sup>826</sup> Suggestivfragen sind zu vermeiden.<sup>827</sup> Müller-Mundt<sup>828</sup> weist auf die Doppelrolle der ‚Experten‘ als ‚Sachverständige‘ und als ‚Zielgruppe‘ hin.

An gleicher Stelle wird auf die Auswertungsobjektivität hingewiesen; auch dies ist zu beachten, da die Interviews vom Autor selbst durchgeführt werden. Wenn sich die Möglichkeit ergibt, verstärkt ehrenamtliche Mitarbeiter zu interviewen, ist das Instrumentarium eventuell zu variieren. Während die hauptamtlichen Kräfte und Vorstände (analog CEO/board member bei der Amerikanischen Krebsgesellschaft ACS) gut mit dem leitfadengestützten Interview befragt werden können, kann bei den ehrenamtlichen Helfern eine offenerere Fragestellung sinnvoller sein<sup>829</sup> oder andere Methoden notwendig werden.<sup>830</sup>

Ein ‚Experte‘ kann sich im Interview als Nicht-Experte herausstellen oder die Interviewsituation umkehren, indem der Interviewer zum Mitwisser gemacht wird.<sup>831</sup> Auch kann ein Experte eine gefälschte Meinung abgeben.<sup>832</sup> Bei interviewten Managern ist zu berücksichtigen, dass der Interviewer eventuell Antworten gibt statt Antworten zu bekommen.<sup>833</sup>

### 5.3.2 Dokumentenanalyse

Denz schreibt: "Dokumente sind alle Ergebnisse menschlicher Kulturtätigkeit unabhängig davon, für welchen Zweck sie geschaffen wurden: [...]. So ist Dokumentenanalyse ein Vorgang, der im alltäglichen Leben genauso wie in der wissenschaftlichen Forschung ständig stattfindet - mehr oder weniger bewusst und reflektiert: Der Versuch, den (gemeinten) Sinn von Dokumenten zu verstehen." Weiter führt er aus: "Man kann die Dokumentenanalyse als doppelte Konstruktion sehen: Der Entstehungs- und der Interpretationsprozess. In der Produktion entsteht ein Dokument, das Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Strukturen, aber auch deren individueller Interpretation ist. [...] Der [Fehler im Original, d. V.] Kontexte der

---

<sup>826</sup> Müller-Mundt 2002: 276 f.

<sup>827</sup> Aufenanger 1991: 44

<sup>828</sup> Müller-Mundt 2002: 271

<sup>829</sup> Flick, U. 2005

<sup>830</sup> Flick 2002: 217

<sup>831</sup> Meuser, Nagel 1991: 449 f.

<sup>832</sup> Gallas 1994: 484 f.

<sup>833</sup> Trinczek 2005: 213f.

Produktion und der Kontext der Interpretation.“<sup>834</sup> Mayring<sup>835</sup> erweitert den Begriff auf alle Gegenstände etc., [...] die interpretierbar sind und Rückschlüsse auf die „[...] Psyche des Urhebers (Ballstedt 1987)[...]“ zulassen.

Wichtige Dokumente sind insbesondere Eigendarstellungen und interne Papiere der zu untersuchenden Institution.<sup>836</sup> Im Kontext anderer Verfahren – Interview – kann die Konfrontation von Personen mit offiziellen Aussagen sehr schmerzhaft sein.<sup>837</sup> Dabei ist zu vermeiden, Dokumente einfach als zweite Ebene einer Untersuchung heranzuziehen – der Kontext der Entstehung wird dem nicht gerecht.<sup>838</sup> Dokumente können quantitativ auf bestimmte Aussagen oder auch durch verstehende Interpretation untersucht werden.<sup>839</sup>

### 5.3.3 Beobachtung

Bortz und Döring führen aus: „Unter Beobachtung im engeren Sinne versteht man das Sammeln von Erfahrungen (Daten) in einem nicht kommunikativen Prozess mit Hilfe sämtlicher Wahrnehmungsmöglichkeiten. Im Gegensatz zur Alltagsbeobachtung ist die wissenschaftliche Beobachtung stärker zielgerichtet, methodisch kontrolliert und intersubjektiv. Sie zeichnet sich durch Verwendung von Instrumenten aus, die die Selbstreflektion, Systematik und Nachvollziehbarkeit der Beobachtung gewährleisten und Grenzen unseres Wahrnehmungsvermögens auszudehnen helfen. Mit Hilfe der Beobachtung können quantitative wie auch qualitative Daten produziert werden; bei Letzterem erfolgt ein interpretativer Zugang zum beobachteten Geschehen.“<sup>840</sup> In die Beobachtung kann alles einfließen, Gebäude, Räume, Lage usw.<sup>841</sup> Verhalten kann beobachtet werden, die Gründe für das Verhalten aber nicht.<sup>842</sup>

Teilnehmende Beobachtung eignet sich besonders, wenn der Gegenstand von außen nicht eingesehen werden kann.<sup>843</sup> Sie kann dabei vorschnelle Einschätzungen

---

<sup>834</sup> Denz 2005: 70

<sup>835</sup> Mayring 2002: 47

<sup>836</sup> Gläser, Laudel 2009: 152

<sup>837</sup> Wolff 2007: 502

<sup>838</sup> Wolff 2007: 511

<sup>839</sup> Ernst et al. 2002: 93

<sup>840</sup> Bortz Döring 1995: 240

<sup>841</sup> Gallas 1994: 471

<sup>842</sup> Denz 2005: 67

<sup>843</sup> Mayring 2002: 83

verhindern, führt im Wortsinn zu ‚begreifen‘ des Gegenstands.<sup>844</sup> Genau durch diese verschiedenen Perspektiven aus Interview, Dokumenten und Beobachtung entstehen keine Variationen der Beobachtung, sondern wird Beobachtbarkeit erst möglich.<sup>845</sup>

Der Forschungsaufenthalt diente primär zur Durchführung der Experteninterviews. Daneben war erwartungsgemäß die lange zeitliche Anwesenheit in Büros und damit Arbeitszusammenhängen zwangsläufig auch eine – zumindest mittelbare – Beobachtung. Diese Ergebnisse fließen in den Kontext der Kapitel 6 und 7 ein. Im Sinne der Methodenvielfalt unterstützen sie die Interpretation und können in sozialwissenschaftlicher Tradition Aussagen bestätigen oder falsifizieren und in einen Kontext setzen. Beobachtungen können unterschieden werden in:

- standardisiert/nicht standardisiert,
- teilnehmend/nicht teilnehmend,<sup>846</sup>
- offen/verdeckt.<sup>847</sup>

Die hier durchgeführte Untersuchung war also nicht standardisiert, teilnehmend und offen. Eine Abgrenzung von ‚teilnehmend‘ ist schwierig, denn jeder Beobachter hat zumindest minimale teilnehmende Effekte.<sup>848</sup>

Fehler in der Beobachtung entstehen je nach Leistungsfähigkeit, durch unklare Ziele der Beobachtung und unzureichende Kategorien.<sup>849</sup> Probleme entstehen, wenn der Beobachter Gruppenmitglied ist oder die Beobachtung selbst erschwert wird.<sup>850</sup>

#### **5.4 Auswahltrichter und Auswahl der Interviewpartner**

Liebold und Trinczek plädieren für eine undogmatische Definition des Experten: Experte ist, wer über Sonderwissen verfügt, Relevantes zur Untersuchung beitragen kann oder Mitglied in einer Hierarchie ist.<sup>851</sup> Die Interviewpartner sind beispielsweise in ihrer Eigenschaft als Geschäftsführer/CEO oder Vorstandsmitglieder/board member Experten in Sachen ihrer Organisation.

---

<sup>844</sup> Scheffer 2002: 372

<sup>845</sup> Scheffer 2002: 362

<sup>846</sup> Als Unterscheidungsmerkmal: Interaktion oder nicht: siehe Huber 1995: 133

<sup>847</sup> Denz 2005: 65

<sup>848</sup> Bergner 2002: 376

<sup>849</sup> Huber 1995: 139

<sup>850</sup> Huber 1995: 133

<sup>851</sup> Liebold, Trinczek 2002: 36 ff.

Die Auswahl von Institution und Personen lässt sich wie folgt beschreiben.<sup>852</sup>

Verbände => Verbände im Gesundheitswesen => Verbände im onkologischen Spektrum => Amerikanische Krebsgesellschaft ACS.

Bei der Auswahl der Gesprächspartner wird der schon genannte pragmatische Expertenbegriff angewendet.<sup>853</sup> Der Experte ist also kein externer Gutachter, sondern selbst Teil des Systems.<sup>854</sup> Im Vorfeld war das Ziel, je ca. 50 Prozent Ehrenamtliche und 50 Prozent Hauptamtliche zu interviewen, mit 15 ehrenamtlichen (37,5 Prozent) und 25 hauptamtlichen (62,5 Prozent) Gesprächspartnern konnte eine hohe Anzahl Interviews durchgeführt werden, die alle verwendet werden konnten. Die Interviews sind in der Auswertung anonymisiert, in einem größeren Kontext (ganzes Interview) wären Personen aufgrund von Funktionszusammenhängen evtl. identifizierbar. Zur Beachtung der Forschungsethik werden nach Rücksprache mit den Gutachtern dieser Arbeit die transkribierten Interviews nicht veröffentlicht.

Bei der Suche nach Interviewpartnern war die Hilfe von Kollegen der ACS unerlässlich, zum einen, um die Unterstützung durch die ACS deutlich zu machen (eine undifferenzierte Anfrage hätte nur negative Ergebnisse produziert), zum anderen aus praktischen Gründen. Die sehr breite Aufteilung nach Raum, Funktion, Alter und Geschlecht zeigt jedoch, dass hierdurch in der Studie keine Limitierung entstanden ist oder gar Ergebnisse vordefiniert oder verfälscht wurden.

Gallas<sup>855</sup> sieht ohne aktive Probandenauswahl pragmatische Forschung als unmöglich an; auch mit einer gezielten Auswahl sei eine heterogene Stichprobe möglich.

Wichtig ist herauszufinden, wer über die entsprechenden Informationen verfügt.<sup>856</sup> Interviewpartner werden danach ausgewählt, ob sie – aus verschiedenen Blickwinkeln – etwas zu dem Untersuchungsgegenstand sagen können.<sup>857</sup> Das Interesse lag in dem „[...] Kontextwissen der professionellen Akteure [...].“ Gerade Vertreter aus zweiter oder dritter Reihe verfügen über Detailwissen zu Strukturen und Ereignissen.<sup>858</sup>

Das Experteninterview wird nachvollziehbar, wenn die Rolle des Interviewten in dem

---

<sup>852</sup> Bsp. nach Jütting et al. 2003: 115

<sup>853</sup> Meuser, Nagel 2005: 72f.

<sup>854</sup> Meuser, Nagel 1991: 443, dazu aktuell auch Gläser, Laudel 2009: 111

<sup>855</sup> Gallas 1994: 466 f.

<sup>856</sup> Gläser, Laudel 2009: 117

<sup>857</sup> Denz 2005: 63

<sup>858</sup> Meuser, Nagel 1991: 443 f.

Prozess charakterisiert wird.<sup>859</sup>

In New York wurden abgedeckt:

- International Division,
- NY Division,
- Westchester Region,
- Hauptamtliche,
- Programmverantwortliche,
- Städtische/ländliche Kommunen (Urban/Suburban) vertreten,
- Ehrenamtliche in Programm und Projektfunktion.

In Atlanta

- National Headquarter (HQ),
- CEO und Board,
- Programmgenerierung,
- Ehrenamt und Hauptamt vertreten,
- Einbindung Ehrenamtlicher aus Texas durch Telefoninterviews.

Die Auswahl von Angestellten, leitenden Personen und Ehrenamtlichen lässt aussagekräftige Ergebnisse zu, es werden Personen aus allen Gruppen, Schichten und Altersklassen in die Untersuchung einbezogen.

Die Rolle von Befragten und Befragter muss im Vorfeld des Interviews geklärt werden.<sup>860</sup> Es bestand ein sehr hohes Interesse der amerikanischen Kollegen, die Fragen vorab einzusehen. Ich konnte in zwei Telefonkonferenzen darlegen, dass es keine Organisationsanalyse wäre im Sinne einer Befragung – dazu könnten für die Untersuchung auch 100 Bögen verschickt und auf die Rückmeldung gewartet werden— sondern es vielmehr um die einer Institution innewohnenden Werte ginge, und dies mit einer Kombination aus offenen und ggf. geschlossenen Fragen zu realisieren sei und dies wiederum nur, wenn die Fragen vorher nicht präsent wären.

Zur Anzahl der notwendigen Interviews schreibt Geyer: „Über die Zahl von Interviews,

---

<sup>859</sup> Gläser, Laudel 2009: 271

<sup>860</sup> Siering et al. 2002: 293

die im Rahmen einer qualitativen Studie durchgeführt werden, gibt es in der Literatur wenig Übereinstimmung. Besteht das Material aus wenig strukturierten Daten, die systematisiert und in ein Interpretationsschema gebracht werden müssen, kann eine Fallzahl von N=10 ausreichen [...], [...], und eine Untersuchung von Dierks zum Inanspruchnahmeverhalten bei der Krebsfrüherkennung [...] basiert auf einer Fallzahl von N=40. [...].<sup>861</sup> Mit den durchgeführten 40 Interviews wird in jedem Fall eine sehr breite Datenbasis erreicht, von der belastbare Ergebnisse erwartet werden.

### 5.5. Praktische Durchführung der Untersuchung

Die Interviews wurden in Geschäftsräumen der ACS, Ehrenamts- oder Projektbüros aufgezeichnet. Die Aufnahmen erfolgten digital mit einem Recorder Olympus DM 450. Die Transkription erfolgte durch eine Fremdsprachenkorrespondentin nach auf Kukartz/Dresing basierenden Transkriptionsregeln.<sup>862</sup>

Folgende Methoden kamen während des Forschungsaufenthalts zum Einsatz:

- Offene Gespräche und daraus generierte Notizen,
- Teilnahme an Meetings in beobachtender Rolle und daraus generierte Notizen,
- Aktenstudium,
- Experteninterviews, leitfadengestützt, und
- Telefoninterviews, leitfadengestützt.

Der Forschungsprozess gliederte sich in Leitfadenentwicklung, Identifikation der Akteursgruppen, Feldzugang und Rekrutierung, Interviews selbst und Auswertung.<sup>863</sup>

Geyer schreibt: „[...] Es sollte deutlich werden, dass es ‚die‘ beste Methode nicht gibt, sondern dass bei der Entscheidung für einen Datenzugang im Vordergrund stehen sollte, welche Fragestellung zu bearbeiten ist, und wie die zu sammelnden Informationen mit der besten Datenqualität erreichbar sind.“<sup>864</sup>

Die Verfahrensauswahl wird sich also an praktischen und pragmatischen Aspekten orientieren.

---

<sup>861</sup> Geyer 2003: 51

<sup>862</sup> Siehe Anhang Kapitel VI

<sup>863</sup> Müller-Mundt 2002: 273

<sup>864</sup> Geyer 2003: 43

### 5.5.1 Erstellung des Leitfadens

Das Ziel des Interviews muss bei der Konstruktion und Auswahl der Fragen und der Konstruktion des Fragebogens berücksichtigt werden: „[ ...] das Fragenprogramm muss aus der Fragestellung und den Operationalisierungen abgeleitet werden, es sind die geeigneten Antwortformate zu wählen und die fertigen Befragungsinstrumente müssen vor der Anwendung geprüft werden; sie müssen geeignet sein, die für die Untersuchung notwendigen Informationen zu erfassen, sie müssen verständlich sein und in der Zielgruppe eingesetzt werden können. Diese Prüfungen sind gegebenenfalls mehrfach zu wiederholen, um die Brauchbarkeit des Frageninstrumentariums sicherzustellen.“<sup>865</sup>

Sozialkapital ist unterteilbar in

- Beziehungskapital
  - Gruppenkohäsion
  - soziale Unterstützung Kollegen
  - soziale Unterstützung Vorgesetzte
- Werte- und Vertrauenskapital
  - Wertegemeinschaft
  - Vertrauenskultur<sup>866</sup>

Die in Kapitel 2.5 aufgeführten Dimensionen des Sozialkapitals werden operationalisiert und mit Indikatoren verknüpft. Zur Indikatorenbildung wird hier ausdrücklich das kulturelle Sozialkapital mit einbezogen, in dem Vertrauen die Essenz des Sozialkapitals darstellt. Die in der neueren Literatur genannten drei Säulen

- Netzwerkkapital,
- Überzeugungs-/Wertekapital und
- Führungskapital

werden daher in der Untersuchung berücksichtigt. Die jeweils konkrete ‚Übersetzung‘ in die einzelnen Interviewfragen findet dann ihre Entsprechung in der Beantwortung der Forschungsfragen nach den einzelnen Indikatoren in Kapitel 6.

---

<sup>865</sup> Geyer, S. 2003: 19

<sup>866</sup> Zentrale Variable ist Soziales Vertrauen, nicht Mitgliedschaft in Vereinigungen (Kern 2004: 125)



Der Fragebogen für die Untersuchung sollte als Leitfaden für die Interviews dienen. Dabei war zu berücksichtigen, dass Interviewpartner von „einfachem Ehrenamt“ bis „Unternehmensleitung“ zur Verfügung standen, für die jeweiligen Gruppen wurden daher ggf. Zusatzfragen gestellt oder nicht relevante Fragen ausgelassen.

Wichtig ist, theoretisch relevante Variablen zu identifizieren und dann abzufragen.<sup>867</sup>

Eine Zweiteilung in

a. Öffnende Startfragen<sup>868</sup>

Diese Fragen sollen Motivation, Werte und Überzeugungen aus der Erzählung heraus aufdecken.

sowie

b. standardisierte leitfadengestützte Fragen

bietet sich an. Ein Interview wird nicht vollständig durch den Leitfaden bestimmt, ein guter Leitfaden ist jedoch Voraussetzung für ein gelungenes Interview.<sup>869</sup> Die Reihenfolge der Fragen ist nicht fixiert, in jedem Fall müssen die Fragen offene Fragen sein.<sup>870</sup> Die geforderte Offenheit ist ein Widerspruch zu der begrenzten Zeit, in der die Informationen abgefragt werden können.<sup>871</sup> Gläser und Laudel<sup>872</sup> plädieren also eher für ein Abarbeiten des Leitfadens, um zu späterem Zeitpunkt nicht vereinfachte Bestätigungen von Vermutungen einzuholen.

Ein Interview erfasst Einstellungen, Werte und Motive einer Person, die Rahmenbedingungen für Handlungen der Person und die Zusammenhänge zwischen Einstellung und Handlung.<sup>873</sup> Meinungs- und Hypothesefragen sollen nur eingesetzt werden, wenn die Bewertung des Interviewpartners oder dessen subjektive Theorien einbezogen werden sollen.<sup>874</sup>

Nach Kunz<sup>875</sup> können erfasst werden

- Strukturell: Mitgliedschaften, Familienbindungen, Freundeskreis,

<sup>867</sup> Gallas 1994: 295 ff. analysiert Motivation/Einbeziehung und Demotivation/Ausgrenzung von Arbeitslosen

<sup>868</sup> Kuckartz et al. 2008: 20

<sup>869</sup> Siering et al. 2002: 292

<sup>870</sup> Denz 2005: 62

<sup>871</sup> Gläser, Laudel 2009: 131

<sup>872</sup> Gläser, Laudel 2009: 143

<sup>873</sup> Denz 2005: 19 f.

<sup>874</sup> Gläser, Laudel 2009: 145

<sup>875</sup> Kunz et al. 2008: 42 f.

### Arbeitsbeziehungen

- Kulturell: Vertrauen in Individuen und Institutionen
- Kulturell: Werte und Normen: Solidarität, Reziprozität, Toleranz, demokratische Einstellungen.

Diese vorgeschlagene Trennung in strukturelles und kulturelles Sozialkapital habe ich aufgenommen; die Fragenkategorien für meine Interviews habe ich folgendermaßen festgelegt:

- I. Überzeugungs- und Wertekapital
  - \* Gefühl der Zugehörigkeit (siehe Kapitel 6.3.2, 6.8.)
  - \* Vertrauen zueinander (siehe Kapitel 6.4, 6.7.)
  - \* Anlass für die Mitarbeit (siehe Kapitel 6.3.3., 6.3.4., 6.3.7.)
  - \* Identifikation mit Zielen und Aufgaben (siehe Kapitel 6.3.2, 6.6., 6.9.)
- II. Netzwerkkapital
  - \* Ehrenamt und Hauptamt „zusammen“ (siehe Kapitel 6.3.1., 6.3.6., 6.7.)
  - \* Beteiligung an Willensbildung „Bottom up“ (siehe Kapitel 6.5., 6.7., 6.9.)
  - \* Plattform für horizontale Vernetzung (siehe Kapitel 6.3.5., 6.9.)
  - \* Gibt es Unterstützung für die Arbeit? (siehe Kapitel 6.8.)
- III. Führungskapital
  - \* Plattform für horizontale und vertikale Vernetzung (siehe Kapitel 6.3.5., 6.6., 6.7.)
  - \* Koordinationsaufwand (siehe Kapitel 6.5.)
  - \* Mitarbeiterorientierung (siehe Kapitel 6.9.)
  - \* Vertrauen (siehe Kapitel 6.4.)
  - \* Unterstützung bei Problemen mit/auf der Arbeit (siehe Kapitel 6.8.)
  - \* Motivation (siehe Kapitel 6.4.),
  - \* Qualifikation (siehe Kapitel 6.5.)
  - \* Gesundheit (siehe Kapitel 6.5., 6.6.).

Der Leitfaden ist im Anhang in Kapitel V angefügt.

### 5.5.2 Ablauf vor Ort

Die beruflichen Kontakte zur ACS bestanden seit fünf Jahren (siehe Kapitel 1), die

Evaluierung war aber sowohl räumlich, personell als auch inhaltlich klar eine externe. In Vorbereitung wurden die Forschungsfragen und die Leitfragen verinnerlicht, um flexibel auf die Interviewsituation zu reagieren.<sup>876</sup> Trotz 40 individueller Interviews bestand die Aufgabe darin, Vergleichbarkeit und Auswertbarkeit zu gewährleisten.<sup>877</sup> Die Empfehlung von maximal zwei bis drei Interviews pro Tag<sup>878</sup> war angesichts des Programms nicht realisierbar.

Die Untersuchung des Forschungsgegenstands wurde vom 7.-22. Oktober 2009 an den Standorten New York/NY, Westchester/NJ und Atlanta/GA durchgeführt. Darüber hinaus wurden mit mehreren Regionen Telefoninterviews geführt. Es ist eine breite Streuung von von Gruppen gelungen (Hauptamt, Ehrenamt, Programmverantwortliche, Urban/Suburban/Rural, Boardvertreter – incl. National – und Unternehmensleitung – incl. National).

Einige Interviews mit leitenden Mitarbeitern waren für die Untersuchung unerlässlich, da die Untersuchung sich mit der Frage des Bottom-Up und Top-Down innerhalb der ACS befasste. Hier war es ein guter Umstand, dass ich längere Zeit vor Ort war und alle relevanten Personen dazu sprechen konnte, incl. dem neuen Vorsitzenden des nationalen Boards und dem CEO.

Zum Ablauf:

- 7.10.2009 Division Office New York, Staff Meeting. Interviews
- 8.10.2009 Division Office New York, Volunteers, Interviews
- 9.10.2009 International Division, New York
- 12.10.2009 Telefoninterviews Texas, anschl. Ehrenamtprojekt „Hope Lodge“ in NY
- 13.10.2009 Besuch Region Westchester, Regionalbüro: Interviews mit Staff und Volunteers
- 14.10.2009 Division Office, New York; Staff und Volunteers
- 15.10.2009 Strategiediskussion, Debrief NY
- 16.10.2009 Meeting with former VP Marketing ACS; Cynthia Currence, Role of ACS in CSR and Fundraising

---

<sup>876</sup> Gläser, Laudel 2009: 143

<sup>877</sup> Meuser, Nagel 2005: 80

<sup>878</sup> Gläser, Laudel 2009: 166

- 19.10.2009 CEO and Board Atlanta
- 20.10.2009 Staff Atlanta
- 21.10.2009 Volunteers Atlanta
- 22.10.2009 Abschluss und Debrief Atlanta

Die räumlichen Bedingungen waren gut, an jedem Standort stand mir ein akustisch und optisch verschließbarer Raum zur Verfügung, den ich allein für meine Arbeit und die Interviews nutzen konnte. Bei zwei Interviews (CEO und CFO Westchester) fand das Interview in dem geschlossenen Büro der interviewten Person statt, da ich bei diesen in das Meetingprogramm eingetaktet war.

Durch die mehrtägigen Aufenthalte war es möglich, direkt im Nachgang oder an einem Folgetag die meisten Interviewten informell an ihrem Arbeitsplatz oder in der Gruppe, Kaffeküche usw. zu treffen.

Der Geräuschpegel war niedrig. Der Leitfaden erwies sich inhaltlich und von der Reihenfolge her als sehr belastbar, ohne zu holprige Übergänge zu erzeugen<sup>879</sup> und wurde nur in den Zusatzfragen für Hauptamtliche/Ehrenamtliche variiert, das Interview mit dem CEO enthielt einige offene spontane Zusatzfragen. Eine Erweiterung um Fragen, die während des Forschungsprozesses auftauchten, war daher nicht notwendig.<sup>880</sup>

Jedes Interview wurde sofort nach Beendigung gesondert dokumentiert<sup>881</sup> auf Atmosphäre, Stimmung, Objektivität des Interviewers usw. Im Ergebnis lagen digital aufgenommen, in Word transkribiert und inhaltlich ausgewertet 40 Interviews mit einer Gesamtlänge von 25,5 Stunden vor: 15 mit Ehrenamtlichen und 25 mit Hauptamtlichen aus den USA.

### 5.5.3 Restriktionen

Aufgrund der externen Vorbereitung war es zwingend notwendig, bei der Auswahl der Interviewpartner auf die Hilfe von Mitarbeitern der ACS zurückzugreifen. Um eine gute regionale/fachliche/inhaltliche Streuung zu erreichen, wurde nach Abstimmung mit

---

<sup>879</sup> Gläser, Laudel 2009: 174 plädieren ggf. für abgewandelte Fragen, die eher sinnvoll seien, als den Gesprächsfluss zu stoppen

<sup>880</sup> Siering et al. 2002: 292

<sup>881</sup> Mayring 2002: 145

dem Büro des internationalen Departments ein Suchraster abgestimmt, nach dem Kollegen in New York, Westchester, Texas und weiteren Bundesstaaten sowie in der Zentrale in Atlanta ausgewählt wurden. Der Zufallseffekt war dabei präsent, da viele Mitarbeiter ein extensives Reiseprogramm absolvieren und einige vielleicht gesetzte Mitarbeiter so während meiner Anwesenheit nicht zu sprechen waren. Die Gefahr ‚geschönter Aussagen‘ wird ebenfalls reduziert durch die Tatsache, dass die Interviewpartner wissen, dass weitere Mitarbeiter aus ähnlichen oder gleichen Funktionsbereichen interviewt wurden. Durch langjährige Führungstätigkeit kann ich diesen Umstand ebenfalls bewerten, dass mir eben keine ‚geschönten Interviews‘ zugeführt wurden.<sup>882</sup>

Aufgrund der Entfernung und zur regionalen Mischung wurden einige Interviews auch vor Ort per Telefon geführt, da ein noch größeres Reiseprogramm den Kostenrahmen gesprengt hätte. Naturgemäß kamen bei einigen Telefoninterviews technische und akustische Probleme zum Tragen, auch kann bei diesem Verfahren die Reaktion des Interviewpartners nicht beobachtet werden. Die Telefoninterviews sind jedoch auch bei sorgfältiger Abwägung dieser Tatsachen gleichrangig in der Auswertung zu verwenden.

Gachowetz<sup>883</sup> führt aus, dass sich ein Projekt durch Mundpropaganda im Haus verbreitet. Auch ich konnte dies während der tagelangen Aufenthalte in NY und Atlanta feststellen.

Statushohe Personen verweisen bei Absage eines Interviewtermins gern auf ihren Terminkalender,<sup>884</sup> hier habe ich Interviewpartner in ihrem Büro aufgesucht oder Interviews zu ungewöhnlichen Zeiten bzw. verkürzte Interviews durchgeführt.

Nach Hopfl<sup>885</sup> hat der Interviewer die Aufgabe, abstrakte Forschungsfragen permanent in die konkrete Interviewsituation zu operationalisieren. Dies ist nach meiner Einschätzung gelungen. Wie bereits dargestellt, gab es von amerikanischer Seite den Wunsch, die Fragen vorab zu bekommen; dies konnte ausgeräumt werden.

Gläser und Laudel<sup>886</sup> weisen darauf hin, dass bestimmte Daten kaum zu anonymisieren

---

<sup>882</sup> Gallas 1994: 469

<sup>883</sup> Gachowetz 1995: 258 f.

<sup>884</sup> Gläser, Laudel 2009: 164

<sup>885</sup> Hopfl 1978: 11, zitiert in Gläser, Laudel 2009: 112

<sup>886</sup> Gläser, Laudel 2009: 279

sind. Auch in dieser Untersuchung stand ich vor diesem Problem; nach Rücksprache mit den Gutachtern werden daher die Interviews nicht in einem Anhang veröffentlicht, obwohl diese in sich anonymisiert sind.

Gläser und Laudel<sup>887</sup> weisen darauf hin, dass der soziologische Ethikkodex kaum bekannt ist und angewandt wird. So haben Interviewte im Vorfeld – bedingt durch Medien und die dortige Form der Interviews – das Gefühl, das Interview würde sie ‚hereinlegen‘ und ‚auf dem falschen Fuß erwischen.‘<sup>888</sup> Die Forschungsethik setzt voraus, dass keine Personen mit falschen Versprechen – ‚erzählen Sie mir etwas, damit sich ihre Situation verbessert‘ – in eine Interviewsituation gelockt werden. Dieses Prinzip der ‚informierten Einwilligung‘<sup>889</sup> konnte durchgehalten werden; bei einigen Interviews wurde aufgrund der speziellen Aussagen auf Wunsch der Interviewpartner auf bestimmte Passagen in der Auswertung verzichtet, wenn diese der Person zuordenbar war oder diese Metaebene berührte<sup>890</sup>. Die Gefahr, Untersuchungsergebnisse – wenn auch hier aggregiert – nicht publizieren zu können,<sup>891</sup> konnte so gebannt werden.

## **5.6 Begründung für einen qualitativen Hypothesentest, Aufstellung der Hypothesen**

Kuckartz et al.<sup>892</sup> halten fest: Es geht nicht um Items, sondern um Menschen, also nicht um Korrelation, sondern vergleichbares Verhalten. Die Daten können dabei komplex ausfallen, handlungsbestimmende Einstellungen werden deutlich, durch offene Fragen werden Sichtweisen erfragt, ebenso die eigene Normativität des Forschers verhindert.

Die dichotome Aufteilung in theoriegestützt/quantitativ und theoriegenerierend/qualitativ lässt sich nicht aufrechterhalten.<sup>893</sup> Die in vielen Untersuchungen vorgefundene stereotype Argumentationskette (Es gibt ein Problem, dann kommt das Ehrenamt, die gegründete Institution stützt die Zivilgesellschaft) und die Konstruktion von Fragen, Fragebögen und Idealtypen auf dieses faktisch normative

---

<sup>887</sup> Gläser, Laudel 2009: 49

<sup>888</sup> Gläser, Laudel 2009: 178

<sup>889</sup> Gläser, Laudel 2009: 159 und 55

<sup>890</sup> Müller-Mundt 2002: 276 f.

<sup>891</sup> Gläser, Laudel 2009: 56

<sup>892</sup> Kuckartz et al. 2008: 66 ff.

<sup>893</sup> Gläser, Laudel 2009: 25

Urteil hin sollte hier vermieden werden.

Durch die hier vorgenommene Konstruktion der Fragen wird im Vorfeld keine Kategorie erzeugt, Ausprägungen können unterschiedlich sein. Das Ergebnis der Befragung sind Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, ich untersuche nur, ob und wie Einbindung stattfindet.

Jeder Mensch formuliert im Alltag Thesen, ohne dass es gleich wissenschaftliche Hypothesen sind. Töpfer<sup>894</sup> verwendet die Steigerung Thesen – Arbeitshypothesen – wissenschaftliche Hypothesen. Aus der unter Kapitel 5.3 beschriebenen Methodenwahl ergibt sich die belastbare Begründung, auch an qualitativem Material Hypothesen zu testen. Es ergeben sich für diese Untersuchung gegensätzliche Arbeitshypothesen und damit Modelle, die zwar (siehe unten) nicht quantitativ abgefragt werden, aber den Rahmen für eine qualitative Untersuchung vorgeben:

1. Verbände sind produktiv, politisch und sozial.

- Intermediäre Instanzen helfen, es gibt horizontale Vernetzung,
- Verbände schaffen Prosperität und Vertrauen,
- Interessen sind organisierbar,
- es erfolgt Information und Moderation von unten und oben durch Verbände,
- es entsteht ein Machtgleichgewicht sowie Chancengleichheit und
- es entsteht Sozialkapital in Form von Werten, Netzwerken und Führung;

oder

2. Verbände verhindern authentische Politik bzw. befördern sie nicht.

- Verbände sind nur mit sich selbst beschäftigt,
- intermediäre Instanzen verfälschen das Bild und die Interessenlagen,
- Verbände verhindern authentische Politik,
- sie verfälschen den Willen der Akteure, und
- es erfolgt keine Information und Moderation von unten und oben durch Verbände.

Bei Betrachtungen des amerikanischen und deutschen Gesundheitswesens wird sehr

---

<sup>894</sup> Töpfer 2009: 144 ff.

schnell normativ vorgetragen, dass die Systeme ebenso verschieden wie die Kulturen seien, und eine Übertragbarkeit von Ergebnisse aus den USA nach Deutschland daher nicht umsetzbar wäre.

Ausgehend von gleichgelagerten Inzidenz- und Mortalitätsraten im Bereich Krebs in den westlichen Industrieländern versucht die Arbeit aufzuzeigen, ob eine andere Herangehens- und Sichtweise möglich und damit eine Übertragbarkeit von Ergebnissen realisierbar wäre.

Zusammengefasst lautet mein subjektiver Außeneindruck auf die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS:

- Sie ist als Verband produktiv, politisch und sozial.
- Sie hilft als intermediäre Instanz,
- es gibt horizontale Vernetzung,
- die ACS schafft Prosperität und Vertrauen,
- Interessen sind organisierbar,
- es erfolgt Information und Moderation von Themen,
- es entsteht ein Machtgleichgewicht und Chancengleichheit, und
- es entsteht Sozialkapital.

Diese hypothetischen Kausalketten können qualitativ abgefragt werden, eine Hypothesenbildung ist zulässig, weil sie das Vorwissen bewusst macht und an vorhandenes Wissen anknüpft.<sup>895</sup>

Die soziologische Forschung verknüpft Alltagswissen, indem eine wissenschaftliche Deutung von etwas erstellt wird, das im Alltag schon Deutungen unterliegt.<sup>896</sup> Das Aufführen von Ursache-Wirkungszusammenhängen vernetzt Inhalte; die vermuteten Ursache-Wirkungszusammenhänge sind die Essenz des Theorieteils!<sup>897</sup> Wenn das eigene Kausalmodell differenzierter als die Literatur ist, kann die Theorie weiterentwickelt werden.<sup>898</sup> Diesen Anspruch einer neuen Verbändeliteratur erhebe ich hier nicht.

---

<sup>895</sup> Meinefeld 2007: 266; auch: Blatter et al. 2007: 29

<sup>896</sup> Wohlrab-Sahr 2008: 26

<sup>897</sup> Töpfer 2009: 25

<sup>898</sup> Gläser, Laudel 2009: 263



## 5.7 Erwartbare Ergebnisse

Der Praxisbezug des Forschungsvorhabens und die zu erwartende gute Datenlage werden belastbare und umsetzbare Ergebnisse für die unter Kapitel 4.4 formulierten Forschungsfragen liefern. Ein hoher Anwendungsbezug ist wahrscheinlich. Die gewonnenen Erkenntnisse könnten Verbänden außerhalb der USA bei der Umsetzung und Transformation in einem sich verändernden Gesundheitswesen helfen. Sollte die Untersuchung einen messbaren Effekt von Verbandsarbeit auf das Gesundheitswesen ergeben, wäre die Public-Health-Relevanz aufgezeigt.

Mit dem Wissen, dass Gesundheit nur durch individuelle und systemische Stellgrößen beeinflusst werden kann – und dies möglichst gleichzeitig – können daraus Handlungsregeln für Verbandsarbeit abgeleitet werden.

Während sich Verbandskultur in Deutschland aus der Hierarchie entwickelt hat, werden die Ergebnisse aus den USA zeigen, ob eine Selbstregulierung im Team greift und die Hierarchie untergeordnet ist.

Legende für die erwarteten Kausalketten: a -> b: „a führt zu b“

### „Erwartete Kausalketten in Person“

- Erkrankung -> Informationseinholung, Kontakt NPO -> Mithilfe bei Event, Dankbarkeit -> Profilierung, Schulung, Bindung -> Differenzierung: Fundraising, Support, Gremienarbeit -> Gremienarbeit lokal/überregional -> Lobbyarbeit, Außenwirkung, PR -> Ehrenamtlicher mit hoher Reputation (High Potential Volunteer)
  - Schulung Ehrenamt. -> Verlässlichkeit -> Verbindlichkeit -> Vertrauen -> Ergebnisse/Outcome -> Comittment
  - Comittment -> Zuordnung Volunteer/Professional -> „Personalgespräch“ -> Identifikation -> Bindung -> Ergebnisse/Outcome

### „Erwartete Kausalketten: Grundvoraussetzung“

- Werte -> Einstellungen -> Verhalten
- Solidarität -> Gemeinschaft -> Moralisches Handeln, Gemeinsinn

- Verstehen was vorgeht -> Gefühl haben, dass man am Prozess teilhaben kann -  
> Gefühl haben, dass das, was vorgeht, Sinn hat (drei salutogenetische Grundprinzipien)

### „Erwartete Kausalketten in Institution“

- Information, Ansprache -> Bindung -> Engagement -> Lobby/Fundraising, Altruismus, Selbstverwirklichung
- Mission -> Kommunikation -> Aktion
- Mission -> Erlebnis, Gemeinsamkeit (RFL, Strides) -> Einzigartigkeit, eigene Kultur
- Vertrauen, Respekt, Werte -> Zusammenhalt -> Ergebnisse/Outcome
- Mehr Sozialkapital -> Mehr Erfolg für die NPO
- Mission -> Überzeugung -> Engagement -> Outcome -> Zusammenarbeit
- Mission -> Überzeugung -> Strukturierte Kooperation Ehrenamt -> Ergebnisse/Outcome
- Charisma -> Mission -> Sinn -> Zusammenarbeit -> geringe Kontrollkosten
- Führungsgrundsätze -> Strukturierte Kooperation -> Anerkennung/Sinnstiftung -> Vertrauen

### 5.8 Vorgehen in der Auswertung

Schaeffer<sup>899</sup> merkt zu Recht kritisch an, dass sehr häufig die prominent verwandten Interviewformen mit „selbst gestrickten“ Auswertungsformen verknüpft werden. Der gerade von quantitativen Forschern vorgetragene Vorwurf lautet, dass bei dem Vorgehen sehr früh oder gleich zu Beginn normative Urteile in den Forschungsprozess einfließen und dadurch ein Ergebnis konstruiert wird.

Die steigende Komplexität wird wie folgt beschrieben:<sup>900</sup>

- Freies Interpretieren,
- Sequenzanalyse -> Interpretation (Autoren wie Meuser/Nagel)<sup>901</sup>

<sup>899</sup> Schaeffer 2002: 20

<sup>900</sup> Gläser, Laudel 2009: 44

Kategorien werden ex ante gebildet, anhand von ‚Ankerbeispielen‘ wird interpretiert;

- Kodieren -> Analysieren -> Interpretieren -> Interpretation (Autoren wie Mayring),<sup>902</sup>
- Suchraster im Text -> Extraktion -> Analyse -> Interpretation (Verfahren von Gläser, Laudel).

Nach umfangreicher Recherche habe ich mich entschlossen, das von **Gläser und Laudel beschriebene Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse** anzuwenden. Im Gegensatz zu weniger komplexen Verfahren schlagen sie nicht normativ ein geschlossenes Kategoriensystem vor, sondern wollen diese Offenheit bewusst aufrechterhalten.<sup>903</sup>

Jede qualitative Analyse fußt auf einem geschlossenen Kategoriensystem; der Text wird in Analyseeinheiten zerlegt, auf relevante Informationen durchsucht, und die Informationen werden den Kategorien zugeordnet.<sup>904</sup> Dem Text werden also Informationen entnommen und getrennt vom Text weiterverarbeitet.<sup>905</sup>

Arbeitshypothesen können in dem Vorgehen von Gläser und Laudel am qualitativen Material abgeprüft werden.<sup>906</sup> Die Autoren kritisieren zu Recht, dass mit anderen Verfahren ein Kategoriensystem ex ante entwickelt wird, und damit ein Ordnungsschema feststeht, „[...]“, bevor der Forscher den Text analysiert.“<sup>907</sup> Es wird bewusst nicht der Weg beschritten, qualitative Kategorien zu erzeugen, und sie dann de facto quantitativ auszuwerten. Gläser und Laudel sprechen daher auch von Extrahierung statt von Kodierung.<sup>908</sup>

Das Verfahren stellt sich nicht ‚naiv‘ auf, indem jegliches Vorwissen geleugnet wird, vielmehr baut das Kategoriensystem auf den theoretischen Vorüberlegungen auf und berücksichtigt dabei Variablen und Einflussfaktoren.<sup>909</sup> Sehr wichtig ist dabei, dass die Ausprägungen der Kategorien vorab nicht festgelegt werden, damit kann der

---

<sup>901</sup> Meuser, Nagel 2005

<sup>902</sup> Gläser, Laudel 2009: 45 f.

<sup>903</sup> Gläser, Laudel 2009: 9

<sup>904</sup> Gläser, Laudel 2009: 197 f.

<sup>905</sup> Gläser, Laudel 2009: 271

<sup>906</sup> Gläser, Laudel 2009: 18

<sup>907</sup> Gläser, Laudel 2009: 47

<sup>908</sup> Gläser, Laudel 2009: 199

<sup>909</sup> Gläser, Laudel 2009: 201

Widerspruch zwischen Theorieleitung und offenem Prinzip aufgelöst werden.<sup>910</sup>

Das Ergebnis sind eine oder mehrere Tabellen mit Kategorien, Ausprägungen, Sachaussagen, Ursache/Wirkungszusammenhängen und zeitlichen/persönlichen Bezügen.<sup>911</sup> Damit lassen sich Schlüsse von der einzelnen Person auf Fälle und darüber hinaus auf Klassen ziehen. Dies wird möglich durch eine Typisierung der Fälle, die hier an dem extrahierten Material vorgenommen werden kann.<sup>912</sup> Darauf aufbauend können dann auch die Forschungsfragen beantwortet werden.<sup>913</sup>

Das Verfahren sieht auch ausdrücklich vor, unter Hinweis auf das nicht geleugnete Wissen erwartete Kausalzusammenhänge zu notieren und bei der Auswertung mit dem Ergebnis zu konfrontieren.<sup>914</sup> Diese Vorgehensweise schützt im Übrigen davor, Kausalzusammenhänge zu konstruieren und einen vorgefertigten Blick auf den Forschungsgegenstand zu haben.<sup>915</sup>

### Transkription

Eine Transkription muss erfolgen, auf lautsprachliche Transkription oder aufwändige Notationen kann aber verzichtet werden. Ich teile die Ansicht von Mayring, dass eine Gesamtfassung notwendig ist, um ein vollständiges Bild der verbalen Situation zu erhalten.<sup>916</sup> Für diese Untersuchung habe ich die Transkription nach den von Kuckartz, Dresing et al. vorgelegten Transkriptionsregeln<sup>917</sup> vorgenommen.

### Kategorien

Die häufig verwandten Verfahren<sup>918</sup> variieren und/oder erweitern evtl. nach einem Teil der Textdurchsicht die Kategorien.<sup>919</sup>

### Extraktion

Bei der Extraktion werden relevante Informationen aus dem Text entnommen und in die Kategorien des Suchrasters eingetragen.<sup>920</sup> Dabei geht es um Informationen, nicht

---

<sup>910</sup> Gläser, Laudel 2009: 205

<sup>911</sup> Siehe umfangreiche Anlage in Kapitel VIII

<sup>912</sup> Gläser, Laudel 2009: 247 ff.

<sup>913</sup> Gläser, Laudel 2009: 261

<sup>914</sup> In der Anlage beigefügt

<sup>915</sup> Siehe im Folgenden insbesondere Kapitel 7 und 8

<sup>916</sup> Mayring 2002: 116 f. (Andere wie Gallas (1994) verzichten explizit auf ein Transkript!)

<sup>917</sup> Kuckartz, Dresing et al. 2008; Siehe Kapitel VIII

<sup>918</sup> Z. B. Mayring 2002: 117

<sup>919</sup> Weil es eben normativ ist; siehe auch Denz 2005: 75 f.

<sup>920</sup> Gläser, Laudel 2009: 200, 212

um Vermutungen; letztere sind als solche zu kennzeichnen.<sup>921</sup> Die Kategorien werden aus den theoretischen Vorüberlegungen und den Hypothesen über Kausalzusammenhänge abgeleitet.<sup>922</sup> Dabei soll eine einzelne Dimension einer Kategorie **keine** Kausalzusammenhänge enthalten – dies erleichtert die Auswertung ungemein.<sup>923</sup> Die Kategorien bestimmen sich durch die definierten Variablen, ihre Indikatoren sowie deren Zeit- und Sachbezug. Auch der Kausalbezug zu anderen Variablen wird erfasst.<sup>924</sup>

Oft wird nicht nach einem Kausalzusammenhang gesucht, sondern die Fälle nach bestimmten Merkmalen typisiert.<sup>925</sup> Die Extraktion unterscheidet sich von Verkoden und Sequenzanalyse, weil hier das Kategoriensystem **nicht** ex ante festgelegt ist.<sup>926</sup>

Die größte Herausforderung besteht darin, die Komplexität zu reduzieren.<sup>927</sup> Dies geschieht allerdings nicht in der Datenerhebung, sondern erst in der Auswertung.<sup>928</sup>

Das Sprachverständnis des Forschers entscheidet über die Bedeutung der Worte; das Analyseschema muss daher die Zuordnung nachvollziehbar machen.<sup>929</sup>

### Zusammenfassung

Gleiche Aussagen werden zusammengefasst, die Quellinformation aber weiter mitgeführt.<sup>930</sup> Fälle werden Klassen zugeordnet, daraus können durch Abstraktion theoretische Überlegungen abgeleitet werden.<sup>931</sup> Im Gegensatz zu anderen Verfahren ist das Kategoriensystem nach Gläser/Laudel<sup>932</sup> nicht starr; vielmehr werden Merkmalsausprägungen frei erfasst, Kategorien können erweitert oder Dimensionen verändert werden. Somit entsteht kein Widerspruch zwischen Theorieleitung und offener Forschung.<sup>933</sup>

Das Vorgehen ist ein rekursiver Prozess, in dem ständig das Verhältnis von Daten und

---

<sup>921</sup> Gläser, Laudel 2009: 217

<sup>922</sup> Gläser, Laudel 2009: 201

<sup>923</sup> Gläser, Laudel 2009: 214 f.

<sup>924</sup> Gläser, Laudel 2009: 208

<sup>925</sup> Gläser, Laudel 2009: 249 f.

<sup>926</sup> Gläser, Laudel 2009: 47

<sup>927</sup> Meuser, Nagel 2005a: 84

<sup>928</sup> Gläser, Laudel 2009: 27

<sup>929</sup> Denz 2005: 74

<sup>930</sup> Gläser, Laudel 2009: 230

<sup>931</sup> Gläser, Laudel 2009: 266, auch Kuckartz et al. 2008: 69

<sup>932</sup> Gläser, Laudel 2009: 9, 106, 205

<sup>933</sup> Gläser, Laudel 2009: 205

Theorie geprüft wird.<sup>934</sup>

### Auswertung

Die Entnahme von Informationen aus dem Text und die getrennte Weiterverarbeitung ist mit den inhaltsanalytischen Verfahren gemeinsam.<sup>935</sup> Die Häufigkeit bestimmter Kategorien im Text kann Gegenstand weiterer Untersuchungen sein; eine Reduzierung darauf<sup>936</sup> sehen Gläser/Laudel<sup>937</sup> problematisch – es ist **keine** quantitative Auszählung/Untersuchung. Aus den Kategorien lassen sich nun Kausalzusammenhänge ableiten, Ursache und Wirkungen von Handlungen können abgeleitet werden; eine Unterteilung der Bedingungen ist möglich (notwendig, hinreichend, fördernd, hemmend, verhindernd).<sup>938</sup>

Die Person des Experten kann nun vom Text getrennt werden, der Text kann als „[...] Dokument einer sozialen Struktur [...]“ verstanden werden.<sup>939</sup> Experten sind Kontext- und nicht Zielgröße, damit sind die Aussagen generalisierbar.<sup>940</sup>

### Folgerung

Die Auswertung orientiert sich vorrangig an dem Leitfadeninterview, zur Vertiefung einer Aussage und zum Abgleich der Motivation wird auf die offenen Eingangsfragen zurückgegriffen. Die qualitativen Interviews sollen im Gegensatz zu quantitativen Verfahren keine repräsentativen Aussagen geben, sie dienen vielmehr dem Verständnis der subjektiven Sichtweisen und geben so Aufschlüsse über Einstellungen, Strukturen und Kommunikationsmuster.<sup>941</sup> Es kann also von den Ergebnissen der Interviews auf die jeweilige Organisation geschlossen werden.

Geyer<sup>942</sup> beschreibt das Verfahren der Konstruktion von Idealtypen, die mit den ermittelten Fällen verglichen werden. Die Datenaufbereitung gehört dabei schon zur Phase der Interpretation.<sup>943</sup> „In neueren Arbeiten wird das empirische Material auf der Basis von Fallvergleichen/Fallkontrastierungen geordnet [...]. Ausgehend von Webers

---

<sup>934</sup> Meuser, Nagel 2005a: 90 f.

<sup>935</sup> Gläser, Laudel 2009: 197

<sup>936</sup> Z.B. wie bei Mayring 2002: 117, auch Gallas 1994: 480

<sup>937</sup> Gläser, Laudel 2009: 198f.

<sup>938</sup> Gläser, Laudel 2009: 209, 251; Schnepf et al. 2002: 96 verweisen auf die konditionale Matrix nach Strauss/Corbin 1990: 161-166

<sup>939</sup> Meuser, Nagel 2005a: 85

<sup>940</sup> Meuser, Nagel 2005a: 77

<sup>941</sup> Flick, U. 2005 und Helfferich, C. 2004

<sup>942</sup> Geyer, S. 2003: 52

<sup>943</sup> Liebold, R., Trinczek, R. 2002: 49

Annahmen zum Idealtypus [...] werden vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen als Ausgangspunkt sogenannte Idealtypen konstruiert, die dann mit empirisch vorfindbaren Fällen verglichen werden. Dabei sind die Grenzen des jeweils konstruierten Typs sowie die Interpretationsregeln für die Klassifikation festzulegen.<sup>944</sup> In der vorliegenden Untersuchung werden in Kapitel 6.3 exemplarische ‚Lebensläufe‘ von Ehrenamtlichen dargestellt, um daraus in Kapitel 8.3 Schlussfolgerungen zu ziehen.

Bei der Extraktion soll ein Absatz jeweils präzise einer Kategorie und darin entsprechenden Kausalketten zugeordnet werden. Es wird nicht spekuliert oder synthetisiert; Vermutungen können gesondert erfasst werden.

Die Übertragung der Interviews in das offene Kategoriensystem war nach den erstellten Extraktionsregeln gut realisierbar. Von der Vorgabe „ein Absatz – eine Kategorie“ musste in einigen Fällen abgewichen werden, da einige Absätze zu gehaltvoll waren, besonders wenn ein Interview sehr hohe narrative Anteile hatte. In einigen Fällen würden die Absätze mit „a, b, c“ usw. weiter unterteilt, um damit eine Einzelzuordnung zu erreichen. Diese Praxis hat sich bei der Extraktion bewährt.

Die Anwendung klassischer quantitativer Kriterien wie Validität, Reliabilität und Objektivität führt bei einer qualitativen Untersuchung zu keinem Ergebnis, mit Verweis auf Flick<sup>945</sup> kann aber für diese Untersuchung festgehalten werden, dass die Glaubwürdigkeit der Daten und Ergebnisse durch aktives Cross-Checking, insbesondere Dokumentenanalyse, und kommunikative Validierung als sehr hoch anzusehen ist.

Die vor der Auswertung aufgrund des Vorwissens, der beruflichen Vorerfahrung und der Beschäftigung mit den in der Literatur gebildeten Kategorien erwiesen sich als treffsicher, für jede Kategorie fanden sich entsprechende Textexzerpte, und es mussten keine neuen Kategorien gebildet werden. Auch die vorab gebildeten erwarteten Kausalketten lassen sich aus dem empirischen Material belegen.

Kernstück der Auswertung ist die über 20 Seiten umfassende Extraktionstabelle<sup>946</sup>, die wie beschrieben Kategorien, Ausprägungen, Sachverhalte,

---

<sup>944</sup> Geyer, S. 2003: 52

<sup>945</sup> Flick 2005: 394-402

<sup>946</sup> Siehe Anlage Kapitel VII

Ursache/Wirkungszusammenhänge sowie zeitliche und personale Verknüpfungen enthält.

## **6. Ergebnisse**

Die Ergebnisse der Feldforschung werden nach dem beschriebenen Auswertungsverfahren in Kapitel 6 dargestellt. Das Kapitel beginnt mit der Darstellung der praktischen Forschungserfahrung, anschließend werden die Untersuchungsgruppen erläutert und exemplarische ‚Lebensläufe‘ von Ehrenamtlichen – als quasi ‚Ehrenamtskarrieren‘ – dargestellt. Diese Mikro-Betrachtung auf personaler Ebene wird an der Meso- und Makroebene des Untersuchungsgegenstands entlang geführt; breiten Raum nimmt daher die Darstellung der für die Beantwortung der Forschungsfragen aus Kapitel 4.4 relevanten Antwortkategorien in Kapitel 6.4 bis 6.9 ein, die eben diese Meso- (und damit Transformationsebene) als auch die Auswirkungen auf der Makro-Ebene tangieren. Aus den Kategorien ergeben sich Art und Umfang des Sozialkapitals, das durch die Amerikanische Krebsgesellschaft ACS gebildet wird.

Zwei Exkurse beschließen die Ergebnisdarstellung, die sich beide erst während der Feldforschung aufgezeigt haben. So war (und ist weiterhin) die Frage einer Krankenversicherungspflicht zurzeit des USA-Besuchs ein drängendes Thema, das nach meiner Wahrnehmung in seiner kontroversen Diskussion den Untersuchungsgegenstand ACS an die Grenzen seiner Abstimmungs- und Kampagnenfähigkeit geführt hat. Des Weiteren habe ich in den Interviews den Umgang mit dem ‚Tabu Krebs‘ abgefragt und dabei interessante Aspekte ermittelt, die zwar nicht unmittelbar die Forschungsfragen beantworten, in der Gesamtbetrachtung aber eine Rolle spielen werden.

*Alle Angaben beziehen sich jeweils auf die geführten Interviews, sie sind hier mit der Angabe ‚Vol‘ für volunteer oder ‚Prof‘ für professional gekennzeichnet, sowie dem Absatz in dem Transkript; Beispiel (Vol7: 4).*



## 6.1 Felderfahrungen

Kommunikation wirft immer das Problem des ‚Fremdverstehens‘ auf,<sup>947</sup> dies wird hier gesteigert durch Kultur, Sprache und Institution. Ein Problem bleibt die Frage nach ‚Wahrheit‘. Ich habe daher – soweit möglich – nach konkreten Beispielen für ‚Erfolg‘ gefragt.<sup>948</sup> Im Vorfeld habe ich den Begriff „Verstehen“ reflektiert. Neben dem unterschiedlichen Sprach- und auch wohl Kulturraum führt ‚Verstehen‘ nicht zu ‚Wahrheit‘ und ausreichender Erklärung von (persönlichem und institutionellen) Handeln, es schafft vielmehr einen Interpretationsrahmen, „[...] indem man Informationen sammelt, die diese Interpretationen erhärten oder widerlegen können.“<sup>949</sup>

Eine große Herausforderung war zum Besuchszeitpunkt, dass ich als Forscher gleichzeitig ‚Kollege‘ einer befreundeten Institution war und es inhaltlich und auf Projektebene einige Berührungspunkte gab. Diesen Punkt habe ich durch eine gute inhaltliche und methodische Vorbereitung und – vor Ort – regelmäßige Selbstreflexion aufzuheben bzw. zu minimieren versucht. Im Ergebnis ist diese Abgrenzung aus meiner Sicht gelungen. Gerade durch das Nicht-Leugnen dieses Umstands konnte dieser Effekt minimiert werden.

Die persönliche Aufnahme durch die Kollegen in New York war interessiert und offen, in Westchester herzlich und offen, in Atlanta – bedingt durch ein sehr hohes und angespanntes Arbeitspensum – reserviert bis befangen. Eine große Rolle dabei wird gespielt haben, dass aufgrund der Wirtschaftskrise 2008 und den Folgeauswirkungen auf gemeinnützige Organisationen in 2009 (Interviewzeitraum) die ACS direkt im Vorfeld meines Besuchs an praktisch allen Standorten ca. 10 Prozent der Mitarbeiter entlassen hatte. Die Sorge um den Arbeitsplatz und die Reserviertheit gegenüber jedem Fremden, der Fragen zur täglichen Arbeit stellt und notiert, ist verständlich. Dieser Effekt wirkte sich sehr unterschiedlich auf die einzelnen Interviews aus, so dass ich eine entsprechende Bewertung in die Interviewübersicht eingefügt habe. Im Lauf der Interviews und mit entsprechender Vorabinformation konnten aber aus allen Interviews wie gewünscht relevante Informationen gewonnen werden.

---

<sup>947</sup> Bohnsack 2008: 19

<sup>948</sup> Gallas 1994: 483

<sup>949</sup> Meinefeld 1995: 286 f.

In der Sozialforschung muss der Forscher immer auf die Stringenz des Interviews, auf seine Rolle (Forscher statt Bewunderer) achten. Auch gilt es, durch ein ‚Zuviel‘ an Empathie nicht in einen „Alltagstalk“ zu verfallen oder die Leitfragen zu dichotomen oder interpretativen „Bällen“ für den Interviewpartner werden zu lassen. Mit diesen Fragen habe ich mich im Vorfeld des Forschungsaufenthalts umfangreich beschäftigt; vor jedem Interview habe ich mir dies nochmals vergegenwärtigt. Die kritisch selbstreflektierte Einschätzung dazu habe ich jeweils in die Interviewübersicht mit aufgenommen.

Die Interviews mit Hauptamtlichen waren generell ‚professioneller‘ und die Aussagen systematischer. In einigen Interviews war die Atmosphäre distanzierter, dieses nicht normative Ergebnis kann zur Interpretation herangezogen werden.

## **6.2 Beschreibung der Untersuchungsgruppen**

Auffallend war die lange hauptamtliche Zugehörigkeit zur ACS (Prof15). Die Ehrenamtlichen verfügten ebenfalls über eine lange und feste Bindung an die ACS; auch wenn die Auswahl der Interviewpartner mit Unterstützung der ACS erfolgte, ist der Grad der Einbindung in die Institution und die Bindung an die Institution sehr hoch und für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich. Ein hoher Anteil der Ehrenamtlichen sind zudem „Survivor“, also Krebspatienten, die eine Diagnose erhalten und Therapie absolviert haben und sich nun engagieren.

Die Ehrenamtlichen waren zwischen 23 und 76 Jahren alt, es handelte sich um 11 Frauen und vier Männer. Bei den Hauptamtlichen variierte das Alter zwischen 25 und 56, hier waren 16 Frauen und 9 Männer die Interviewpartner.

Organisatorisches Problem war – wie schon in den Kapiteln 5.4 und 5.5.3 beschrieben – die Fremdauswahl der Interviewpartner. Ich habe in der Interviewpraxis viele Angehörige aus Mittel- und Oberschicht angetroffen. Diese Sachverhalt greife ich in Kapitel 8.3 wieder auf. Die von mir vorgenommene Einteilung in soziale Schichten speist sich aus Beobachtung, Schilderung aus dem Kontext und direkte Befragung. Ich habe für diese Untersuchung eine Einteilung wie folgt vorgenommen:

*High, Middle/High, Middle, Low/Middle, Low*

Für die Ehrenamtlichen ergibt sich folgendes Bild:

- 3 High
- 7 Middle/High
- 5 Middle
- 0 Low/Middle
- 0 Low

Gesamt 15

Bei den Hauptamtlichen:

- 2 High
- 4 Middle/High
- 18 Middle
- 1 Low/Middle
- 0 Low

Gesamt 25

### 6.3 Exemplarische Ehrenamt-Lebensläufe

Die Untersuchung hat vielfältig gezeigt, was Menschen motiviert, sich gesellschaftlich zu engagieren; warum sie etwas für andere Menschen tun. Dabei werden Menschen aktiv durch die ACS angesprochen und für Gremien gesucht (Vol1: 2). Es ließen sich eine Vielzahl von interessanten und exemplarischen Ehrenamt-„Lebensläufen“ ermitteln, die die Rolle der ACS und die Einbindung dokumentieren; interessant ist dabei, dass viele der vorgefundenen ‚Lebensläufe‘ durch ‚bei NN ist das auch so‘ untermauert wurden, sie bestätigen auch in mehrfacher Hinsicht die erwarteten Kausalitäten (siehe Kapitel 5.7):

- Vol5: Die Person war selbst von Krebs betroffen, wird von der ACS als Patienten-Navigator eingesetzt und informiert andere Betroffene über Therapieoptionen und – verläufe.
- Vol6: Die ehrenamtliche Arbeit begann auf dem College, es wurde weiter in der Region gearbeitet; die weitere Zugehörigkeit zur Institution erfolge, weil Vol6 sich durch die Institution angenommen fühlt.

- Vol 8: Ein Beispiel für Ehrenamt über mehrere Dekaden: Selbst mehrfach krebsbetroffen, hat die Person anfangs durch Informationseinholung über die Erkrankung Kontakt zur ACS aufgebaut. Später erfolgten Spendensammlungen und Organisation von Galaveranstaltungen, dann verstärkt inhaltliche Mitarbeit, bis hin zu politischer Lobbyarbeit (Advocacy; siehe Kapitel 3.3).
- Vol9: Das Engagement erfolgt nach der Erkrankung von Familienmitgliedern, die Person hatte das Gefühl, ‚etwas geben zu wollen‘, sich zu engagieren.
- Vol10: Ein Beispiel für einen familiären Multiplikatoreffekt; eine engagierte Frau zieht die Familie mit in ehrenamtliche Aufgaben.
- Vol12: Wieder ein Beispiel für Ehrenamtskarriere über Dekaden und über Funktionen: Schon als Kind hat Vol12 Fundraising mit der Mutter für gemeinnützige Organisationen betrieben; nach späterer eigener Krebserkrankung hat Vol12 viele Funktionen bis hin zum Board übernommen.
- Vol13, Neuer Elected Head of the Board (national); der Kontakt zur ACS kam durch das Engagement der Frau zustande; in Folge wurde immer wieder Kompetenz und Sachverstand von Vol13 aktiv durch die ACS abgefragt und eingebunden.
- Vol14: Durch Krebsbetroffene im Freundeskreis kam Vol14 in Kontakt mit der ACS, auch hier erfolgte zu Anfang die Mithilfe bei Charity-Aktionen, später Teilnahme an Informationsveranstaltungen und eine Karriere bis hin zum Board.
- Prof9: Durch eigene Krebserkrankung („Survivor“) zum Volunteer geworden, zeigt sich an dieser Karriere exemplarisch die Durchlässigkeit, vom Ehren- in das Hauptamt zu wechseln. Mehrfach erhielt ich die Information, dass Arbeitslose sich ehrenamtlich in Organisationen engagieren, um ‚etwas Sinnvolles zu tun‘, die Arbeitsatmosphäre kennenzulernen und Jobmöglichkeiten zu erfassen.

Es ist gelungen, in den Interviews eine breite Alters- und Geschlechterfächerung zu erreichen (siehe Kapitel 6.2), im Folgenden zeigt dieses auf, dass sich Studienergebnisse in der Grundorientierung von Generationen<sup>950</sup> wiederholen lassen:

- 15-20 Jährigen „Ich-Bezug“,

---

<sup>950</sup> Ueltzhöffer 1996: 135

- 21-30 und 40-59 Jährige „Gestaltungswille“,
- 40-59 und 60-69 jährige „Helfen“ und
- 60-69 und 70+ „Pflichtbewusstsein“.

Als zentrale Motivation wird dargestellt, dass man dieser Krankheit nicht entgehen könne, entweder als Betroffener oder dadurch, dass man Betroffene kennt (Vol8: 40). Dabei wird auch das Geben und Nehmen abgewogen, in der Gesamtsumme habe man mehr bekommen, als man gegeben habe, dies sei eine beeindruckende Erfahrung (Vol8: 5).

### 6.3.1 Übernahme von ehrenamtlicher Leitung

Was führt nun bei der ACS zur Übernahme von ehrenamtlicher Leitungsfunktion? Die ACS setzt sich bewusst hohe messbare Ziele, greift aber auch den Spaß im Ehrenamt sowie die mit dem **Amt** verbundene **Ehre** auf.<sup>951</sup>

Ich zeige dies am Beispiel von Vol10: Die Dame hat ‚einfach so‘ mit dem Ehrenamt angefangen, bei Benefizveranstaltungen geholfen und über die Jahre weitere Aufgaben übernommen (Vol10: 4). Auch hier war ein Aufruf von befreundetem Krebskranken initial. (Vol10: 6) Der Mann wurde gleich mit involviert (Vol10: 8), erst danach hat sie mehr über die Arbeit der ACS erfahren (Vol10: Abs18). Die Familie wohnt in der ‚typischen Vorstadt, Menschen arbeiten in New York und schlafen in kleinerer Kommune (Vol10: 24). Das Engagement ist zeitlich sehr hoch (Vol10: 36 & 37).

Um eine Veranstaltung oder Kampagne ehrenamtlich zu leiten, wird eine umfangreiche Unterstützung benötigt: Die ganze Familie sei unmittelbar oder mittelbar involviert und müsse dies unterstützen (Vol10: 39). Die Ambivalenz zwischen Erfolg und Zurückstellen der Familie ist dabei augenfällig (Vol10: 46).

Eine Kommunikation mit der ACS findet bei der Leitung zwischen dem sogenannten Staff-Partner (hauptamtliche Person) und Committee statt. Für Ehrenamtliche sind die Ansprechlinien der ACS, besonders die Hotline, eine große Hilfe (hier am Beispiel zu Fragen der Gesundheitsreform (Vol10: 54 – 56). Die lokale Verknüpfung – sowohl im Fundraising als bei den Personen selbst – ist wichtig (Vol10: 68).

---

<sup>951</sup> American Cancer Society 2009: 2

Bei Vol12 hat das Volunteering als Fundraising schon als Kind begonnen (Vol12: 4). Durch Arbeit im Gesundheitswesen erfolgte eine konkrete Ansprache zur Mithilfe, die inzwischen 35 Jahre andauert (Vol12: 4-5). Das aktuelle Projekt, ein Camp für krebserkrankte Kinder, wird von Hauptamtlichen begleitet, die Durchführung ist aber komplett ehrenamtlich (Vol12: 10). Hauptamtliche sind dabei für das Budget zuständig (Vol12: 12). Auch in diesem Interview wird deutlich, dass Ehrenamtliche klare Kenntnisse über die Struktur der ACS – hier die Verwendung von Fundraisingerglösen für Forschung – haben (Vol12: 16 & 18). Durch die umfangreichen Zusammenschlüsse der Regionalgesellschaften hat es Änderungen in den Aufgaben der Ehrenamtlichen gegeben, gerade in den Aufsichtsgremien (Vol12: 28). Die aktuelle zeitliche Belastung sind 3-5 Termine pro Woche (Vol12: 33), die Erwartung sei, sich gut zu vernetzen (Vol12: 30). Für die meisten Ehrenamtlichen ist ein gesonderter Dank nicht wichtig, das Wichtigste sei zu wissen, die ‚richtige Arbeit zu tun.‘ Dabei sei es gut, so viele ‚gute Leute‘ kennenzulernen (Vol12: 35 & 37). Die Ehrenamtliche empfindet eine sehr enge Verbindung zur ACS, fühlt sich als Teil der Institution (Vol12: 41). Erst im Verlauf des Interviews wird klar, dass die Person selbst betroffen ist, dadurch vieles aus Sicht von Krebsbetroffenen bewerten kann (Vol12: 43). Unterschiedliche Rollen als Ehrenamtliche fielen einigen Ehrenamtlichen schwer (Vol12: 48 a & b). Die Ehrenamtlichen werden in Gremien geschult (Vol12: 50 & 52). Dabei herrscht ein großes Vertrauen untereinander (Vol12: 54). Die Interviewpartnerin hat ein hohes Verständnis von inhaltlicher Arbeit und differenzierter Sicht auf ihre Rollen (Vol12: 62).

Vol13 ist sehr lange aktiv; auch dieses hohe Gremienmitglied hat vor 35 Jahren begonnen, dies geschah anfangs durch Direktansprache, danach durch Übernahme verschiedener Aufgaben (Vol13: 3 & 5). Eine Direktansprache erfolgte durch professionelles ACS-Personal; man könne aber auch sagen, dass man eine Pause brauche (Vol13: 7). Aktuell ist die Person durch das hohe Amt jeden Tag eingebunden (Vol13: 13). Ein sehr wichtiger Schritt für die ACS war die Aufteilung der Gremien in Laien und Fachleute (Vol13: 19 & 21). Er und seine Frau sind beide berentet, haben mehr Zeit, und seine Frau begleitet ihn – auch auf Reisen – beim Ehrenamt (Vol13: 27a). Er bringt Fachwissen und Interesse in die Gremienarbeit ein (Vol13: 27 b & c). Der Ehrenamtliche erläutert und verteidigt den von der ACS vorgenommenen

Zentralisierungsprozess, dies sei nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen sinnvoll (Vol13: 29). Die Irritation sei bei Hauptamtlichen höher, da sie eher ökonomisch betroffen seien (Vol13: 31). Die Vergleichbarkeit der einzelnen Divisionen auf den Gebieten Öffentlichkeitsarbeit, Projekten und Finanzierung führt auch zu einer Best-Practice-Situation (Vol13: 33). Auch Spezialwissen sei aufgrund der Größe der ACS gesucht und erwünscht (Vol13: 35). Fast alle Ehrenamtlichen sind durch Krebs in der Familie mindestens mittelbar betroffen (Vol13, Abs38b; Vol9: 4). Ich führe hierzu unter Kapitel 6.12 noch aus. Die Ansprache erfolgt direkt durch die ACS, Personen lassen sich involvieren, übernehmen erneut Aufgaben und lernen dadurch auch die Ziele der Institution kennen (Vol13: 43). Vol13 plädiert dafür, die ACS ‚unpartisan‘ zu lassen, also keine überzogenen Forderungen an die Gesundheitspolitik zu stellen. Mehr Lobbyarbeit würde dem Spendenergebnis schaden (Vol13: 67).

Zwischenfazit: ‚Ehrenamtliche Leitung‘ und ‚Führung‘ sind nicht angeboren. Die relevanten Ehrenamtlichen sind selbst Krebsbetroffene oder haben entsprechende Angehörige. Aus dieser Motivation heraus treffen sie auf die Institution ACS und werden um Unterstützung und Übernahme von Ämtern gebeten. Auf die Ämter werden sie durch Hauptamtliche vorbereitet. Zur Umsetzung führe ich in Kapitel 6.9 aus.

### **6.3.2 Ehrenamt als Lebensaufgabe**

Lebensmotive sind fundamental und übergeordnet zu sehen: „Sie beschreiben alle wichtigen, von Menschen als intrinsisch wert- und sinnvoll erlebten Handlungen als Selbstzweck.“<sup>952</sup> Verdeckte Karrierepläne sind zu beachten: Was ist mit Menschen, die sich im Beruf nicht entfalten können und im Ehrenamt eine Parallelkarriere starten?<sup>953</sup> Die Lebensaufgabe kann sich auch stellen, wenn Rahmenbedingungen ‚fest‘ und Menschen in Perspektiven ‚gefangen‘ sind.

Der Ehrenamts-Lebenslauf von Vol8 zeigt die ganze Bandbreite, wie Personen in Kontakt zu einer Institution kommen und „bei ihr bleiben“, und dies in mehrfacher

---

<sup>952</sup> Fuchs, Huber 2005: 46

<sup>953</sup> Pankoke 2002: 274, auch: Nassehi 2008: 176

Hinsicht. Der Erstkontakt (2009 ist sie 76) war 1991, bei einer Erkrankung mit Brustkrebs. Der Kontakt zur ACS geschah durch Betroffene, die sogenannten ‚Navigators‘ (Vol8: 3). Einige Jahre danach kam selbst die Übernahme solcher Betreuungen (Vol8: 7a). Heute arbeitet sie ‚rund um die Uhr‘ als Ehrenamtliche: Als Ansprechperson für Betroffene, im Board von Manhattan, als Botschafterin (‚Ambassador‘ der Lobbyorganisation ACS-CAN (Vol8: 11). Die direkte Betreuung ist eine umfangreiche Arbeit, da es sich häufig um Patienten direkt nach einer OP handelt (Vol8: 19 & 23). Als Betroffene wurde sie ausdrücklich in ein Board berufen, weil sie selbst Krebsbetroffene war (Vol8: 28). Die Arbeit für ACS CAN hat ganz neue Aspekte ergeben: „And I was never a political person; all what I ever did was quick down the leaflet when it came to Election Day and that was eight periods. Now I can contact my legislators, I can talk to them, I can take meetings with them and to see the power of grass roots advocacy is so overwhelming.“ (Vol8: 36b). Die Motivation für die Arbeit kommt auch aus der Betroffenheit: “This disease it just – touches you, either slaps you at the side of your head as they say or touches you tangentially but ... you cannot escape it.”(Vol8: 40).

Als ‚Vounteer Coordinator‘ übernimmt sie spezielle, auch temporäre Aufgaben (Vol8: 46), die Familie unterstützt sie dabei auch ideell (Vol8: 50). In 2000 kam dann die Aufgabe bei der ACS-CAN dazu mit intensiver Kampagnenarbeit und Koordination (Vol8: 56 a & b). Für die einzelnen Aufgabenbereiche gibt es hauptamtliche Unterstützer und Begleiter (Vol8: 80).

Zwischenfazit: Wie der Lebenslauf von Vol8, aber auch viele andere verbale Bestätigungen zeigen, ist in der Institution ein langes, wenn nicht gar lebens-langes Ehrenamt möglich. Ausgehend von Betroffenheit und der Übernahme ‚typischer‘ Aufgaben im Bereich Information und Fundraising ist eine Entwicklung bis hin zu sehr politischen und speziellen Themen und Aufgaben möglich. Als Gegenseite ist hier zu sehen, dass Menschen über Jahrzehnte involviert sind und eine Institution auch von innen prägen. Dabei kann es zu Über-Engagement kommen, einem Nicht-Loslassen von inhaltlichen Positionen und Posten.



### 6.3.3 Ehrenamt verknüpft mit eigenen Lebensbezügen

Um die Motivlage von Ehrenamtlichen zu ermitteln, ist in der Abfrage der biografische Bezug unerlässlich und hat sich in dieser Untersuchung als sehr tragfähig erwiesen. Ich widerspreche hier ausdrücklich Meuser und Nagel,<sup>954</sup> die in Experteninterviews lediglich den Funktionsbezug abgefragt wissen wollen. Aus dem Kreis der interviewten Ehrenamtlichen lassen sich eine Reihe kontrastierender, einmaliger Lebensläufe darstellen.<sup>955</sup>

Zur konkreten Untersuchung: Familien müssen Ehrenamtliche bei ihrer Arbeit unterstützen, die Aufgabe begleiten; damit sind sie aber selbst – mindestens mittelbar – einbezogen (Vol4: 29b, auch Vol5: 7). Dies ist aus der Untersuchung als durchgängiges Unterstützungsmuster abzuleiten. Auch hier liegt das Motiv des Ehrenamts häufig in einer Krebserkrankung innerhalb der Familie. Betroffene selbst wenden sich regelmäßig an die ACS, ohne dass ‚sie gefragt werden‘ (Vol11: 7; auch Prof1: 99): Viele Menschen bleiben Jahrzehnte ehrenamtlich tätig. Auch Vol5 war selbst betroffen (Vol5: 3a, siehe auch Vol10: 8). Es erfolgte eine Ausbildung zum ‚Patient Navigator‘ (Vol5: 3b), um konkrete Hilfe, Fahrdienste und psychologische Hilfe zu leisten (Vol5: 3c). In Kliniken sei viel Überzeugungsarbeit zu leisten, es gäbe viel Widerstand im medizinischen Bereich gegen die ‚Navigators‘ (Vol5: 9a & b), die Rolle der Ehrenamtlichen innerhalb und außerhalb der Organisation selbst muss also immer wieder gefunden werden (Vol5: 21). Zu den Krebsbetroffenen gäbe es einen guten Zugang (Vol5: 17). Auch das Fundraising bleibt eine wichtige Aufgabe. Vol5 hat Zeit und nimmt sich die Zeit, intensiv Ehrenamt zu betreiben, die Kinder seien aus dem Haus (Vol5: 38). Die Direktansprache, Hotlines für Patienten, Broschüren und Navigatoren schaffen ein umfangreiches praktisches Angebot (Vol5: 43), die Arbeit wird von Vol5 als intensive emotionale Arbeit bezeichnet (Vol5: 56).

Bei Vol9 war der Tod einer Freundin initial (Vol9: 28, auch Vol4: 3). Auf Nachfrage bekam sie die Aufgabe eines Ehrenamtskoordinators (Vol9, Abs4). Die Einsatzzeiten variierten sehr stark (Vol9: 28). In die Lodges (Angehörigenwohnungen) kommen Patienten häufig mit Unterstützern („Care Givers“), dazu wird das Angebot von

---

<sup>954</sup> Meuser, Nagel 2005: 264

<sup>955</sup> Schaeffer, Moers 2004: 37

mindestens vier bis fünf Ehrenamtlichen flankiert (Vol9: 44 & 46). Auch hier wird wie so häufig das Motiv genannt: ‚Familie bzw. Freunde sind betroffen, ich will etwas tun‘ (Vol9: 60). Dabei wird den Interessenten am Ehrenamt ein Portfolio an Aufgaben angeboten, ihre Interessen und Prioritäten werden erfragt (Vol9: 75 & 77).

Bei Vol14 geht das Ehrenamt in das 16. Jahr des Engagements (Vol14: 4). Auch hier war wieder die Erkrankung eines Freundes initial für eine Teilnahme an einer Ein-Tages-Veranstaltung (Vol14: 6). Nach und nach erfolgte die Übernahme weiterer Aufgaben (Vol14: 8). Aufgrund beruflicher Schwerpunkte und Interessen erfolgte vor sechs Jahren eine Direktansprache durch die ACS, seitdem ist Vol14 Board-Mitglied (Vol14: 10). Es ist eine vielschichtige, anspruchsvolle und zeitlich herausfordernde Aufgabe, die Vol14 immer noch mit Freude macht (Vol14: 12 & 70). Es wird weiter gemeinsam gelernt, und Vol14 lernt weiter dazu – so weit, dass auch Anregungen für die eigene Arbeit dabei herauskommen (Vol14: 23 & 25). Vol14 formuliert: „One of the reason I think, that keeps me involved to American Cancer Society is that there is always room for me to grow“ (Vol6: 29). In jedem Fall erhält man regelmäßig Dank (Vol14: 44 & 46): „You actually feel like you being part of the change and improvement.“ Die Zusammenarbeit mit Staff-Partnern läuft sehr gut (Vol14: 59, Abs59). Durch die konsequente Einbeziehung von Betroffenen („Survivors“) kommt in der Arbeit und Programmatik deren spezielle Sichtweise zum Tragen (Vol14: 61).

Vol5 berichtet ausführlich, wie Betroffene auf ihre neue Rolle als ‚Navigator‘ vorbereitet werden – fachlich mit Information über die Programme, inhaltlich, um die ACS durch Personen visibel zu machen (Vol5: 3b).

Zwischenfazit: Huinink weist auf Dahrendorf hin, wonach soziale Rollen bestimmt sind zum einen durch die gesellschaftlichen Ansprüche an die Rolle („Rollenverhalten“) und zum zweiten durch das Aussehen und den ‚Charakter‘ („Rollenattribute“).<sup>956</sup> Nimmt man eine Rekrutierung von Ehrenamtlichen orientiert an deren Wünschen vor, schafft genau dies die Möglichkeit, mit Freiraum und ohne in dem Verband ‚aufzugehen‘ –

---

<sup>956</sup> Huinink 2005: 51 verweist hier explizit auf Dahrendorf 1974: 44

zeitlich begrenzt und durchaus mit Eigennutz – anderen zu helfen.<sup>957</sup> Passen Engagement und Biografie als ‚biografische Passung‘, erfolgt auch ein Engagement.<sup>958</sup>

#### 6.3.4 Jugendliches Engagement

Jugendliche Aktivität geschieht immer im persönlichen Lebensumfeld. Dabei zeigt sich, dass schon die Hälfte aller Freiwilligen ihr Ehrenamt mit unter 20 Jahren angetreten haben.<sup>959</sup> Ältere befragte Ehrenamtliche sprechen von ‚Passion‘ und ‚Hingabe‘ beim Engagementlevel gerade junger Ehrenamtlicher (Vol8: 42). Ein Beispiel mag dies verdeutlichen:

Vol6 steht für ein biografisch frühes Engagement: Wie häufig ist initial eine Erkrankung im Freundeskreis und Teilnahme an einem RFL Event (Relay for Life; Benefiz- und Informationsveranstaltung) (Vol6: 3). Dies hat Vol6 selbst unter vielen, auch mit der ACS konkurrierenden Ehrenamtsmöglichkeiten ausgesucht (Vol6: 5). Das Engagement ist hoch und beträgt 10 bis 15 Stunden in der Woche, vor den Veranstaltungen auch 20 bis 25 Stunden (Vol6: 19); in der Abwägung verzichtet Vol6 auch einmal auf Partys (Vol6: 51). Die Ehrenamtlichen informieren sich über ACS Themen, denn sie werden als deren Vertreter auch dazu befragt. Dabei geht es auch um die Mittelverwendung, die konkreten Projekte in der Kommune (Vol6: 37 & 39). Auch hier greift wieder die Vernetzung von Haupt- und Ehrenamt. Es gibt übergeordnete Komitees für Projekte (hier ‚Relay for Life, RFL) mit hauptamtlicher Begleitung (Vol6: 60). Es liegen umfangreiche Erfahrungen mit anderen Ehrenamtsarbeiten vor (Vol6: 72). Es herrscht rege Kommunikation im Austausch über Kampagnenarbeit, im Sinn eines Best-Practice (Vol6: 107). Besonders hebt Vol6 die Bereitschaft der Institution ACS hervor, sich auf die Bedürfnisse von Ehrenamtlichen einzustellen (Vol6: 109). Die Danksagung an Helfer und Teams spielt eine große Rolle (Vol6: 87). Auf spontane Nachfrage kann Vol6 direkt und druckreif ein Statement abgeben über Sinn und Zweck der Arbeit der ACS (Vol6: 99 & 101).

Eine Besonderheit der ACS wird an Vol6 deutlich: Vol6 wechselt vom College auf die High School und wird dort weiter in einem regionalen Komitee mitarbeiten. Durch ein sehr strukturiertes Programm werden die Studenten begleitet und bleiben so im

---

<sup>957</sup> Zimmer, Villain 2005: 117

<sup>958</sup> Zimmer, Villain 2005: 109

<sup>959</sup> Picot 2001: 198 f.

wahren Wortsinn der ACS ‚erhalten‘ (Vol6: 96). Sie kann sich einen Übergang in eine feste hauptamtliche Position bei der ACS gut vorstellen (siehe dazu Kapitel 6.3.6), daneben auch bei weiteren Institutionen im Bereich Ehrenamt (Vol6: 78).

### 6.3.5 Seniorenengagement

Die unter Kapitel 6.3.1 (Vol13) und Kapitel 6.3.2 (Vol8) genannten Ehrenamtlichen sind gute Beispiele für Seniorenengagement. Bei diesen lange Zeit und in mehreren Feldern engagierten Menschen ist immer genau zu betrachten, ob das vielfältige Engagement anders gelagerte (persönliche) Probleme überspielen soll und es hier auch um ‚Kontrolle‘ und ‚nicht abgeben können‘ geht.

### 6.3.6 Wechsel zwischen Ehren- und Hauptamt

Gallas hat in einer umfangreichen Arbeit über ehrenamtliche Arbeitslose nachgewiesen, dass Arbeitsloseninitiativen ohne Hauptamtliche keine Kontinuität (die Menschen gehen idealerweise wieder arbeiten) und Durchsetzungsfähigkeit besitzen.<sup>960</sup> Seine Untersuchung hat auch aufgezeigt, dass Projektleiter de facto immer Hauptamtliche waren und Leitlinienkompetenz besaßen.<sup>961</sup>

Die hier durchgeführte Untersuchung hat folgende Aspekte aufgezeigt:

- Selbsthilfetätigkeit wird eventuell nach eigener Heilung wieder aufgegeben,
- in wirtschaftlich schweren Zeiten gibt es Ehrenamtliche, die de facto ein unbezahltes Praktikum absolvieren, um sich so der Institution intern vorzustellen.

Prof9 hat als Ehrenamtlicher angefangen und ist nun hauptamtlich tätig (Prof9: 3). Der Kontakt kam auch hier durch eine eigene Erkrankung (Prof9: 5). Er ist sofort auf die ACS gestoßen, einer Institution mit hoher Reputation, hochvisibel und mit vielen nützlichen Informationen (Prof9: 7). Nach eigener Behandlung erfolgte die Übernahme ehrenamtlicher Tätigkeiten (Prof9: 9). Es besteht ein klares Verständnis, Geld zu sammeln, damit Forschung betrieben werden kann (Prof9: 21a). Der Wechsel von eigener Selbständigkeit, Erkrankung und dann Arbeit für ACS war ‚lebensverändernd‘ (Prof9: 23), verbunden mit hoher Identifikation und Arbeitsbelastung (Prof9: 25 & 27).

---

<sup>960</sup> Gallas 1994: 504 f.

<sup>961</sup> Gallas 1994: 546

Der Fokus, gute Arbeit zu leisten und Geld zu verdienen, verändert sich zugunsten der Hilfe für andere (Prof9: 47).

Prof9 arbeitet an einer Schnittstelle von Organisation, Fundraising, aber auch Training für Ehrenamtliche (sog. ‚Counterpart‘, Verbindung von Institution und Ehrenamtlichen) (Prof9: 67) Prof9 bezeichnet die ACS wie folgt: “I think that the American Cancer Society - I think that we are a very much volunteer driven organization. Without our volunteers we could not achieve – we could only do a very small percentage of all we can.”(Prof9: 73). Die sozialpolitische Rolle wird auch deutlich: “We are at the forefront of the healthcare access.(Prof9: 77). Die von mir als Spaltung wahrgenommene Frage der Krankenversicherung sieht er als organisatorische Frage, wie das zu organisieren und zu finanzieren sei – nicht als systemische „Ob“-Frage (Prof9: 81). (Siehe dazu weiter Kapitel 6.11).

Zwischenfazit: Es ergeben sich mehrere Modelle wie in diesem Beispiel: aus eigener Betroffenheit erwächst Ehrenamt, es erfolgt ein Wechsel in das Hauptamt: Es gibt eine Durchlässigkeit im System; viele Arbeitslose engagierten sich zum Untersuchungszeitraum ehrenamtlich, um „etwas Sinnvolles zu tun“ und „job opportunities“ zu erfassen. Das Engagement ist inhaltlich, aber auch zeitlich extrem hoch (Vol10: 36) Der Aspekt des Helfens ist eine hohe Antriebsfeder (Vol 11: 13).

### **6.3.7 Temporäre Mitarbeit**

McKee/McKee kritisieren den Fokus von Institutionen auf die Gewinnung langfristiger Ehrenamtlicher: dies sei kontraproduktiv, eine momentane Ablehnung von Aufgaben sei nicht automatisch ein dauerhaftes ‚Nein.<sup>962</sup> Immer weniger Menschen hätten Zeit und Interesse, eine ‚Ochsentour‘ durch die Gremien anzustellen. Dies führe zu einer negativen Selektion, da immer mehr mobile und motivierte Leistungsträger für die Institution nicht zur Verfügung stünden.<sup>963</sup> Es ändern sich sowohl die räumlichen

---

<sup>962</sup> McKee, McKee 2008: 39-42

<sup>963</sup> Zimmer, Villain 2005: 108

Bezüge – hin zu Nachbarschaftsräumen – als auch die temporären Bezüge.<sup>964</sup> Es ist Aufgabe Hauptamtlicher, diese Aspekte aufzugreifen.<sup>965</sup>

Die Untersuchung hat hierzu relevante Aspekte der ACS aufgezeigt:

- Es werden ausdrücklich temporäre Ehrenamtliche akzeptiert, das temporäre Ehrenamt wird ausdrücklich gefördert (Vol4: 56). Gerade aus der temporären Mitarbeit ergeben sich dann viele Ehrenamtskarrieren, die über Jahrzehnte dauern (siehe dazu Kapitel VII).
- Ein schwankender Einsatz je nach persönlicher Verfügbarkeit wird ausdrücklich akzeptiert (Vol13).
- Durch über 3 Millionen Ehrenamtliche gibt es auch verschiedene Sonderaufgaben, die sie übernehmen können. Die Institution ACS wird dadurch noch attraktiver.

#### **6.4 Mission, Mission Statement,<sup>966</sup> Vertrauen in Institutionen**

Die in diesem Kapitel verwandten Kategorien ‚Identifikation‘, ‚Mission, Ziele‘, ‚Persönliche Motivation‘, ‚Teilhabe‘, ‚Entwicklungsmöglichkeiten‘, ‚Inklusion‘, und ‚Vertrauen‘ sind der Auswertungstabelle in Kapitel VII entnommen.

Konkurrenz und Aggressivität bestimmen politische Kultur und Institutionen in den USA.<sup>967</sup> Dies gilt auch für Ehrenamtsorganisationen in den USA, wie mir in zahlreichen Interviews immer wieder bestätigt wurde. Die ACS tritt mit dem Slogan „A world with less cancer and more birthdays“<sup>968</sup> an. Die Suche orientierte sich dabei an der Suche nach aktionsfähigen Mottos, nicht an Programmnamen.<sup>969</sup> Die ACS arbeitet stark an einer Markenbildung; bestehende Kampagnen werden im Sinn einer Untermarke unter dem Label ACS subsummiert. 90% der Bevölkerung kennen die Marke ACS.<sup>970</sup> Die ACS hat in einem langen Prozess einen hohen Anteil für Forschungsförderung festgelegt, der vor allem national vergeben und intensiv in der Spendenwerbung aufgegriffen

---

<sup>964</sup> Lösche 2007: 128

<sup>965</sup> Paulwitz 1988: 71

<sup>966</sup> Diese Originalbegriffe der ACS habe ich hier weiter verwandt.

<sup>967</sup> Gellner 1995: 60

<sup>968</sup> American Cancer Society 2010: 3

<sup>969</sup> American Cancer Society 2009b: 19

<sup>970</sup> American Cancer Society 2009b: 3, 5

wird. Diese Forschungsförderung wird auch am meisten wahrgenommen.<sup>971</sup> (Prof1: 71).

Die Überzeugung, dass die Organisation gute Arbeit macht, Hilfe leistet, sich in der Arbeit verbessert, dazu genaues Wissen über die Aufgaben und Ziele der Institution führt zu Übereinstimmung mit der Mission (Vol15\_ 15 & 27). Da jede Person direkt oder mittelbar von Krebs betroffen ist, sind die Ziele einleuchtend (Vol10: 66).

Das PR-Bild wurde offensichtlich zentral entwickelt und auch so kommuniziert; bei meinen Besuchen in 2004 und 2009 bei der ACS konnten mir selbst Ehrenamtliche sagen, wofür die Institution steht, was sie macht, wie sie es macht, warum und wofür sie Spenden braucht, und was ihre Rolle (die der Ehrenamtlichen) dabei ist – dies ließ sich offensichtlich top down kommunizieren (Vol3, Abs23, Vo12, Abs30). Wichtig sei, belastbare und verlässliche Informationen bereitzustellen (Prof1: 71).

Aus professioneller Sicht wird eine Mission als konkretes Ziel der Institution deutlich hervorgehoben, zusammen könne so daran gearbeitet werden. Dies unterscheidet die ACS auch stark von anderen NPO (Prof2: 9 dazu auch Prof21: 45). Die Menschen blieben auch sehr lange dem Ehrenamt verbunden (Prof2: 63).

Die Bildung von Vertrauen geschieht durch mehrere Einflüsse, nie durch einen Faktor allein.<sup>972</sup> Die Arbeit der ACS ist gekennzeichnet durch ein sehr starkes Vertrauen in die Arbeit der Ehrenamtlichen (Prof24: 38). Vertrauen bildet sich durch psychische und soziale Einflüsse, Vertrauen entsteht nicht ‚einfach so‘, sondern durch aktives Handeln; dies gilt auch für Institutionen.<sup>973</sup> Einen besonderen Hebel sehe ich in dem Vertrauen, das Betroffene der ACS entgegenbringen. Dieses Vertrauen führt später zu Engagement für die Institution (Prof2: 63 & 69; Prof15: 55; Prof17: 59).

Die Ehrenamtlichen die nicht nach Fähigkeiten, sondern nach Motivation ausgewählt wurden, sind die besten in Fundraising und Patientenservice (Prof21, Abs22). Unabhängig von Region und Funktion wurde die Einschätzung bejaht, dass die Institution mit- und voneinander lernt.

Aus den konkreten Hilfsangeboten und Informationsdiensten ergibt sich ein hohes Verständnis der Wirksamkeit und der anwaltlichen Aufgabe der ACS (Vol4: 12; Vol12:

---

<sup>971</sup> American Cancer Society 2009b: 13

<sup>972</sup> Luhmann 2009: 4 f.

<sup>973</sup> Schweer, Thies 2003: 3

62, ähnlich auch Vol15: 15 & 37; Prof2: 69). Die ACS ist nach einer Studie<sup>974</sup> die Krebsinstitution, der am meisten vertraut wird. Die ACS hat die höchste Reputation, noch vor Institutionen wie der Komen-Stiftung und der Lance-Armstrong-Stiftung.<sup>975</sup> Die ACS ist die erste Institution, an die Menschen in den USA beim Thema Krebs denken (Vol5: 23). Dies ist von hohem Gewicht insbesondere bei der Krebsinformation (Prof3, Abs47). Auch im Innenverhältnis spielt der Begriff eine große Rolle. Die Untersuchung hat Anzeichen von hohem Vertrauen aufgezeigt, aber auch – angesichts der Interviewsituation (wirtschaftliche Situation, Kündigungen) – gegenläufige Tendenzen. Gerade da viele Aufgaben ehrenamtlich absolviert werden, wurde der Begriff in diesem Zusammenhang häufig verwendet. Eine hohe Identifikation mit einer Institution schafft auch ein hohes Maß an Kontrolle durch die Institution.<sup>976</sup> Motivation und Begeisterungsfähigkeit sind somit auch Machtressourcen.<sup>977</sup>

Ehrenamtliche müssen eine Arbeit nicht machen, sie wollen es (Prof2: 67; Vol7: 13; Vol11: 7). Das Arbeiten ‚Community based‘ zieht sich als roter Faden durch die Arbeit der ACS. Ehrenamtliche achten darauf, lokale Projekte zu begleiten, in der Arbeit werden regionale Besonderheiten beachtet (Vol3: 27; Vol2: 136 & 138; Vol12: 39; Prof1: 31).

Die ACS schafft ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Das Gefühl zu haben, Teil einer Bewegung und einer Verbesserung (‚improvement‘) zu sein, ist von hoher Bedeutung (Vol14: 46; Vol5: 11; Vol15: 23). Ehrenamtliche sind dabei auch Multiplikatoren (Vol13: 29c). Stolz und Spaß auf und an der Arbeit werden ebenfalls genannt (Prof10: 82; Vol14: 38; Prof1: 43; Prof2: 27; Prof3: 35 & 37).

Auf die Frage nach dem ‚Wie‘ erhielt ich in Interviews und bilateralen Gesprächen immer wieder den Hinweis auf ‚Dank an die Beteiligten‘: Dies gelte für Ehrenamtliche und Hauptamtliche (Prof2; Prof3: 13) gleichermaßen. Letztere würden für nicht zu hohe Gehälter eine hohe Arbeitslast auf sich nehmen.

---

<sup>974</sup> Simons, Rosenberg et al. 2008

<sup>975</sup> American Cancer Society 2009b: 15

<sup>976</sup> Coleman, Sukale 1992: 249

<sup>977</sup> Lösche 2007: 80



## 6.5 Gesundheitsziele durch Institutionen

Die Beantwortung dieser Rubrik fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VII, Kategorien sind hier ‚Werte‘, ‚Strategie‘, ‚Vision‘, ‚Forschungsförderung‘, ‚PR‘, ‚Regionale Kontakte‘, ‚Überregionale Kontakte‘, ‚Hauptaugenmerk‘, ‚Gesundheitsziele‘, ‚Gesundheitspolitik‘.

Gesundheitsziele sind immer auch politische Ziele. Politische Vorschläge durchlaufen zuerst einen Filter des ‚Machbaren‘, bevor sie auf einer Sachebene diskutiert werden können. Gute (institutionelle) Politik muss also lernen, diesen Filter zu überwinden.<sup>978</sup>

In der Außendarstellung der ACS fällt zuerst die Positionierung als ‚Marke‘ auf: „Brand Mission: What is our goal? We’re here to eliminate cancer as a major health problem.“<sup>979</sup> In dieser Form ist es kein messbares Ziel, wird aber konkreter mit strategischen Zielen:

"[...]

- Reduce the age-adjusted cancer mortality rate by 50 percent.
- Reduce the age-adjusted cancer incidence rate by 25 percent.
- Measurably improve quality of life (physical, psychological, social, and spiritual) [...]"<sup>980</sup>

Prof7 beschreibt es als Kombination aus Forschung, Kommunikation und Beziehungsmanagement (Prof7: 48). Selbst die Deutsche Krebsgesellschaft DKG verweist ausdrücklich auf die Gesundheitsziele des National Cancer Institute der USA (NCI) und der ACS. Die DKG betont die Gewichtung der ACS für bestimmte Entitäten.<sup>981</sup>

Die Wortwahl ist ungewöhnlich und sicher dem kompetitiven Gesundheitssystem (siehe Kapitel 3.1) geschuldet:

- Ein ‚Fight for Cancer‘ wurde vom damaligen Präsidenten Nixon in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgerufen (Prof5, Abs11).
- Der ‚Kampf gegen Krebs‘ wird als ‚noble Aufgabe‘ gesehen, dieser Ansatz ist sehr normativ.

<sup>978</sup> Lamping 2006: 24 f.

<sup>979</sup> American Cancer Society 2009d: 16

<sup>980</sup> American Cancer Society 2009a: 14, siehe auch Simons, Rosenberg 2008: 4

<sup>981</sup> DKG Deutsche Krebsgesellschaft 2009: 9 f.

- ‚Kampf gegen den Krebs, bis es eine Lösung („Cure“) gibt‘. Mit einem so offensiven Motto wird man Player in der Gesundheitslandschaft (Prof15: 82; Prof9: 17, Prof5: 17).
- Breite Akzeptanz von Forschungsförderung, gekoppelt mit der Forderung nach ‚access‘ ‚Zugang‘ [zu Untersuchung und Behandlung] (Vol4: 74).

Die Debatte berücksichtigt dabei die amerikanischen Verhältnisse; die ACS will Mechanismen unterstützen, die zu besseren Bedingungen bei den (individuellen) Krankenversicherungen führen (Vol3: 62). Prof24 wird noch deutlicher: Auch wenn vielen die Neuausrichtung nicht gefällt, nützen doch all die Forschungsergebnisse nichts, wenn den Menschen ein Zugang zu der Umsetzung verwehrt wird (Prof24: 52). Der Fokus muss dabei auf den Bevölkerungsgruppen liegen, die unterversichert sind und über eine hohe Krebsbelastung verfügen (Prof24: 54).

Die ACS tritt als aktiver Partner im Gesundheitssystem auf. Für die Kampagne „Access to care“ sind Hausärzte sogenannte Key-Partner.<sup>982</sup> Prof22 (Prof22, Abs11) betont die Evidenzbasierung und die hohe Akzeptanz von Daten; dies ist nach meiner Auffassung in Deutschland in der Form nicht vermittelbar. Die ACS begründet so auch ihr hohes Volumen in der Forschungsförderung. Auch hier ist die Wortwahl für Europäer ungewöhnlich: ‚Investing money, get saving lifes‘ (Prof3: 7). Da es für junge Forscher zu Beginn extrem schwierig ist, Fördergelder zu erhalten, konzentriert sich die ACS auf deren Förderung (Vol14: 19).

Mittelbar und unmittelbar kam aus vielen Interviews zum Tragen: Die ACS führt eine ambivalente Auseinandersetzung um die Positionierung, die vielen NGO eigen ist: Ist die ACS Grassroot-Organisation oder zentraler Verband. Vol13 (Vol13: 29c) beschreibt sehr anschaulich, wie die Reduzierung ineffizienter hauptamtlicher Arbeit zu einem Erstarren der ehrenamtlichen Arbeit geführt hat. Immer wieder wird der lokale Bezug hervorgehoben: „I think the fact, we are community based and should never be in the board continued to talk about, we should never forget about our work really happens not in Atlanta or in New York or in Dallas; our work really happens on the street in our local hometown. That is where our grassroots is, what is critical for us“ (Vol2: 138; Prof2: 71).

---

<sup>982</sup> Simons, Rosenberg 2008: 14

Der Konflikt berührt auch die Abstimmung zwischen Kampagnenarbeit und direkter Hilfe. Die direkte Hilfe, das Aufzeigen von Möglichkeiten und Chancen durch die ‚Patient Navigators‘ wird weiter für wichtig gehalten (Vol11, Abs13). Informationskampagnen werden top-down von der Zentrale auf die Divisions und dann die lokalen Communities heruntergebrochen; dies gilt auch für ehrgeizige Spendenziele.

Simons und Rosenberg zitieren den auch von mir interviewten CEO John Seffrin wie folgt: "We have gone from a wonderful cancer care organization that raised money for research and services to a major health organization that is called upon for national policy expertise and follow-through"<sup>983</sup>.

Prof14 beschreibt anhand der aktuellen Strategiedebatte, dass der Top-Down-Prozess zu einer klaren Rollendefinition geführt hat (‘Leadership roles‘), woraus sich Arbeitsprioritäten entwickelt haben: Information, Lebensqualität, Forschung, Prävention, Früherkennung. Dieser Fokus werde geteilt, darüber hinausgehende Positionen werden nicht weiter verfolgt (Prof14: 77).

Die Aufteilung der Erlöse mit einem hohen Anteil für die Zentrale scheint Konsens. Die ACS hat sich von einem Forschungsförderer und Hilfeanbieter zu einer Organisation für Gesundheitspolitik und Lobby erweitert. Durch messbare Gesundheitsziele und das Anbieten von Früherkennung und Information insbesondere in Einwandererschichten (Latinos, Chinesen) sollen Disparitäten in den Ethnien messbar reduziert werden.

Die ACS ist über ihre Lobbyorganisation in der Politik sehr bekannt und wohl vernetzt, sie kann als gesundheitspolitischer Akteur betrachtet werden. Der Wandel von einer Hilfs- zu einer Lobbyorganisation wurde in der Öffentlichkeit unterschiedlich wahrgenommen, es gab Stimmen, die die ACS als ‚zu politisch‘ beschrieben. Nur eine klare Vision und Kommunikation könnten dem entgegenwirken (Prof22: 9).

## **6.6 Trennung in Non-Profit und Lobby**

Die Beantwortung dieser Rubrik fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VII, die Kategorie ist hier ‚Lobbythemen.‘

---

<sup>983</sup> Simons, Rosenberg 2008: 12

Die Sektion 501 (c) (3) des Internal Revenue Service legt steuerlich fest, dass nur gemeinnützig tätige Institutionen eine steuerliche Befreiung erhalten, Lobbyarbeit darf ausdrücklich nicht substantieller Teil der Arbeit sein. Eine gemeinnützige c3-Gesellschaft darf maximal 5 Prozent ihrer Ausgaben für Lobbyarbeit tätigen, eine c4-Organisation wie die ACS-CAN hat hier keine Limitierung. Diese Trennung hat die ACS umgesetzt.<sup>984</sup> Dabei tritt die ACS-CAN (Cancer Action Network) mit folgenden Grundsätzen auf:

- keine Partisanentaktik,
- keine Unterstützung politischer Kandidaten,
- keine finanzielle Unterstützung politischer Kandidaten,
- keine Bildung von ‚PAC‘ (political action committee).<sup>985</sup>

Die ACS als Stammorganisation dagegen verknüpft Hilfe, Handeln und Information wie folgt:

„- Stay well

- get well
- research
- encouraging Lawmaker to fight cancer.“<sup>986</sup>

Interessenaggregation und –artikulation findet in den USA stärker durch Interessenverbände und Medien als durch Parteien statt.<sup>987</sup> Der Hebel liegt lt. Gellner darin, Politik und Medien mit Orientierungswissen zu versorgen.<sup>988</sup> Politik geschieht durch Auseinandersetzung und Konflikt, die Akteure ringen um sozialen und politischen Einfluss.<sup>989</sup> Gellner weist darauf hin, dass das Agenda-Setting durch die andere Konstruktion der Verbände in den USA von zentraler Bedeutung ist. Das System in Deutschland ergibt hierfür keine Notwendigkeit.<sup>990</sup>

Die ACS ist in einem sehr wettbewerblich orientierten Umfeld tätig, Interviewpartner benannten bis zu 30 Institutionen, die auf dem Arbeitsgebiet der ACS und mit den gleichen Mitteln tätig seien. Die ACS wiederum sei die einzige, die ein dermaßen

---

<sup>984</sup> Simons, Rosenberg 2008: 14

<sup>985</sup> Simons, Rosenberg 2008: 14 f.

<sup>986</sup> American Cancer Society 2009: 21

<sup>987</sup> Gellner 1995: 48

<sup>988</sup> Gellner 1995: 43

<sup>989</sup> Pregernig 2005: 276

<sup>990</sup> Gellner 1995: 57 f.

breites Spektrum anbiete, die anderen Institutionen seien in der Regel Nischen- oder Spezialverbände.

Es ist eine Ausweitung der kommunalen Demokratie zu beobachten.<sup>991</sup> Die Reaktion der ACS darauf ist eine rechtliche Trennung in die Bereiche ‚Gemeinnützigkeit‘ und ‚Lobby.‘ Hinter dieser Umsetzung verbirgt sich nicht nur eine Umsetzung des amerikanischen Steuerrechts, sondern auch eine Strategie: Eine soziale Institution wird zu einer politischen Institution. Der Lobbyeinsatz greift auch lokal, Ehrenamtliche werden auf hohem Niveau ausgebildet, Ehrenamtliche werden ausgebildet und auf allen Ebenen eingesetzt. Lokal geschieht dies durch abgestimmte Kampagnenkalender mit Aktionen an bestimmten Tagen in jeder Region, zum Beispiel der Kampagne „25th hour.“<sup>992</sup>

Krebs ist – ähnlich wie in Europa – regional oder kulturell weiterhin ein bedingtes Tabu. Gerade Ehrenamtliche und Sozialarbeiter ‚vor Ort‘ wünschen sich einen deutlich höheren Anteil an direkten medizinischen und sozialen Hilfen, während die Zentrale verstärkt auf nationale und auch internationale Lobbythemen setzt.

Die Konsolidierung von mehreren Dutzend auf 13 Divisionen war aus Sicht der ‚Marke‘ sinnvoll, Befürchtungen wurden aber laut, dass die lokalen Initiativen nicht berücksichtigt werden könnten.<sup>993</sup> Für eine konservative Institution war diese Strategie schwierig, aber richtungsweisend: Alle relevanten Institutionen, darunter die ACS CAN, wurden zur Diskussion des AHIP (America’s Health Insurance Plan) eingeladen.<sup>994</sup>

Als großen Lobbyerfolg sieht die ACS insbesondere die Erfolge der Tabakkampagne (Aufklärung, Steuererhöhungen und Vertriebsbeschränkungen, „Schockbilder“) in dem Tabakland USA.<sup>995</sup>

Dieser offene Umgang mit Lobby – eben durch die klare Trennung – ist in Deutschland nicht gegeben. Lobby ist in Deutschland geheimnisumwittert und wird nicht auf einer (offenen) politischen Bühne ausgetragen.<sup>996</sup>

Helmbrecht weist auf das auch von Putnam benannten Dilemma hin: Es gibt eine horizontale Vernetzung mit gesellschaftlicher Vertrauensbildung, während

---

<sup>991</sup> Zimmer 2000: 39

<sup>992</sup> American Cancer Society 2008

<sup>993</sup> Simons, Rosenberg 2008: 7

<sup>994</sup> Simons, Rosenberg 2008: 12 f.

<sup>995</sup> ACS CAN Cancer Action Network / American Cancer Society o.J. 1

<sup>996</sup> Lösche 2007: 82 & 11

Verbandseliten mit politischen Akteuren eine außerparlamentarische Abstimmung vornehmen.<sup>997</sup> Die Agenturtheorie, nach der der Klient (Prinzipal) Macht an den Berater (Agent) gibt, zeigt dies auf: Der Agent kann die Macht gegen den Prinzipal richten.<sup>998</sup>

Was führt zur Handlung: Als fördernd wird eine kongruente Zielplanung genannt (Vo3: 39a; Prof10: 70). Die Vertreter der ACS CAN, die sogenannten ehrenamtlichen ‚Ambassadors‘, sind in die Planung eingebunden (Vol8: 56).

Die Ehrenamtlichen haben umfangreiche Kenntnisse über gesundheitspolitische Themen (Vol10: 54 & 56). Die einzelne regionale Division kann Kampagnen auch lokal planen und umsetzen, wenn die gemeinsamen Standards (siehe Kapitel 4) erfüllt sind (Prof1: 33; Prof6: 88; Prof7: 67). Aus Sicht der Ehrenamtlichen soll die ACS selbst im Zentrum stehen, hier zeigt sich der Widerspruch im Verhältnis bottom-up und top-down (Vol13: 73).

## 6.7 Werte, Regeln und Meinungsbildung

Die Beantwortung dieser Rubrik fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VII.

‚Zivilisation‘ und ‚Kultur‘ wurden nicht geschaffen wie Maschinen und Werkzeuge. Malik nennt die scheinbare Machbar- und Planbarkeit ‚naivkonstruktivistischen Rationalismus.‘ Regeln grenzen dabei eher den Raum ein, in dem man gefahrlos oder ohne Konsequenz agieren kann; diese Regeln führen zu regelmäßigen Verhaltensweisen.<sup>999</sup> Richter bringt es auf den Punkt: "Die einzige Möglichkeit, soziale Kontrolle auszuüben, besteht darin, darauf zu achten, dass die Mitglieder die Normen der Organisation internalisieren."<sup>1000</sup> Diese Sicht auf ‚Konstitutionsbedingungen von Solidarität‘ ermöglicht neue Ansätze zur Erklärung von Bindung und Wandlung jenseits von Gemeinschaft und Egozentrik.<sup>1001</sup>

Aus dem Bedürfnis der Hilfe für Betroffene wird die ACS wahrgenommen. Die prägnanten und in der Öffentlichkeit präsenten Themen decken sich mit dem Wertesystem der Unterstützer, sie werden ‚geteilt‘. Die anthropologische Grundlage,

---

<sup>997</sup> Helmbrecht 2005: 71

<sup>998</sup> Saam 2002: 2

<sup>999</sup> Malik 1993: 64 und 113

<sup>1000</sup> Richter 1985: 25 verweist hier auf 1975: 40

<sup>1001</sup> Helmbrecht 2005: 83

sich ‚fair‘ zu behandeln,<sup>1002</sup> korrespondiert hier mit der Fähigkeit und dem Bedürfnis nach Kooperation.<sup>1003</sup> Im Kontext der ACS ist die Institution also auch Projektionsfläche und Mittel dieses Hilfebedürfnisses, dies wird in vielen Interviews deutlich. Auch wenn es hier ein Ausschnitt der Situation eines amerikanischen Verbands ist, konnte dieses Verhalten auch länderübergreifend in Studien ermittelt werden.<sup>1004</sup> Das Wertesystem der Institution spiegelt somit das individuelle Wertesystem und das Bedürfnis nach Hilfe und Unterstützung.

Das ‚Berühren lassen‘ von der Thematik führt zu einem ‚Wow-Effekt‘, einem hohen Bindungsfaktor (Vol4: 44 & 68). Auch die Verbindung direkt zu Krebspatienten wird als wichtiger Faktor genannt (Prof25: 45); der Stolz auf die Arbeit wird betont (Prof16: 60). Die Hauptamtlichen arbeiten daher weit über das bezahlte Maß hinaus (Vol15), die Mitarbeit erfolgt über einen sehr langen Zeitraum: “I think the American Cancer Society is one of the most meaningful places that I have ever worked and I think it is demonstrated not just in the long jeopardy of my time period here but in many of the staff members, my colleagues had been here 10, 15, 20, 30 years. So it is a cause that is near and dear to me personally and professionally and I have the pleasure and the honor working with other colleagues in the global fight against cancer like you self so.” (Prof18: 5) Prof19 stellt fest, dass dies für Außenstehende sektenähnliche Züge haben kann.

Die Ansätze von Putnam – Vertrauen durch häufige Interaktion – und Fukuyama – Vertrauen durch Werte und Regeln – sind hier empirisch in Einklang zu bringen.<sup>1005</sup>

Die Legitimation entsteht hier durch eine gestufte Bindung an die Gesellschaft, fast alle Ehrenamtlichen haben mit der Unterstützung einzelner Veranstaltungen oder Kampagnen begonnen. Durch die lokale Basis der Institution wird der Fokus der ‚Hilfe vor Ort‘ nicht aufgegeben, gleichzeitig kann durch Formulierung von Regeln, an der die Ehrenamtlichen beteiligt sind, eine Meinungsbildung bottom-up erfolgen, aber auch Regeln – insbesondere zum gemeinsamen Auftritt in der Öffentlichkeit – top-down initiiert werden. Da diese auf ein individuelles und verbandskollektives Wertegerüst

---

<sup>1002</sup> Ruff 2011

<sup>1003</sup> Badura 2010: 4

<sup>1004</sup> Antweiler 2007: 190 verweist auf zahlreiche Untersuchungen

<sup>1005</sup> Badura 2006: 23

treffen, gibt es entsprechende Resonanz. Wenn Werte und Handeln der Organisation für die Beteiligten im Einklang sind, unterstützen sie die Organisation (weiter).

Eine Meinungsbildung findet auch zwischen Hilfsorganisationen statt,<sup>1006</sup> das kompetitive Umfeld der ACS habe ich beschrieben. Als Lösung gibt es für die Verbände ein Kontinuum zwischen ‚reiner Selbsthilfe‘ bis ‚Fachorganisation/Forschung‘ oder ‚Lobby‘, mit zahlreichen Ausprägungen.

Die umfangreiche Befragung von Hauptamtlichen zeigte einen hohen Grad an Überzeugung für die Inhalte und Werte der Organisation. Die Beteiligten waren stolz, für die ACS tätig zu sein. Die Einbeziehung von Ehrenamtlichen auf allen Ebenen wurde als Bereicherung empfunden. Aus den Interviews habe ich zwar abgelesen, dass – im Sinne der Agenturtheorie – Hauptamtliche einen ‚Informationsvorsprung‘ haben, durch die gemeinsamen Werte und gemeinsame Abstimmung (siehe Kapitel 6.8) kommt es aber nicht zu einem selbstreferentiellen Verhalten.

Prof1 betont die Argumentationskette: Gemeinsame Werte -> Freude an der Arbeit -> Erfolgreiche Arbeit: “You know my value system matches the work that I am doing. Because I think, it is really important that people have access to health care and that is not a privilege, but it is a right of people. I feel good about the fact that I work in an organization that is really pushing that momentum forward and particularly right now that is a huge issue in the political environment and there is a great divides between the have and the have not. So the people that have insurance, the people that are citizens and then the immigrants that are not citizens or maybe here illegally. I think it is more important, the more issues that we take care of people. Those things match. All those things match me and that is really important for work.” (Prof1: 55).

Es findet eine umfangreiche Teilhabe statt, sowohl in den Regionen als auch auf nationaler Ebene, Ehrenamtliche und Betroffene werden auf vielfältige Weise eingebunden. Wertschätzung und „Ehre“ gerade für Ehrenamtliche wurden betont, ebenso die strukturierte und systematische Bedankung bei Unterstützern und Helfern. Hauptamtliche erhalten diese Wertschätzung eher über ihre Projektpartner oder durch Hilfeempfänger.

Institutionell wird die gemeinsame Wertentwicklung durch die strategische Besetzung der Boards mit 50 Prozent Laien und 50 Prozent Fachleuten deutlich: „You know,

---

<sup>1006</sup> Schiller 2007: 456



certainly the role of volunteers changed and I think that volunteers are certainly on the leadership side a board of advisors. That has changed and those board is to be made up more or less as a grassroot on children and on patient work and now it has more corporate managers on this board which is done to a pretty opportunity for exposure to corporate too, more people to corporate them through incorporating [unverständlich] and fundraising.” (Vol1: 31b).

Zum Abschluss weise ich auf die besondere Lobbysituation in den USA und die dazu notwendige Meinungsbildung hin: Gellner betont die Gewaltenrivalität in den USA, die Parlamentskammern, Komitees und Subkomitees reklamieren Entscheidungsmacht, flankiert von einer mit Misstrauen beäugten Ministerialbürokratie.<sup>1007</sup> Hat eine Institution ein konjunktes Herrschaftssystem, verfügen alle über die gleichen Interessen und das Produkt (Output, d. V.) ist Ergebnis der gemeinsamen Interessen.<sup>1008</sup> Selbstorganisiertes Engagement kann so aussehen, dass auch die Sinnkonstruktion gemeinsam erarbeitet wird.<sup>1009</sup> Die Gruppe ist innen homogen und vertritt nach außen Interessen in einem heterogenen Umfeld.<sup>1010</sup> Wie in den Interviews ermittelt, kann dies zum Zeitpunkt der Datenaufnahme bejaht werden.

## 6.8 Einbeziehung und Teilhabe

Die Beantwortung dieser Rubrik fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VIII., Kategorien sind hier ‚Herkunft‘, ‚Beruflicher Bezug‘, ‚Ansprache‘, ‚Rollendefinition‘, ‚Entwicklungsmöglichkeiten‘, ‚Gefühlte Einbindung‘, ‚Gefühlte Wertschätzung‘, ‚Einbinden und Halten von Betroffenen in die Arbeit‘. Die Ergebnisse aus Kapitel 6.8 sind maßgeblich für die Diskussion in Kapitel 7.5 zur Bildung von Sozialkapital.

Der umfangreiche Unterstützerkreis der ACS speist sich auch Personen, die selbst Krebs hatten oder ‚jemand kennen, der Krebs hatte‘ (Prof19: 27; Vol14: 70; Prof1: 31; Prof2: 15). Die Verteilung der Altersklassen ist weit, die soziale Schichtung nicht vollends ausgewogen. Dies deckt sich auch weitgehend mit der gesichteten

---

<sup>1007</sup> Gellner 1995: 255

<sup>1008</sup> Coleman, Sukale 2002: 160

<sup>1009</sup> Pankoke 2002: 284

<sup>1010</sup> Lösche 2007: 14

Literatur.<sup>1011</sup> Um dem üblichen 'Mittelstandsbauch' an Ehrenamtlichen vorzubeugen, sind neue Wege notwendig: "And one of our goals for the 2010 fiscal year is to recruit more diverse volunteers; diverse meaning heading differences as economic statuses, role volunteers, ethnocent, you know, roles of ethnicity; we want to reach that for American population in Hispanic, Latino population and our division is very focused on those two populations because to help disparities there, cancer incidence, mortality rates are higher in those populations. So around volunteerism we also want to recruit more diverse volunteers and expand our volunteer base." (Prof20: 9).

Die Berufserfahrung der Ehrenamtlichen wird abgefragt und im Kontext der ACS genutzt (Vol1: 7; Vol3: 18). Dabei erfolgt eine sehr passgenaue Ansprache (Vol11: 49 & 51; Vol4: 36; Prof12: 8 & 10; Prof16: 12; Vol5: 3a & 46 & 50): Im Verlauf der Berufstätigkeit gibt es Phasen, die Ehrenamt nicht oder nur eingeschränkt leistbar machen. Die ACS greift dies auf und rekrutiert Personen (wieder), die in früheren Zeiten sehr aktiv waren (Vol13; Vol1: 2). Ab einer gewissen Belastung stößt Ehrenamt aber an zeitliche Grenzen (Vol1: 39).

Die ACS ,wartet' nicht auf Ehrenamtliche, sie lädt sie ein. Das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamt (Hauptamt als Ermöglicher von Ehrenamt) hat hier eine wichtige Funktion. Vol8 drückt es treffend aus: "So to me it was an honor when I was asked again *would you do this to help us* and my reaction was *I am so honored to be asked.*" (Vol8: 28). Die aktive Ansprache schließt natürlich die Personen nicht aus, die aus eigenem Antrieb zu der Organisation gekommen sind. Die Organisation begrüßt Ehrenamt. Sie schafft damit ein ,Wir', das an einem ,geteilten Schicksal - hier Krebs - tätig wird<sup>1012</sup>

Um aktiv Ehrenamtliche zu gewinnen, müssen die Rollen und die Erwartungen klar beschrieben werden (Vol12: 48a). Die ACS ist für Krebsbetroffene anfangs umfangreiches Serviceangebot, später lassen sich die Betroffenen aber durchaus einbinden. Prof14 beschreibt: "if you take away from a stakeholder point of view who has a greater stake in this fighting against cancer than people who ignore the experience then. They can tell you stories, they have that understanding of how we

---

<sup>1011</sup> Paulwitz 1988: 200, auch: Riedel 2003: 136, siehe auch Zimmer, Villain 2005: 51; weiter – über Mitgliedschaften und Engagement – auch Richter 1985: 149. Dem widerspricht Skocpol 2001: 596; danach rekrutieren die meisten ehrenamtlichen Gruppen Mitglieder über Klassengrenzen.

<sup>1012</sup> Sennett 1998: 191

should serve or reach other people, the people were missing what we are missing, you maybe have a different perspective on that. So I think there are critical points then and I want another group that I call the caregiver group. Caregiver meaning not the medical caregivers but the husband or wife or the son or the daughter, the sister, the brother who helps the family member get through treatment, takes him to treatment, that counsels them – that caregiver person work for us is a strong advocate and we are really trying to focus on that to get more involved with our organization.” (Prof14: 59; auch: Vol14: 61).

Durch das Abfragen der Kenntnisse und (Berufs)erfahrungen ist es möglich, für Ehrenamtliche gezielt Projekte zu finden ((Vol5: 17a; Vol8: 42; Prof1: 53). Die tiefe innere Überzeugung (Vol5: 11) wie auch das gemeinsame Lernen werden betont (Prof9: 73; Prof11: 56, Prof14: 39). Beteiligte machen dadurch viele neue Erfahrungen: “I am so appreciative what they have allowed me to do.” (Vol8, Abs7b).

Um Menschen einzubinden, ist ‚Ermöglichung‘ notwendig, die ACS verwendet hier den Begriff ‚Empowerment.‘ Ehrenamtliche berichten, dass sie vorher bei anderen Organisationen keine solche Aufnahme und Unterstützung erfuhren, aber auch eine Diskrepanz zwischen Programm und Realität festgestellt haben (Vol7: 17). Die Einbeziehung erfordert also Strategie und Kommunikation (Prof2: 65; Prof3: 31). Auch in diesem Zusammenhang wird immer wieder die Dienstleistungsrolle der Hauptamtlichen betont (Prof11: 44). Es bliebe eine Diskrepanz in der Einbeziehung, aber alle Beteiligten würden versuchen, diese klein zu halten (Prof2: 59).

Die Ehrenamtlichen engagieren sich in hohem zeitlichen Maß (Vol12: 30a; Vol9: 34). Sie lernen durch das Ehrenamt Personen kennen, die sie in anderen Zusammenhängen nicht treffen würden (Prof7: 42; Vol4: 46). Auch das gemeinsame Erleben von Aktion spielt eine große Rolle: (Vol8: 38 & 60 & 70; Vol9: 34; Vol14: 29).

Wie können die Ehrenamtlichen von Aufgaben und Zielen der Organisation überzeugt werden?<sup>1013</sup> Im ersten Schritt werden Respekt und Wertschätzung durch die Ehrenamtlichen wahrgenommen (Vol1: 61a, Vol14: 44; besonders Vol4: 68). Die Zufriedenheit durch die Aufgabe im Ehrenamt (Vol7: 71) als auch im Hauptamt wird betont: “I mean, if I am satisfied with what I do: yes, it is very fulfilling to do this kind of work. I have a lot of friends that are always talking that everybody has a good job, they

---

<sup>1013</sup> Badura 2006: 134

like their jobs but the type of job satisfaction that you get from knowing that you are helping others in doing that work is invaluable." (Prof14, Abs33).

Können Ehrenamtliche längerfristig gebunden werden? Ehrenamtliche betonen im Interview die Möglichkeit, sich zu entwickeln und mit der Organisation zu ‚wachsen‘ (Vol14: 29). Der lokale Bezug wird dabei nicht aus dem Fokus genommen, eine Erfahrung, die auch in anderen europäischen Ländern Erfolge erzielt hat. Dänemark wird hier als gutes Beispiel konsequenter Dezentralisierung genannt. Das dänische Modell fördere Bereiche, die der Staat nicht erreichen kann.<sup>1014</sup>

Zum langfristigen Zusammenhalt muss eine Organisation organisations- und konfliktfähig sein. Dabei gibt es Asymmetrien: Ärzte sind gut, Verbraucher und Kinder schlecht organisiert/organisierbar.<sup>1015</sup> Die Organisation muss dabei die Kaskade<sup>1016</sup> von Aktion, Gruppen, kommunaler Organisation, Partnerschaften und Lobby anbieten, um Ehrenamtliche langfristig zu binden (Prof10; Prof11; auch Prof19).

### **6.9 Institutionelle Umsetzung und ‚Social Contracting‘**

Die Beantwortung dieser Rubrik fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VII, Kategorien sind hier ‚Ausbildung‘, ‚Regeln‘, ‚Lernen‘, ‚Wertschätzung‘, ‚Führung‘, ‚Laienwissen‘ und ‚Koordination.‘

Ehrenamtskonzepte berücksichtigen in vielen Fällen nicht Fragen der Qualifikation, der Professionalisierung und der Qualität.<sup>1017</sup> Die ACS setzt Ehrenamtliche mit entsprechender Ausbildung für hochkarätige gesundheitspolitische Kampagnen ein (Vol12: 50), auch werde erfasst, was die Ehrenamtlichen nicht könnten oder nicht gern übernehmen würden (Vol14: 31). Dazu wird ein sogenanntes ‚Social Contracting‘ durchgeführt, in dem schriftlich Rechte und Pflichten von Ehrenamtler und hauptamtlichen ‚Counterpart‘ fixiert werden, es existieren also ehrenamtliche Arbeitsverträge.<sup>1018</sup> So können auch Befürchtungen aus dem Hauptamt abgebaut werden, Ehrenamtliche trügen Interna aus der Organisation. Ein wichtiges Moment dieser Vereinbarung ist die Schulung des Ehrenamtlichen (Vol1: 5; Prof20: 21). Die im

---

<sup>1014</sup> Riedel 2003: 122 und 141

<sup>1015</sup> Lösche 2007: 126 f.

<sup>1016</sup> Laverack 2005: 58

<sup>1017</sup> Notz 1999: 48

<sup>1018</sup> Muster liegt vor

Interview gehörten Ehrenamtlichen hatten fast alle im Vorfeld der Aufgabenübernahme eine Schulung erhalten, während die Hauptamtlichen meist ‚on the job‘ eingearbeitet wurden.

Die besondere Bedeutung des Social Contracting wird im Interview mit Prof21 deutlich: “So, you know, we might not be doing social contracting with the person who is going to sit at the healthcare table for example. But we would be doing social contracting with the person who is going to lead an initiative. So if they are the leader of the Relay we are going to do a social contract with them. If they are the leader of, you know, of a commission or a group that is going to be doing a project or a yearlong task, we are going to do that because we have to have some chair division about what we are trying to accomplish to find our purpose, talk a little bit about how I work and how I communicate and what I like; talk about what you like and how you communicate. And then we also have to talk about, you know, decision making; how we are going to make decisions, what things are rule that we live by and what things are procedures that we can negotiate. And what happens when we disagree? How will we solve problems when we disagree? And what would be our ongoing mode of communication in our clear fine role of responsibility. So the social contract is an essential, I would say when you are dealing with leadership volunteers who are working on initiatives or projects that have impact on the organization.” (Prof21: 32). Diese ausgebildeten Ehrenamtlichen tragen die Ausbildungsinhalte in ihr jeweiliges Team (Vol4: 15).

Betont wurde die Notwendigkeit, Ehrenamtliche auf Gremienarbeit vorzubereiten, weil damit strategische Arbeit und eine hohe Verantwortung verbunden sind (Vol12: 48a). Für hochkarätige Gremienarbeit werden auch ehrenamtliche Spezialisten gesucht, die sich in der ACS einbringen können (Prof10: 52).

Eine temporäre Mitarbeit wird akzeptiert und sogar gefördert (Vol4: 56). Auch veränderte Altersstrukturen und daraus erwachsende Formen des Ehrenamts werden von der ACS übernommen. Im Ergebnis ist aus Sicht der Hauptamtlichen eine hohe Loyalität zur ACS festzustellen (Prof2: 69).

Zur Kontinuität der Arbeit wird mit ehrenamtlichen Vorständen (Boards) und hauptamtlichen Geschäftsführungen gearbeitet. Den Lerneffekt für Hauptamtliche beschreibt Prof19: “And they do really do have to spend time understanding the

culture in the organization and the differences between how not only a non-profit but also a very volunteer driven organization functions, it is so incredibly different than working in a corporate world. And so it is probably one of the more difficult things for new staff people to ... to understand“ (Prof19: 74).

Das ‘Lernen am Programm’ lässt sich für Ehrenamtliche durch die lokalen, überregionalen und auch nationalen Aufgaben Schritt für Schritt besser bewältigen (Vol2: 12; auch Vol14: 23). Die ACS setzt dazu auch ein mit der Komplexität der Aufgabe steigendes Reportsystem ein (Prof24: 44). Auch die Information an das Fundraising, die Spendensammler, wird berücksichtigt (Prof3: 9c).

Die Betonung auf gemeinsamem Handeln, Teamwork zwischen Ehren- und Hauptamt, wurde mehrfach vorgetragen (Prof17: 59; Vol3: 21b). Die ‚staff partner‘ begleiten die Ehrenamtlichen durch verschiedene Projekte und Stationen Ihrer Tätigkeit (Vol14: 49).

Wertschätzung der ehrenamtlichen Arbeit gehört zur institutionellen Umsetzung innerhalb der ACS. In den Interviews wird beschrieben, wie Ehrenamtliche sich als Teil eines ‚Wechsels‘ und einer ‚Verbesserung‘ empfinden (Vol14: 46). Dies wird durch Ansprache, also Bitte um Unterstützung der ACS, sowie eine konkrete Aufgabenbeschreibung erreicht (Prof21: 26). Das sehr hohe Engagement ist dabei auch motivierend für die Hauptamtlichen (Prof7: 42; Prof19: 51).

Zur institutionellen Umsetzung wird nun die Führung betrachtet. Führung hat dafür zu sorgen, dass die Ziele (‚Mission‘) der Organisation klar kommuniziert (siehe Kapitel 6.4) sowie Projekte und Prozeduren nach Regeln bearbeitet werden (siehe Kapitel 6.7). In der Innen- und Außenwirkung erscheint die Organisation damit verlässlich, Entscheidungen können nachvollzogen werden. Es gibt ehrgeizige kommunizierte Gesundheitsziele, als Expertenorganisation produziert sie Expertenwissen und bringt es auf die politische Agenda.<sup>1019</sup>

Aufgabe von Führung ist es auch offenzulegen, welche Aufgaben (hier werden Anwaltschaft und politische Kontakte genannt) nur von Hauptamtlichen durchgeführt werden sollten (Prof16: 30). Dieses Spannungsfeld war in diversen Interviews ein Thema.

Zur Führung gehört auch die Umsetzung eines attraktiven Arbeitsgebiets und der

---

<sup>1019</sup> Gellner 1995: 20

entsprechenden Rahmenbedingungen für Hauptamtliche. Die ACS ist nach eigener Darstellung unter den Top-100-Arbeitgebern der USA.

In der Abwägung zwischen ‚lokal‘ und ‚zentral‘ hat die ACS in den letzten Jahren mehrere Entscheidungen getroffen. Die Zahl der Regionen („Divisions“) wurde von 57 im Jahr 1992 auf 13 zum Aufnahmezeitpunkt der Daten reduziert. Standards wurden erhöht und Vergleich im Sinne eines ‚best practice‘ eingeführt, was zu Misstrauen führte. Die Aufteilung der erwirtschafteten Spenden und Mittel wurde geregelt, 40 Prozent der Erlöse gehen an die nationale Organisation.<sup>1020</sup>

Die ACS hat die strategische Entscheidung getroffen alle Boards mit 50 Prozent Fachleuten und 50 Prozent Laien zu besetzen, um immer eine entsprechende Sicht berücksichtigen zu können. Die klare Aufteilung und Verlässlichkeit wird als eine Ursache beschrieben, dass Ehrenamtliche sich in dieser Form engagieren (Prof3: 25; Prof17: 46; ). Selbst Ehrenamtliche nennen diese strategische Entscheidung ‚business‘ und verweisen auf die vielen ehrenamtlichen Organisationen, die mit schlechtem Programm- und Finanzmanagement gescheitert sind (Vol13: 37).

Mit Blick auf das Laienwissen gilt es zu untersuchen, wie es erfasst und für die Organisation genutzt werden kann. Jede Altersgruppe, jedes Geschlecht, selbst jede Ethnie bringt spezifische Erfahrungen und Kenntnisse mit, die die ACS in ihrer Arbeit nutzen kann.

In der Untersuchung wurde immer wieder die Wichtigkeit der Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt betont; der Schwerpunkt lag eindeutig auf den persönlich bekannten und vernetzten ‚staff partner‘, die die Ehrenamtlichen als Hauptamtliche eine lange Zeit und durch verschiedene Aufgaben begleiten (Vol4: 11; Prof17: 44). Prof1 sagt dazu: „Well, I think my personal contribution is that I have become a resource for people.“ (Prof1: 23). Die Umsetzung berührt interviewübergreifend die Bedürfnisse der Ehrenamtlichen nach Zuwendung, Anerkennung, Orientierung und Gratifikation.<sup>1021</sup>

Zum Endes dieses Kapitels zitiere ich aus dem Interview mit dem CEO Dr. John Seffrin, die Passage macht die Aspekte von Führung und Veränderung als auch institutioneller Umsetzung deutlich: „Let me answer with a big picture way first, if I may. Within

---

<sup>1020</sup> Simons, Rosenberg 2008: 3

<sup>1021</sup> Richter 1985: 257

organizations like ours, we are 16 divisions, the only way you can move the organization is by leadership; you cannot do it by fear, you cannot do it by dictatorial *all hands on deck*, you know, you cannot do it. [...] But I am increasingly convinced that the most important part of leadership to move an organization and to have an impact is to be able to articulate in vision so clearly to others that they see it as their own, they see it as their vision. [...], I think it would have been to come in to an organization that does wonderful things, a very good organization but see that it really runs a high impact public health organization – it was a high impact research organization and a service organization – and transform it into a high impact public health organization which includes research and service but also involves advocacy and many, many other things. [...] The other thing would be that is important of for when you really have major success, major progress is that you have the courage to move forward even though you know there are risks and you have to make decisions even though I think of myself and should be data based; the big, big decisions you still have to make always with less than the ideal amount of data information. In other words: you cannot wait to have the proof that this is a hundred percent the right thing. [...] So I would say my contribution would be the big picture and encourage that” (Prof22: 7a & 7b).

### **6.10 Exkurs „Obamacare“: Ein Verband stößt an seine Lobbygrenzen**

Das Thema ‚Reform der Krankenversicherung‘ war zum Zeitpunkt der Datenaufnahme tagesaktuell. Die Ist-Aufnahme vor Ort diente dem internen Ablauf und Management der Betroffenen und Ehrenamtlichen, dabei wurde die aktuelle Gesundheitspolitik nicht ausgeklammert, sie war auch in der Vorbereitung und in den bilateralen Gesprächen immer präsent. Ich habe die Einstellung zu der Reform daher in passenden Momenten der Interviews abgefragt, im Nachfassen dazu differenzierter gefragt, ob und wie sich persönliche Meinung und der Standpunkt der ACS unterscheiden.

Zentrale Ziele des Affordable-Care-Act und der daraus resultierenden Reform sollen sein:<sup>1022</sup>

- bei bestehender Versicherung definierte Verbraucherrechte,
- Regelung über private Versicherungen und Fonds,
- bisher unversicherbare (Riskiko)patienten sollen Zugang bekommen,

<sup>1022</sup> US Department of Health & Human Services 2012



- Zugang oder dessen Verbesserung für Senioren,
- Erleichterungen für kleine Unternehmen, den Mitarbeitern und Ruheständlern eine Versicherung anbieten zu können und
- Prävention und verbilligter Zugang zu Medikamenten.

Weitere Fakten: <sup>1023</sup>:

- Bei 105 Mio. Versicherten gab es bisher eine Maximalgrenze für Zahlungen.
- Fast 18 Mio. Kinder können nicht mehr wegen einer Erkrankung ausgeschlossen werden.
- Aufschläge für Kleinbetriebe fallen weg.
- Kinder sind bis zum 26. Lebensjahr mitversichert.
- ‚Marktplätze‘ sollen Übersicht und Transparenz geben [geplante Online-Plattformen, d. V.]

Eine Argumentation, die sich in vielen Interviews wiederfand, war: Ob Menschen eine Krankenversicherung haben sollten, ist in neoliberaler Sicht keine Frage von Sozialpolitik, sondern von Systematik. Die Mitarbeiter – unabhängig von Region, Position, Funktion – waren in der Frage der Krankenversicherung genauso gespalten wie die Meinungsforscher dies für die Gesamtbevölkerung der USA ermittelt hatten.

Dieses Thema brachte auch die erklärte Lobbyorganisation ACS CAN an ihre Grenzen, so gab es auf nationaler Ebene eher vage Empfehlungen, dass jede Person Zugang zu Healthcare haben sollte (womit noch nichts zur Finanzierung gesagt ist), und dass der Zugang hierzu einfach und ohne hohe administrative Hürden geschehen solle.

Die ACS war in diesem Spannungsfeld in einem deutlichen Zielkonflikt: Einerseits fordert die ACS Zugang zu Programmen für Bürger mit wenig oder keinem Geld.<sup>1024</sup>

In der Gesamtschau bewerte ich dies als Unfähigkeit, eine Meinung zu einem Thema zu bilden, zu dem auch die Gesamtbevölkerung tief gespalten ist. In den Interviews reagierten verschiedene Ehrenamtliche wie auch Hauptamtliche sehr reserviert und verwiesen auf Allgemeinplätze zu ‚Zugang‘ und ‚Prävention‘ (Vol & Prof bekannt, aus Gründen der Anonymität hier nicht publiziert). Die Lösung lautet dann verkürzt: ‚Versicherung ja, der Weg ist offen (Prof11: 68; Prof14: 73 & 77; Prof15: 156 & 158; Prof16: 60).

<sup>1023</sup> Whitehouse.gov 2012

<sup>1024</sup> ACS CAN Cancer Action Network/American Cancer Society o.J.: 6f.

Offiziell wurde dieses Ergebnis als Neutralität titulierte, um auf den Stammfeldern der Organisation handlungsfähig zu sein und zu bleiben. Dies wurde mir offiziell auch als Strategie der ACS mitgeteilt. In mehreren Hintergrundgesprächen wurde deutlich, dass eine Zuspitzung oder gar Entscheidung nicht möglich war.

Dass das Thema Krankenversicherung immer wieder und gerade tagesaktuell die US-Politik in Aufruhr versetzt, kann als Fakt festgehalten werden, ohne dass es hier in wissenschaftlicher Betrachtung verglichen werden kann.

### **6.11 Exkurs: „Tabu Krebs:“ Darf über eine Krebserkrankung gesprochen werden?**

In Magie und Animismus entsteht Krankheit durch Grenzverletzung, ein Tabu. Der ‚Dämon‘ kann nur durch Versöhnung, Heilung oder Schamanismus entfernt werden.<sup>1025</sup>

Bemerkenswert schreibt dazu auch Susan Sontag<sup>1026</sup>: „Krankheit kommt in der Ilias und der Odyssee als übernatürliche Strafe, als dämonische Besessenheit und als Ergebnis natürlicher Ursachen vor. [...]. Mit dem Aufkommen des Christentums, das wie von allem anderen, so auch von der Krankheit moralischere Anschauungen durchsetzte, entwickelte sich allmählich eine innere Verknüpfung zwischen Krankheit und "Opfer." Auch auf die vielfältigen sozialen und wirtschaftlichen Folgen macht sie aufmerksam: „Da die Krebserkrankung ein Skandal sein kann, der das Liebesleben, Aufstiegschancen, ja sogar den Arbeitsplatz gefährdet, neigen Patienten, die wissen, was sie haben, dazu, in Bezug auf ihre Krankheit äußerst zurückhaltend, wenn nicht geradezu verschwiegen zu sein.“<sup>1027</sup> So gerät der Umgang mit jemandem, der an der Tabu-Krankheit [Die Erstausgabe erschien 1978!] Krebs leidet, eben in die Sichtweise Vergehen und Tabuverletzung.<sup>1028</sup>

Gallas<sup>1029</sup> hat in einer umfangreichen Studie Arbeitsloseninitiativen und deren Wirkung untersucht. Ein Fazit lautet: Die Gesellschaft gewöhnt sich an Massenarbeitslosigkeit, in der Folge ‚kann man es nicht mehr hören.‘ Als langjähriger Geschäftsführer einer Krebsgesellschaft kann ich dies für das Thema ‚Krebs‘ bestätigen.

---

<sup>1025</sup> Eckart 1994: 1

<sup>1026</sup> Sontag 2005: 39

<sup>1027</sup> Sontag 2005: 12

<sup>1028</sup> Sontag 2005: 10

<sup>1029</sup> Gallas 1994

In den Interviews habe ich abgefragt: „Ist Krebs ein Tabu?“ Meine subjektive Wahrnehmung in Deutschland war, dass dies in ländlicheren Gebieten tatsächlich so ist. Die Befragungsergebnisse weisen tendenziell in die gleiche Richtung: In liberalen Staaten wie an der Ostküste kann „man über Krebs sprechen“, so wie man auch über Attribute wie „gay“ oder „HIV-positive“ sprechen kann. Deutlich wurden aber auch dort Stimmen, die mit zunehmendem Arbeits- und wirtschaftlichem Druck feststellten, dass das Sprechen über Krebs in einer ‚Leistungsgesellschaft‘ wieder zum Tabu würde. Konkurrenz am Arbeitsplatz und Sorge um den Job würden Patienten verstärkt davon abhalten, über ihre Erkrankung offen zu sprechen. Bei den zu Beginn dieser Arbeit genannten Inzidenzraten kann dies Auswirkungen auf Versorgungsstrukturen haben, für eine Arbeit wie die der ACS auch sehr praktische Folgen in der Gewinnung von Ehrenamtlichen oder Kampagnenunterstützern (Vol6: 34).

## 7. Diskussion

Gemeinsame Normen und Werte, eine gelebte Unternehmens- und Konfliktkultur, individuelle Wertschätzung sowie Vertrauen und Gerechtigkeit sind entscheidende Stichworte für einen Unternehmenserfolg und damit auch für Verbandsarbeit.<sup>1030</sup>

### 7.1 Validität der Forschungsdaten

Nach Töpfer<sup>1031</sup> ist diese Forschungsarbeit „[...] eine theoretisch fundierte und gleichzeitig pragmatisch ausgerichtete Wissenschaft, also eine ‚Pragmatic Science.‘“ Mit soziologischem Blick soll die Arbeit zum Verstehen gesellschaftlicher Ursachen und Zusammenhänge beitragen.<sup>1032</sup> Das gewonnene Material soll weder überinterpretiert noch sein theoretischer Gehalt vernachlässigt werden.<sup>1033</sup> Aussagen müssen verifizierbar sein.<sup>1034</sup> Sehr wichtig ist in der interpretativen Sozialforschung, dass nicht aufgrund von Häufigkeiten in den Antworten Schlüsse gezogen werden; vielmehr erhöht eine Häufigkeit der Antworten die Möglichkeit der Rekonstruktion.<sup>1035</sup> Das hier angewandte Verfahren von Gläser und Laudel ist damit präziser als das vielfach

<sup>1030</sup> Badura 2008: 137

<sup>1031</sup> Töpfer 2009: 47 f.

<sup>1032</sup> Rosa 2008: 153

<sup>1033</sup> Denz 2005: 73

<sup>1034</sup> Bohnsack 2008: 16

<sup>1035</sup> Gläser, Laudel 2009: 104 f.

angewandte Verfahren nach Meuser und Nagel.<sup>1036</sup>

Ob die aus der quantitativen Forschung anerkannten Gütekriterien für eine Befragung und qualitative Auswertung herangezogen werden können, ist umstritten. In der positiven Bewertung wären dies:<sup>1037</sup>

1. Objektivität: verschiedene Forscher müssten mit den gleichen Methoden zu gleichen Ergebnissen kommen.
2. Reliabilität: „[...] ob die Befragung das, wonach sie fragt, auch wirklich in Erfahrung bringt.“
3. Validität: „[...] fragt die Befragung danach, wonach sie zu fragen vorgibt?“

Mayring<sup>1038</sup> ergänzt

4. Gültigkeit: „Habe ich wirklich das erfasst, was ich erfassen wollte?“
5. Genauigkeit: „Habe ich den Gegenstand exakt erfasst?“

Bei narrativen Interviews sei die Evidenz durch

- Echtheit,
- Authentizität und
- Wahrhaftigkeit/Konsistenz

zu ermitteln.<sup>1039</sup>

Nach Flick<sup>1040</sup> führt die Anwendung klassischer quantitativer Kriterien wie Validität, Reliabilität und Objektivität bei einer qualitativen Untersuchung zu keinem Ergebnis, mit Verweis auf Flick kann aber für diese Untersuchung festgehalten werden, dass die Glaubwürdigkeit der Daten und Ergebnisse durch aktives Cross-Checking, Triangulation (insb. Dokumentenanalyse) und kommunikative Validierung als sehr hoch anzusehen ist.

In den Kategorien von Denz<sup>1041</sup> ist diese Untersuchung

- nicht standardisiert,
- teilnehmend und

---

<sup>1036</sup> Meuser, Nagel 2005: 88

<sup>1037</sup> Biefang, Lübberstedt 2001: 16 f.

<sup>1038</sup> Mayring 2002: 140

<sup>1039</sup> Bohnsack 2008: 179

<sup>1040</sup> Flick 2005: 394-402

<sup>1041</sup> Denz 2005: 65

- offen.

Die „Offenheit für die Sichtweise, Lebenswelt oder das Referenzsystem des anderen ist dabei eine Qualität, die mit Interviewverfahren assoziiert wird.“<sup>1042</sup> Offenheit bezieht sich dabei auf die Lebenswelt des anderen als auch auf die eigene, also des Interviewers.<sup>1043</sup>

Auch scheinbar misslungene Interviews (Profilierung, von-oben-herab, Entlastung wegen beruflicher Situation, Desinteresse, Umkehrantworten, Kompetenzprotzerei) können positive Effekte im Forschungsverlauf haben.<sup>1044</sup> In der Dokumentenanalyse ist nach Repräsentativität und Messdimensionen zu schauen.<sup>1045</sup> In jedem Fall ist die Produktion eines Dokuments Ausdruck gesellschaftlicher Strukturen als auch individueller Interpretation.<sup>1046</sup>

Ethische Fragen können sich im Verlauf einer Untersuchung stellen.<sup>1047</sup> Hier waren es die Hintergrundinformationen aus Konflikten (auch mit Vorgesetzten) und deren Darstellung, damit keine Rückschlüsse auf die Interviewpartner gezogen werden konnten.

Ein Interview wurde aus Opportunitätsgründen nicht mit Tonband aufgezeichnet, bei einigen Interviews wurde der Wunsch geäußert, Passagen nicht zu verwenden.<sup>1048</sup>

Zur Anzahl von Interviews gibt es keine allgemein gültigen Regeln. Nach Flick<sup>1049</sup> sind eher die Dimensionen im Sinne des theoretischen Sampling relevant. Am praktischen Beispiel führe ich auf: Nach acht Interviews mit Ehrenamtlichen wiederholten sich Themen und Schwerpunkte, nach 15 Interviews mit Ehrenamtlichen und 25 mit Hauptamtlichen sind die empirischen Befunde belastbar und interpretationsfähig.

Die vor der Auswertung aufgrund des Vorwissens, der beruflichen Vorerfahrung und der Beschäftigung mit der Literatur gebildeten Kategorien erwiesen sich als treffsicher, für jede Kategorie fanden sich entsprechende Textexzerpte, und es mussten keine neuen Kategorien gebildet werden. Auch die vorab gebildeten erwarteten

---

<sup>1042</sup> Flick 2002: 204

<sup>1043</sup> Schnepf et al. 2002: 97

<sup>1044</sup> Abels, Behrens 2005: 181-185

<sup>1045</sup> Denz 2005: 71

<sup>1046</sup> Denz 2005: 70

<sup>1047</sup> Gläser, Laudel 2009: 49

<sup>1048</sup> Müller-Mundt 2002: 276 f. berichten von gleichen Erfahrungen

<sup>1049</sup> Flick 2002: 216

Kausalketten lassen sich aus dem empirischen Material belegen.

## 7.2 Kulturelle Aspekte in der Organisationsentwicklung

Auf einige speziell US-amerikanische Aspekte weise ich hin, bevor ich diese in der Übertragbarkeit auf andere Systeme bewerte. Für die ACS kann festgehalten werden, dass sie über eine einheitliche Kultur des Ehrenamts verfügt.

Gellner verweist auf de Tocqueville<sup>1050</sup> und das tiefe Misstrauen der Amerikaner gegenüber Obrigkeiten und somit dem Weg einer ‚association.‘ Als Lösung zwischen ‚Stolz auf das Land‘ und ‚Misstrauen gegen Establishment‘ sieht Gellner den amerikanischen Reformeifer.<sup>1051</sup>

Den besonderen Aspekt der zivilen Verantwortung beschreibt Prof20 im Interview, stellvertretend für weitere gleich gelagerte Aussagen: “Again: I think it is sort of a nationwide culture ... but with ACS if you have that personal connection to cancer that is what drives people. But, you know, I cannot speak for the rest of the nation but I do know we live in a self used region in the United States, you know, there has always been a sense of civic duty as well not just your job. Actually I think that is probably nationwide but ... I know I was raised to volunteer my time and I cannot tell you where that came from and if that is nationwide but that was ... it is part of our culture. And I have many friends who are volunteers outside the organization, you know, people looking for a way to give back or what not.” (Prof20: 61).

Eine weitere Besonderheit sind die starken Ausprägungen von ‚Fundraising‘ und ‚Charity‘, den organisierten Wohlfahrtsveranstaltungen unter Einbeziehung von Multiplikatoren: “I do think in New York we have some very high-end volunteers, very wealthy women mostly who are very high society women who help plan events and so different things, you know, many of their spouses, many of their friends or because of companies. And they are really help to make introductions at times [...] and ... It can be very useful and I have been successful with a couple of things on that. So leveraging those relationships can be very helpful too. Then there is a volunteer that comes in and put things together, stuff like that. But the volunteers are very helpfuller ones who ... here we are very fortune.” (Prof8: 54).

---

<sup>1050</sup> Gellner 1995: 54

<sup>1051</sup> Gellner 1995: 61 (siehe auch Smith 1990: 6, der GB mit in den Vergleich einbezieht)

### 7.3 ACS Organisationsform und Managementmethode

Die ACS betreibt eine konsequente Markenführung unter einem gemeinnützigen Dach. Die ausgewählten Kampagnenziele werden großflächig unterstützt und publik gemacht (Prof24: 50). Der Führungsaspekt war in allen Interviews, besonders den Hauptamtlichen, hoch. Auf diesem Weg können Einsichten und Überzeugungen in das System transportiert und ein Ergebnis erzielt werden.<sup>1052</sup> Die Führung der ACS ist von den Inhalten und Zielen der Organisation überzeugt. Diese Führung kann wiederum sinnstiftend sein und zu mehr Aufmerksamkeit für die Organisation sowie mehr Engagement führen (Prof1: 103).

Die Gewinnung, das Halten und das Entwickeln von Ehrenamtlichen ist wesentlicher Teil der Strategie (Prof9: 73). Die einzelnen Aspekte habe ich in Kapitel 6 dargestellt. Maßnahmen der Organisationsentwicklung sind hier die Optimierung der Kommunikationskanäle, die Steigerung der Transparenz und die Erhöhung der Partizipation.<sup>1053</sup> Es gelingt der ACS, konsequent Betroffene und deren Angehörige in ihre Arbeit einzubeziehen (Vol3: 69). Statt Ehrenamtliche zu suchen, wird nach Unterstützungsmöglichkeiten für Ehrenamtliche gesucht. Für die Erkrankten wird so von der ACS eine intermediäre Rolle übernommen und die Interessenlage der Betroffenen in Unterstützung und Lobby vertreten.

Diese Ehrenamtlichkeit wird durch eine definierte Hauptamtlichkeit flankiert, die Kontinuität, Unterstützung und Ausbildung gewährleistet. Je nach Region kommen auf einen Hauptamtlichen 400 bis 600 Ehrenamtliche (Prof3: 25). Die Zugehörigkeit zur ACS ist im Hauptamt sehr lange, die nationale Führung ist im Durchschnitt 12 Jahre bei der ACS beschäftigt. Eine sehr hohe Identifikation wird von den Bewerbern erwartet: "Do not come because you need a job, come because you have passion, because you have to have passion and commitment." (Prof15: 11, auch 83).

Zur Strategie gehört auch die konsequente Besetzung von Gremien mit Laien nach einem vorher festgelegten Schlüssel, der damit eine Quote ist. In Kapitel 2 habe ich aufgezeigt, dass Verbände sowohl horizontal als auch hierarchisch strukturiert sein können. Als Beispiel aus dem Umweltschutz können der BUND und Greenpeace

---

<sup>1052</sup> Malik 1993: 173 und 175

<sup>1053</sup> Schweer, Thies 2003: 108-113

genannt werden.<sup>1054</sup> Die ACS ist in Ihrer Grundanlage klar hierarchisch. Nach Begrifflichkeit von Mayntz und Scharpf<sup>1055</sup> ist die ACS ein korporativer Akteur, da sie über zentralisierte Ressourcen verfügt und der Einsatz hierarchisch entschieden wird. Nach den genannten Kriterien von Reutter und Rütters ist die ACS eine Mischform, die direkt Betroffene einbindet, aber auch indirekt repräsentiert sowie über eine starke Organisation verfügt.<sup>1056</sup>

#### **7.4 ACS-Modell Top-down/Bottom-up**

Die ACS hat sich von 57 zu 13 Divisionen verkleinert (Zeitraum der Datenaufnahme). Der Fusions(Charter)prozess geschieht mit externen Audits und messbaren Zielen. Der Zusammenschluss und die dazu gehörige Strategie gingen vom CEO und einer kleinen Gruppe Ehrenamtlicher in Boards aus. Treiber ist damit das hauptamtliche Management. Aktuell<sup>1057</sup> gibt es eine noch stärkere Zentralisierung mit zum Teil neuen Führungspersonen und neuen Kampagnenausrichtung, auch in der Forschungsförderung. Die Kampagnen werden klar top-down geplant. Diese weitere Zentralsierung interpretiere ich als bewussten oder in Kauf genommenen Abschied von einer Gleichgewichtung in der vertikalen Ausrichtung der Organisation. Die Gefahr ist, mit Top-Down-Vorgehen Bottom-Up-Realitäten vorzutäuschen.<sup>1058</sup> Dabei sind für organisatorische Veränderungen beide Richtungen notwendig, um komplexe Situationen im richtigen Ausmaß zu erfassen.<sup>1059</sup>

Eine lokale Verknüpfung existiert auf persönlicher Basis, national eher nicht. Ein Bottom-up-Ansatz kommt damit an seine Grenzen. Erwartet wurde im Vorfeld eine horizontale und vertikale Vernetzung. Im Ergebnis findet man eine Ausrichtung eher top-down vor, verbunden mit vielen Grassroot-Elementen auf lokaler Basis. Laien treibt dabei nicht Geld, sie wollen Gutes tun, und es wird ihnen durch die Organisation ermöglicht.

Auch die gesundheitspolitischen Ziele werden vorrangig in Form von Kampagnen zentral gesteuert und dann kommuniziert. Die ACS ist keine Organisation, die – wie aus

---

<sup>1054</sup> Preisendörfer 2011: 79

<sup>1055</sup> Mayntz, Scharpf 1995: 49 f.

<sup>1056</sup> Reutter, Rütters 2007: 128

<sup>1057</sup> ACS 2017

<sup>1058</sup> Schubert 2004: 11

<sup>1059</sup> Eckloff et al. 2008: 254 und 267



einigen Modellversuchen bekannt – Versicherungsleistungen und Ressourcen abwägt. Würden die gesundheitspolitischen (Lobby)ziele nicht von den Ehrenamtlichen geteilt, würden sie diese auch nicht unterstützen.

Die „Neue ACS“ ist deutlich zentralistischer, mehr top-down, quasi mitgliedslos und straff gesteuert. Sie hat sich zugunsten von Kampagnenfähigkeit und Finanzerfolg merklich von ihren Wurzeln mit dutzenden föderalen Sektionen entfernt. Es ist eine neue Kultur und das Ergebnis sicher nicht mehr mit der Situation aus 2009/2010 vergleichbar.<sup>1060</sup>

### **7.5 Bildung von Sozialkapital**

Die Bewertung, ob und in welchem Maß Sozialkapital von und in der ACS gebildet wird, fußt auf der Auswertungstabelle in Kapitel VII sowie den ausgeführten Einzelaspekten in den Kapiteln 6.2 bis 6.9.

#### **Zum Überzeugungs- und Wertekapital:**

Kapitel 6.3.2 und 6.8 haben aufgezeigt, dass in der ACS von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen ein hohes Maß an Zugehörigkeitsgefühl besteht. Diese Aussage lässt sich belastbar aus den Interviews ableiten.

Das Maß an Vertrauen (siehe Kapitel 6.4 und 6.7) zeichnet sich zum einen durch ein hohes generalisiertes Vertrauen in die Arbeit der Ehrenamtlichen aus, aus den Interviews und den gebildeten Kategorien (siehe Kapitel VII) lassen sich sowohl Maße für das Vertrauen in die Arbeit von Gremien als auch Vertrauen gegenüber Hauptamtlichen ablesen.

Die Anlässe zur Mitarbeit (siehe Kapitel 6.3.3, 6.3.4 und 6.3.7) lassen sich exemplarisch und generell aus der Motivation ‚zu helfen‘ ableiten; bei hohen Inzidenzraten ist ableitbar, dass in einer Bevölkerung oder Gruppe jede/r eine Person kennt, die an Krebs erkrankt ist. Anlässe finden sich somit ‚von selbst‘, hier sind diese Anlässe aber deutlich verknüpft mit dem Aufzeigen von konkreten Handlungsfeldern durch die ACS.

Die Identifikation mit den Zielen und Aufgaben (siehe Kapitel 6.3.2, 6.6 und 6.9) der ACS war über alle Interviews sehr hoch. Dies korrespondiert auch mit der Beobachtung der konkurrierenden Organisationen: Personen, die sich mit einer ‚anderen‘

---

<sup>1060</sup> ACS 2017: Bylaws

Organisation identifizieren, wechseln eben zu dieser. Die Ziele der Organisation werden in Breite und Tiefe geteilt.

Zum **Netzwerkkapital:**

Die Zusammenarbeit in Ehren- und Hauptamt (siehe Kapitel 6.3.1, 6.3.6 und 6.7) findet strategisch, systematisch und regelmäßig statt. Die Verlässlichkeit der hauptamtlichen Strukturen, ihre Verfügbarkeit und Präsenz wurden vielfach betont. Elinor Ostrom hat aufgezeigt, wie wichtig ein institutionalisiertes Arrangement für die Bildung von Sozialkapital ist.

Die Beteiligung an der Willensbildung ‚bottom-up‘ hat einige Ursache-Wirkungszusammenhänge ergeben. In der qualitativen Gesamtschau der Ergebnisse komme ich zu dem Schluss, dass trotz aller Struktur und Strategie ein Übergewicht des Top-down besteht. Dies sehe ich nicht als Diskrepanz zwischen Haupt- und Ehrenamt, denn die zu 50 Prozent mit Ehrenamtlichen besetzten Boards agieren ebenfalls top-down. Eine Bewertung habe ich in Kapitel 7.4 vorgenommen.

Als Plattform für horizontale Vernetzung (siehe Kapitel 6.3.5., 6.9.) ist insbesondere die lokale Verankerung der ACS geeignet. In diesem kommunalen Rahmen und im Rahmen von Gruppen ist die direkte Verknüpfung aus Hilfebedürftigkeit, Hilfe, Unterstützung und lokaler Spendenarbeit zu sehen.

Unterstützung für die Arbeit (siehe Kapitel 6.8.) erhalten insbesondere Ehrenamtliche durch definierte und verlässliche Strukturen, die ACS liefert Sachmittel und Unterstützung durch Kampagnenmaterial, aber auch durch Fort- und Weiterbildung.

Zum **Führungskapital:**

Als Plattform für horizontale und vertikale Vernetzung (siehe Kapitel 6.3.5., 6.6., 6.7.) hat die ACS in beiden Richtungen Erfolge. Der Nutzen für Betroffene, Unterstützer als auch die Institution ist belegbar.

Der Koordinationsaufwand (siehe Kapitel 6.5.) in der ACS ist sehr hoch. Das durch die horizontale Vernetzung eventuell entstehende geschlossene Milieu wird durch Verträge in Form von ehrenamtlichen Arbeitsverträgen wieder geöffnet. Diese enthalten klare Rechte und Pflichten und schaffen vertikal wieder eine Durchlässigkeit. Gruppen mit Interessenleitung sind dabei stabiler als solche mit fixierten Normen.<sup>1061</sup>

---

<sup>1061</sup> Lösche 2007: 14

Dies hat – im wahren Wortsinn – seinen Preis. Aus den gewonnenen Daten und Informationen schließe ich, dass die in den letzten Jahren vorgenommene Zentralisierung auch auf diesen hohen finanziellen und personellen Koordinationsaufwand zurückzuführen ist.

Die Mitarbeiterorientierung (siehe Kapitel 6.9) ist hoch, ungewöhnlich ist der starke Fokus auf Ehrenamtliche und die Unterstützung ihrer Arbeit. Da Ehrenamtliche dies empfinden und im Interview ausdrücken, kann dies gut belegt werden.

Das Vertrauen in die Kollegen und die Institution (siehe Kapitel 6.4) lässt sich in dieser Untersuchung als Ergebnis der Vernetzung und der klaren Kommunikation ableiten. Die Prävalenz von Vertrauen ist dabei bestimmend für die Möglichkeit der Bildung von Sozialkapital.<sup>1062</sup>

Unterstützung bei Problemen mit/auf der Arbeit (siehe Kapitel 6.8) erfahren die Ehrenamtlichen durch ein strukturiertes Netz von Unterstützung durch Hauptamtliche. Die Motivation der Beteiligten (siehe Kapitel 6.4.): individuelle Motivation wird aufgenommen und durch gemeinsames Erleben in neue Formen solidarischen Handelns überführt.

Die Qualifikation der Mitarbeiter (siehe Kapitel 6.5.) hat in der Organisation einen sehr hohen Stellenwert, das gemeinsame Lernen, das Arbeiten mit Benchmarks und die Auswertung von Projekten und Kampagnen („lessons learned“) ist alltägliches Handeln der ACS.

Die Gesundheit der Mitarbeiter (siehe Kapitel 6.5., 6.6.) als Aspekt des Führungskapitals konnte in dieser Untersuchung nicht bewertet werden.

## **7.6 Beantwortung der Forschungsfragen**

Die in Kapitel 4.4 aufgestellten Forschungsfragen werden hier am gesammelten Material und der Interpretation abgeprüft.

1. Die ACS bildet Sozialkapital. Das Überzeugungs- und Wertekapital mit dem Aspekt der Identifikation hat hieran einen hohen Anteil. Im Netzwerkkapital besetzt die ACS besonders die Aspekte der horizontalen Vernetzung und der Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen. Der Aspekt der

---

<sup>1062</sup> Fukuyama 1996: 26

Willensbildung ist nicht so stark ausgeprägt und vertikal nicht gleichgewichtet. Im Führungskapital fallen vor allem die Aspekte Plattform für Vernetzung, Unterstützung und Mitarbeiterorientierung auf.

2. Die Bildung von Sozialkapital geschieht insbesondere durch die in Kapitel 7.3 aufgeführten Managementaspekte.
3. Das Sozialkapital schafft Vertrauen und reduziert damit den Kontroll- und Abstimmungsaufwand. Die Zielgruppe der an Krebs Erkrankten wird konsequent informiert, unterstützt und eingebunden. Zusammen mit der vorgefundenen Kultur der Ehrenamtlichkeit entsteht ein großer Nutzen für die Organisation.
4. Formal findet Meinungsbildung in Komitees und Boards von lokaler bis nationaler Ebene statt. Die Boards werden nach einem Schlüssel mit Laien besetzt, um deren Sicht in den Gremien aufzuzeigen. Zentralisierungstendenzen in den letzten Jahren lassen diese Ausprägung wieder in den Hintergrund treten.
5. Rollendefinition und -findung findet insbesondere bei Ehrenamtlichen strukturiert statt. Ein besonderes Augenmerk liegt auf der Einbeziehung von Krebsbetroffenen und ihren Angehörigen.
6. Die tarierte Struktur zwischen bottom-up und top-down wurde in der Zeit seit der Datenaufnahme deutlich zu einer Top-down-Strategie verändert.
7. Die Zusammenarbeit untereinander ist klar definiert, Rollen, Aufgaben, Rechte und Erwartungen werden regelmäßig diskutiert und angepasst.

Auch wenn die Personenanzahl und die einzelnen Untergruppen sehr groß sind, bezieht sich die Bildung von Sozialkapital nicht auf die Gruppe allein („bonding social capital“), sondern bezieht auch andere Personen, Akteursgruppen und Institutionen mit ein („bridging social capital“). Hier leistet die ACS Transmissionsaufgaben zwischen Individuen und kleinen Gruppen sowie der Gesamtgesellschaft. Auch wenn es Zentralisierungstendenzen gibt, ist die ACS in der Breite so positioniert, dass sie von öffentlichen Stellen und Legislativen gehört werden sollte.

## 8. Schlußbetrachtung

### 8.1 Fragestellung und Methodik

Die Forschungsfragen zur Bildung von Sozialkapital wurden herausgearbeitet und in einen Fragenkatalog umgesetzt, der verschiedene Dimensionen der Bildung von Sozialkapital abbilden sollte. Die Fragenkataloge konnten dabei sowohl für Ehrenamtliche als auch Hauptamtliche fast identisch gehalten werden.

Die Durchführung als qualitative Untersuchung hat sich als belastbar erwiesen; es konnten Inneneinsichten in die Organisation gewonnen werden, die durch Fragebögen und statistische Auswertung nicht annähernd hätten ermittelt werden können. So konnten viele Aspekte der Entscheidungsfindung und Führung unter Eigen- und Fremdsicht (Vorgesetzter, Mitarbeiter, Leiter, Ehrenamtlicher) in verschiedener Weise betrachtet und in die Bewertung einbezogen werden.

Die durchgeführten Interviews und herangezogenen Dokumente und Beobachtungen haben sich als valide und reliabel zuverlässig erwiesen. Die Glaubwürdigkeit der Daten<sup>1063</sup> konnte durch längerfristige Beobachtung, Triangulation (hier Interview, Beobachtung, Dokumentenanalyse), Besprechung mit nicht an der Forschung beteiligten Personen (hier besonders Doktorandenseminar) sowie Validierung und Interpretation von Daten mit ACS-Partnern an diversen Standorten – gewährleistet werden. Die Ergebnisse ließen sich so auch von einem anderen Feldforscher ermitteln.

Vorwissen wurde offengelegt, die vorgenommenen Auswertungsmethode verhinderte eine vorherige normative Kategorisierung. Im Ergebnis liegen Tabellen zur Auswertung auf 41 Seiten mit 30 Kategorien vor. Diese Kategorien umfassen jeweils Einflussfaktoren, intervenierende Variablen (verhindernd, hemmend, fördernd, notwendig, hinreichend) und daraus abgeleiteter Ursache-Wirkungszusammenhänge. Die methodische Strenge hat bei der Kategorisierung der Fälle geholfen, Scheinkorrelationen konnten verhindert werden.

In der Durchführung ergab sich eine hohe Bindung der Personen an die ACS, besonders bei den Ehrenamtlichen. Interviewpartner sprachen von Kult oder – von außen betrachtet – sektenartigem Wirken. Die Loyalität geht sicher nicht über ein rechtlich

---

<sup>1063</sup> Flick 2002b: 401

zulässiges Maß hinaus,<sup>1064</sup> methodisch lässt sich dieser Aspekt in seiner ganzen Bandbreite aber schlecht darstellen.

Die Bedenken gegen eine Dimensionierung von Vertrauen – im Sinne eines Eingriffs in die Privatsphäre<sup>1065</sup> – waren hier nicht gegeben, da es um Vertrauen in Institutionen, nicht um interpersonelles Vertrauen ging. Insgesamt ließen sich die Ergebnisse gut in den theoretischen Kontext übertragen. Eine Generalisierung der Aussagen ist damit zulässig. Der qualitative Hypothesentest ist gut begründet.

## **8.2 Übertragbarkeit der Ergebnisse**

**Eine Übertragung auf eine vergleichbare Organisation ist möglich.** Die Rolle von der Führung wurde herausgearbeitet, die Notwendigkeit von klaren Organisationszielen benannt. Durch die Einführung von Quoten für Ehrenamtliche, Einbeziehung von Laien und an chronischen Erkrankungen leidenden Personen könnte eine andere Organisation den Ansatz und die Managementmethoden der ACS übernehmen. Die Untersuchung hat die Voraussetzungen für die Bildung von Sozialkapital aufgezeigt, ebenso hindernde Faktoren.

**Die Übertragung der Ergebnisse auf eine Organisation in einem anderen Gesundheitssystem, zum Beispiel auf eine Organisation in Deutschland, sehe ich als gegeben an.** Hier würde ich bei vergleichbarer Epidemiologie Argumente vortragen, warum die amerikanische Situation keinen Sonderweg für gemeinnützige Organisationen bietet. Die ACS agiert in einem kompetitiven Umfeld, aber auch andere Gesundheitssysteme erhalten mehr Wettbewerbselemente.

Haller führt aus: „Vor dem Hintergrund eines US-amerikanischen "Staats"-Verständnisses macht es Sinn, die Zivilgesellschaft wo immer möglich "anstelle" der staatlichen Institutionen treten zu lassen: dies setzt aber voraus, dass sich die öffentliche Ordnungsstruktur aus anderen Rastern ableitet, nämlich aus gemeinschaftlichen, religiösen und nationalen. Anders die europäisch verstandene Zivilgesellschaft, welche nur im Rahmen staatspolitischer Identität gedeiht. Fehlt die

---

<sup>1064</sup> Kaufmann 2002: 42

<sup>1065</sup> Kroll 1991: 204

staatspolitische Grundstruktur, so bleiben alle Mühen vergebens.“<sup>1066</sup>

Die besondere Gründungssituation der USA soll nicht geleugnet werden,<sup>1067</sup> wird aber nicht als Argument für fehlende Übertragbarkeit gesehen. Der scheinbaren revolutionären Triebkraft des Protestantismus widerspricht die Tatsache, dass in Irland und einigen südamerikanischen Ländern der Katholizismus als revolutionäre Triebfeder gilt.<sup>1068</sup>

Sicher ist ‚Ehrenamtskultur‘ in den USA verbreiteter und der Gemeinschaftsbegriff in Deutschland anders als in den USA.<sup>1069</sup> Eine ‚traditionelle‘ Ehrenamtskultur habe ich am ehesten in den südlicheren Divisionen wahrgenommen, während an der Ostküste durchaus mit Europa vergleichbare Voraussetzungen herrschten.

Die Organisationsform und Methoden der ACS lassen sich prinzipiell übertragen. Die ACS hat es durch differenzierte Sozialräume und Ethnien in manchen Themenschwerpunkten noch schwerer. Die Effekte sind nicht vorrangig durch die Alltagskultur bedingt: Das Vorgehen der ACS ist kein gefälltes Urteil, sondern eine unternehmerische Entscheidung:

- Zusammenschluss zu einer schlagkräftigen Einheit,
- Bildung eines einheitlichen Markenauftritts,
- Konsequente Einbeziehung von Betroffenen, Angehörigen und Ehrenamtlichen,
- Gremiengestaltung mit 50 Prozent Laien.

Ein solcher Wechsel wäre mit einer korporatistischen Verbandskultur nicht kompatibel, sodass ein solcher Verband klar sehen müsste, dass er einen Teil seiner alten Sicherheit verliert und ein dynamisches und heterogenes Unternehmen wird. Die Möglichkeiten in der Visibilität, Praktikabilität, Kampagnenfähigkeit und ganz allgemein in der Durchschlagskraft sind dabei nicht zu unterschätzen. Dabei ist ein interessantes Ergebnis, das eine ‚Markenbotschaft‘ durchaus zentral geplant und auch top-down kommuniziert werden kann, wenn man sie entsprechend abgestimmt formuliert.

---

<sup>1066</sup> Haller 2004: 193 f.

<sup>1067</sup> Anheier, Seibel 1990: 383 f.

<sup>1068</sup> Coleman, Sukale 1992: 214

<sup>1069</sup> Schröder 2001: 125f.

### 8.3 Handlungsempfehlungen

Als Handlungsempfehlung lässt sich zuerst eine Haltung ableiten: Eine Organisation kann Menschen dabei unterstützen, Hilfe zu leisten und sich zu engagieren. Ehrenamtskultur ist so kein Lückenbüßer für staatlich nicht besetzte Felder, sondern ein durch hauptamtliche Begleitung flankiertes Programm. Aus dieser Haltung heraus können Ehrenamtliche angesprochen, mit konkreten Aufgaben betraut und in einer klaren Vereinbarung mit Unterstützung für eben diese Arbeit versorgt werden.

Die Organisation muss akzeptieren, dass Ehrenamt Geld kostet. Die Effekte sind nicht nur monetärer Art sind, sie können den Charakter und die Sichtbarkeit einer Organisation erheblich verändern. Zur Erweiterung des Spektrums gehört auch das Akzeptieren, Aushalten<sup>1070</sup> und Kanalisieren eines Pluralismus innerhalb der Organisation, immer begleitet durch die Kommunikation der vorher konsensual festgelegten Ziele. Die subsidiäre und freiheitliche Abstimmung braucht Zeit.

Für die Organisation geht es mehr um ein Setting von Rahmen und Regeln, nicht um das Kopieren von Werten aus einer amerikanischen Organisation. Die Berücksichtigung von kommunalen und lokalen Milieus und die Berücksichtigung von Familiensystemen - Ehrenamt muss auch vom Sozialsystem des Ehrenamtlichen selbst ermöglicht werden – können für die Organisation neue Sichten eröffnen. Temporäres Ehrenamt, auch nur für eine Veranstaltung oder Kampagne, sollte unterstützt werden. Ehrenamtliche müssen sich nicht ‚aufopfern‘ oder ‚eine Pflicht erfüllen‘, die Organisation kann vielmehr deren intrinsische Motive unterstützen.

Herausforderung und Chance zugleich wäre das Ansprechen und Aufbrechen von Milieus, die man bisher nicht zum Ehrenamt gewinnen konnte. Die in dieser Arbeit vorgestellten exemplarischen Ehrenamtslebensläufe können hier als Ausgangspunkt dienen. Es gelingt, von Krankheit Betroffene zu Beteiligten zu machen, wenn es Schnittmengen von Programmatik der Organisation und deren Lebenswelt gibt. Denn für viele Untersuchungen gilt der Satz von Putnam: „Das meiste Sozialkapital wird in der Bevölkerungsgruppe gebildet, die es am meisten benötigt. Es könnte deswegen sogar noch ungleicher verteilt sein als finanzielles Kapital und Humankapital.“<sup>1071</sup>

Die Herausforderung der Organisation liegt darin, passende Stellen und Aufgaben für

---

<sup>1070</sup> Hörrmann 1996: 117

<sup>1071</sup> Putnam 2001: 785



die Ehrenamtlichen zu finden. Menschen wissen zu wenig, wie und wo sie helfen können, daher geben Sie auch Zeit und Geld für scheinbar absurde Aktionen, wenn es denn eine inhaltliche Passung gibt. Voraussetzung ist eine echte partnerschaftliche Zusammenarbeit auf allen Ebenen, die über messbare Ziele und mit klarer Kommunikation begleitet wird. Gelingt es, den Eigeneinfluss der Organisation und die individuelle Motivation und Präferenz in Deckung zu bringen, ist dies Grundlage der Transmission durch die Organisation. Damit ist die Ebene der Zivilgesellschaft erreicht, nur ohne Ideologie.<sup>1072</sup>

Malik hat schon 1993 den Umgang mit der hohen Komplexität dieser Aufgaben beschrieben. Entscheidend sei „[...] die Frage, ob und auf welche Weise eine Unternehmung ihre Umgebungskomplexität unter Kontrolle bringen kann und ob sie dies aus ihrem eigenen inneren Funktionieren resultierende Komplexität ebenfalls zu beherrschen vermag.“<sup>1073</sup> Weiter heißt es: „[...] Dabei bleiben die wirklich entscheidenden Maßstäbe guter Führung fast völlig auf der Strecke, nämlich Leistung, Effektivität, echte (im Gegensatz zu vermeintlicher) Menschlichkeit und vor allem die Frage der Verantwortlichkeit vorn Führungskräften<sup>1074</sup>.“ Die Auswahl der Führungskräfte – egal ob haupt- oder ehrenamtlich – benötigt also für eine Organisation mehr Aufmerksamkeit.

Es ist möglich, eine Organisation mit wenigen Mitgliedern zu gründen, die einen inhaltlichen Rahmen vorgibt, diesen kommuniziert und nach Unterstützern sucht. Im Außenauftritt kann diese Organisation ‚für etwas stehen‘ und so wie eine Marke kommuniziert werden. Die von der Organisation zur Unterstützung ausgewählte Personengruppe muss parteilich und nicht neutral unterstützt werden. In der Abwägung von Ehren- und Hauptamt muss Professionalisierung überall dort erfolgen, wo sie unerlässlich ist.

Verfügt die Organisation über ‚tacit knowledge‘, das Wissen um politische Prozesse, kann sie entsprechend Einfluss nehmen.<sup>1075</sup> Sie kann Themen auf die politische Agenda bringen („Agenda Setting“) und sich so als Spiegel für Themen anbieten, die in der Bevölkerung oder der Unterstützerguppe präsent sind. Durch diese intermediäre

---

<sup>1072</sup> Brinkmann 1997: 149

<sup>1073</sup> Malik 1993: 21

<sup>1074</sup> Malik 1993: 29

<sup>1075</sup> Brand 2001: 88 f.

Handlung bekommt die Organisation im Rückschluss Legitimation.

Aus rechtlichen Gründen wäre in Deutschland eine Auftrennung in Gemeinnützigkeit und Lobby nicht zwingend notwendig, eventuell kann dies aus strategischen Gründen aber sinnvoll sein. Die Wahrnehmung der Lobbyarbeit durch einen Interessenverband mit anderen Organisationen wäre ebenso eine Option.

Neue Rahmenbedingungen und neue Aktionsformen erfordern Kreativität von einer gemeinnützigen Organisation. Der Kommunikation mit Beteiligten, auch mit neuen Kommunikationsformen und -kanälen (Narration, Story Telling), kommt eine große Bedeutung zu.<sup>1076</sup>

Je nach Ausrichtung hat die Organisation dann unterschiedliche Ausprägungen:<sup>1077</sup>

- Vanguard: Pionier, experimentell,
- Value Guard: Werte vermitteln, Sichten aufzeigen,
- Advocacy: Kritiker, ‚Watchdog‘,
- Service Provider (insbesondere wenn keine Angebote vom Staat vorliegen).

Ostrom hält fest: „Nachhaltige, komplexe, soziale Systeme zu gestalten, ist immer ein Kampf“ und nennt als Voraussetzungen:

- Verfügbarkeit von Informationen,
- Konfliktmanagement,
- Verbesserung der Regeleinhaltung,
- Bereitstellung von Infrastruktur,
- Förderung von Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit.<sup>1078</sup>

Die Arbeiten von Ostrom sind ein Plädoyer für Subsidiarität, sie haben gezeigt, dass die Lösung in polyzentrischen Systemen liegen kann, die unabhängig und mit spezifischen Regeln auf ihrem Gebiet ein Problem lösen.<sup>1079</sup> Eine Organisation, die diesen Prozess mit begleitet, ist sicher zukunftsfähig. Ein Top-Down-Ansatz ist dabei nicht erfolgreich.<sup>1080</sup> Auch Fukuyama weist auf Ostrom hin: Eine Einigung über Commons geschieht deutlich häufiger, als dass die Einigung scheitert. Die Lösung liegt weder in

---

<sup>1076</sup> Godin 2008: 27

<sup>1077</sup> Toepler, Anheier 2004: 255

<sup>1078</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 79

<sup>1079</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 38 f.

<sup>1080</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 27 f.

Privatisierung noch in staatlicher Regulierung.<sup>1081</sup> Das Vorschreiben von Regeln ist dabei nicht effektiv, das gemeinsame Erarbeiten schon.<sup>1082</sup> Institutionelle Arrangements sind bei der Bildung von Sozialkapital von besonderer Bedeutung.<sup>1083</sup>

#### **8.4 Weitere Forschungsfragen**

Die vorliegende Untersuchung hat Grenzen in ihrem Feldzugang und im methodischen Ansatz. Weitere Untersuchungen könnten folgen durch

- Eine Wiederholung der Untersuchung mit dem gleichen Methodenansatz, um einen Vergleich der Organisationsentwicklung über die Zeit zu erhalten,
- die Auswertung des Datenmaterials mit anderen Fragestellungen,
- die Durchführung der Untersuchung mit gleichem Methodenansatz in einer deutschen Organisation, um die Sozialkapitalbildung und Unternehmensstrategien zu erfassen,
- eine Untersuchung aus Patientensicht, welche Erwartungen diese an gemeinnützige Organisationen haben,
- einen systematischen Ehrenamtsreview in einer Region/Division oder einem Projekt (eine Art Mikroanalyse, um die Effekte noch genauer zu bestimmen),
- eine dezidierte Untersuchung des Wirkungskreises ‚Einfluss auf die Gesetzgebung‘,
- die Analyse von Hauptamt-Lebensläufen, sowohl aufgrund der erhobenen Datenbasis sowie bei deutschen/europäischen Verbänden,
- die Untersuchung der Betriebszugehörigkeit und Bindung bei Hauptamtlichen.

---

<sup>1081</sup> Fukuyama 2000: 108

<sup>1082</sup> Ostrom, Helfrich 2012: 14

<sup>1083</sup> Geißel et al. 2004: 9

## **II. Verzeichnis der Abkürzungen**

ACS: American Cancer Society

ACS-CAN: American Cancer Society Cancer Action Network

DKG: Deutsche Krebsgesellschaft

NGO: Non-governmental Organization

NPO: Non-profit Organization

NRO: Nichtregierungsorganisation

### **III. Verzeichnis der Tabellen**

Tabelle 1: Ausgewählte Verbändemerkmale	17
Tabelle 2: Stellung der Verbände innerhalb der Bedarfswirtschaftlichen Betriebe	20

### **IV. Verzeichnis der Grafiken und Schaubilder**

Tabelle 1: Datenbankabfragen für die Untersuchung	98
---	----

## V. Interviewleitfaden<sup>1084</sup>

Einführung: Dieses Interview ist Teil eines PhD-Projektes an der Universität Bielefeld in Deutschland. Es wird der Einfluss von Verbänden auf das Gesundheitswesen untersucht. Sie haben sich freundlicherweise bereit erklärt an einem Interview teilzunehmen. Die Interviews werden anonym ausgewertet und dienen dem Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Verbänden in den USA und Deutschland. Das Gespräch wird mit einem Recorder aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Es gibt keine falschen oder richtigen Antworten, da das Interview kein Test ist. Es geht vielmehr darum, was sie zu bestimmten Themen und Aussagen denken und wie Ihre persönliche Meinung ist.

- Wie alt sind Sie?
- Wie ist Ihr Familienstand?
- Wenn Sie erzählen möchten: Sind Sie selbst Betroffener oder Angehöriger?
- Welchen Hauptberuf üben Sie aus?
- Wie lange sind Sie schon in Ihrem (Ehren)amt?
- Haben Sie eine spezielle Ausbildung erhalten?
- Wie sind Sie zu Ihrem (Ehren)amt gekommen?
- Was hat Sie bewogen zu dieser Institution zu gehen?
- Sind Sie Teil dieser Institution?
- Ist Krebs nach Ihrer Wahrnehmung ein Tabuthema in der Öffentlichkeit?
- Wie wollen Sie dazu beitragen den Krebs zu besiegen?
  
- Wie sind sie mit Hauptamtlichen in Kontakt?
- Wie sind Ihre regionalen Kontakte?
- Wie sind ihre überregionalen Kontakte?
- Können Sie sich in Ihrer Arbeit auf Ihre Kollegen verlassen?

---

<sup>1084</sup> Im Original im amerikanischen Englisch

- Sind Betroffene direkt in Ihre Arbeit eingebunden?
  - Mit welchen Personen haben Sie am meisten zu tun ( innerhalb/außerhalb des Vereins)
  - Welche Art von Fortbildung erhalten Sie?
  - Wird in Ihrer Vereinigung gelernt?
  - Welches Wissen und Können konnten Sie einbringen / bringen Sie ein?
- 
- Wieviel Zeit verwenden Sie für Ihr Amt?
  - Wieviel Zeit verwenden Sie für koordinierende Aufgaben?
  - Bleiben Sachen auf der Strecke?
  - Fühlen Sie Sich eingebunden?
  - Erfahren Sie Wertschätzung für Ihre Arbeit?
  - Bringt Sie diese Tätigkeit weiter?
  - Was ist für Sie das Allerwichtigste in Ihrer Arbeit?

## VI. Transkriptionsregeln<sup>1085</sup>

Transkriptionsregeln nach Kuckartz, Dresing, Stefer und Rädiker (2008)

Transkription als Word-Datei, Benennung der Datei entsprechend des Dateinamens (ohne Endung wav, mp3)

1. Es wird wörtlich transkribiert, also nicht lautsprachlich oder zusammenfassend. Vorhandene Dialekte werden nicht mit transkribiert.
2. Die Sprache und Interpunktion wird leicht geglättet, d. h. an das Schriftdeutsch angenähert. Bspw. wird aus „Er hatte noch so’n Buch genannt“ -> „Er hatte noch so ein Buch genannt“.
3. Alle Angaben, die einen Rückschluss auf eine befragte Person erlauben, werden anonymisiert. **(Es sei denn es wird anders gewünscht)**
4. Deutliche, längere Pausen werden durch Auslassungspunkte (...) markiert.
5. Zustimmende bzw. bestätigende Lautäußerungen der Interviewer (Mhm, Aha etc.) werden **nicht** mit transkribiert, sofern sie den Redefluss der befragten Person nicht unterbrechen.
6. Einwürfe der jeweils anderen Person werden in Klammern gesetzt.
7. **Lautäußerungen** der befragten Person, die die Aussage unterstützen oder verdeutlichen (etwa lachen oder seufzen), werden in Klammern notiert.
8. Die interviewende Person wird durch ein „I“, die befragte Person durch ein „B“ gekennzeichnet. Bei mehreren Gesprächspartnern gefolgt von ihrer Kennnummer (etwa „B4:“).
9. Jeder Sprecherwechsel wird durch zweimaliges Drücken der Enter-Taste, also einer Leerzeile zwischen den Sprechern, deutlich gemacht, um die Lesbarkeit zu erhöhen.

Unverständliche Wörter werden mit (unv.) bezeichnet. Vermutet man einen Wortlaut, ist sich aber nicht sicher wird dieses durch ein (?) gekennzeichnet. z.B. Xylomethanolin(?)

Längere unverständliche Passagen möglichst mit der Ursache versehen (unv., Zug fährt vorbei) oder (unv., Mikrofon rauscht).

---

<sup>1085</sup> Kuckartz, Dresing et al. 2008



## VII.Extraktionstabelle der Interviewergebnisse

### Auswertung der qualitativen Interviews:

- \* Kategorien der Antworten
- \* Aussagen
- \* Ursache-Wirkungsbezüge
- \* Zeitliche Bezüge
- Kooperation

### Kategorienauswertung

Kategorien	Indikatoren	Variablen	Sach-argument	Ursache	Wirkung	Koop. partner	Regel(n)/Begründung	Zeitdimension	Vermutungen	Quelle Interview
<b>Zuordnung</b>	=Einflußfaktoren <i>Ausprägung</i>	<i>notwendig</i> <i>hinreichend</i> <i>fördernd</i> <i>hindernd</i>								
<b>Alter, Schicht, Herkunft</b> <b>Beruf. Bezug</b>			Fachkräfte in Boards Berufliches Know How in Arbeit einbringen	Wissen als Fachkraft gefragt Psychologe als Vol	Gebeten in Board zu gehen Fokus auf Psychosozial und Public Health					Vol1, Abs7 Vol3, Abs18
<b>Ausbildung, Schulung, Fortbildung</b>		fördernd	Schulung der Vol Schulung der Prof Aufgabe einfach übernommen	Vol nach Gruppen sortiert schulen Schulung nach Bedarf Keine gesonderte	Vol zu Profis Bedarfsgerechtes Personal Hartes Training	Personalabt.	Bedarfsgerechte Schulung Prof. auf ACS Bed. Schulen	regelmäßig		Vol1, Abs5; Vol8, Abs7a; Prof4, Abs57+59; f Prof3, Abs11+43a Rutschen in Vol2, Abs38+40; Vol7, Abs48; Vol9, Abs16; Vol10, Abs12; Vol11, Abs11; Prof3, Abs11; Prof5, Abs5; Prof6, Abs6;

				Ausbildung	"on the job"			Aufgabe rein	Prof13, Abs13; Prof20, Abs5
		Aufgabe einfach übernommen	18 jahre Vorerfahrung	Keine gesonderte Ausbildung					Prof7, Abs
		Aufgabe übernommen, Weiterentwicklung	Mentoren gefunden auf jeder Stufe	Qual. Weiterentwicklung				Zufall, keine Strategie	Vol3, Abs9
Lernen können+dürfen als Vol	fördernd	Lobby Vol. erhalten regelmäßig Schulung Ausbildung über Programme	Schulungsteilnahme	Sicherheit Wachsen mit Aufgaben=Entwicklung		Keine Vol Lobby regelmäßig ohne Schulung			Vol4, Abs15
Qualifizierung der Vol	fördernd	vor Einsatz	Ausbildungs- programm	Einheitlichkeit, Kenntnisse	Staff	Keine Pat.kontakte ohne Schulung	Dt. Selbsthilfe o. Ausbildung der Betriebsorga	Vol5, Abs 3b	
Learning on the Job		Vol hat Staff Partner, lernt Schritt für Schritt	Betriebsorga	Vol spezifisch geschult	STaff	wir schulen ld. dich spezifisch	geschuldet	Vol6, Abs 7; Vol15, Abs31	
Vol als qual. Multiplikatoren UND Fundraiser	fördernd	Vol müssen Rede und Antwort über ACS stehen	Vol erhalten Info und Schulung Einstellen MA auf Arbeit	Qual Antwort der Vol auf Fragen Job-bezogene Schulung				Vol6, Abs37+39; Prof9, Abs67	
			Umfangreiche Programme	Lernen Jahres zyklus				Prof2, Abs5	
			Neues Aufgaben feld	Kein Training (möglich?)				Prof7, Abs7; Prof9, Abs67	
			Vol werden in der Region umfassend geschult	"make sure they feel equipped"				Prof15, Abs2	
		Vor Beginn Case Man. Schulung erhalten						Prof20, Abs7	
<b>Anwerbung Vol/Prof., Ansprache</b>	fördernd	Kenntnis ACS über prof. Arbeit	Direkte Ansprache	Seitdem Board Member	Associate nicht näher benannt		Von Beginn an seit 6 Jahren	Prof25, Abs9	Vol1, Abs3

Notwendigkeit Mitarbeit zeigen	<i>notwendig</i>	Mitarbeit weil notwendig	Direkte Ansprache	Mitarbeit Kenntnis der Institution	nicht näher benannt	seit 30Jahren dabei	Vol2, Abs10
	<i>fördernd</i>	Forscher als Vol	Forschungs-förderung	Direktansprache	Institutsleiter	vor 27 Jahren	Vol3, Abs5+7
			Direkte Ansprache auf RFL	Ausschöpfen Potential an Vol		=seitdem dabei	Prof11, Abs52
Stabilität von EA	<i>notwendig</i>	EA werden gecheckt auf Gesundheit, psych. Stabilität	Vorgabe, Beschluss	Einheitliches Handling		Heftig!	Vol5, Abs13b
Staff wirbt für RFL	<i>fördernd</i>	College wählt RFL als Vol Projekt	Staff wirbt	College wählt aus		Alles doch staff driven	Vol6, Abs24
Institution offen für Vol	<i>notwendig</i>	Andere Institutionen schicken	ACS offen für	Engagement			Vol7, Abs17; Vol8, Abs46; Vol9, Abs66+68; Vol14, Abs8
		Vol weg	Engagement	Halten von Vol			Vol8, Abs46; Vo14, Abs6
		Temporäre Vol willkommen	Aufgaben heruntergebrochen	Möglichkeit und Interesse auch bei beschränkter Zeit			Vol7, Abs32+34; Vol10, Abs6; Vol15, Abs7
		Vol werben Vol für Projekt	Visibles und erklärbares Projekt	Menschen "machen mit"			Vol8, Abs56a
	<i>fördernd</i>	Vol können sich als Ambassador bewerben	Wettbewerb	Interessierte und begeisterte Personen gewinnen Auch			Vol11, Abs49 +51; Vol14, Abs36
		Nur passende Vol in Projekten	Nicht jeder für jeden Job geeignet	Negativauswahl von Vol! bei fehl.Distanz	Staff	Interview, Filter	
		Nur passende Vol in Projekten	Nicht jeder für jeden Job geeignet	Menschen fragen WAS sie machen wollen+können			Vol14, Abs31
			Staff spricht	Vol "umworben", kommen			Vol13, Abs7
		Vol gezielt an	zur ACS				
		ACS sehr groß, damit Spezialthemen	Anziehen von Vol je nach Profession			Vol13, Ab35; Vol14, Abs8	

				MA mit Expertise u Knowledge Volunteer Coordinator	Gute Teams  Exzellente Typisierung  Vol und Jobs		NPO sehr gute  Job Opportunities		Prof3, Abs9b  Prof12, Abs8+10
				Reg. Büros empfehlen Vol für Advocacy Jeder von Krebs betroffen ACS wächst, diff. sich aus Gezielte Ansprache Schichten und Ethnien	Strukturierte Generierung High Level Vol Vol kommen "von sich" ohne Ansprache Diff. Professionals die lange bleiben, von anderen NGO kommen Diverse Volunteering!				Prof16, Abs12  Prof24, Abs40+42  Prof19, Abs53  Prof20, Abs9
								Menschen wollen gefragt, geworben werden  Dann machen sie auch mit	Prof21, Abs26
<b>Auswahl Institution</b>	<i>Konkrete Hilfe der Institution</i>	<i>fördernd</i>	Betroffene in Freundeskreis Familie begleiten	Eigene Betroffenheit in Handeln umsetzen	Nachfrage bei Institution und Unterstützung		Etwas tun wollen helfen (Vol+Prof)		Vol4, Abs3; Vol6, Abs101; Vol9, Abs4; Vol13, Abs5+39b
	<i>"Brennen", "etwas geben wollen"</i>	<i>fördernd</i>	Entscheidung für die ACS	Passion	Engagement			Was du tust, tue ganz...	Vol5, Abs11
	<i>Visibel im Alltag</i>	<i>fördernd</i>	Vol an College gewonnen	Aktionen an College	Stud machen mit College Stud		Auswahl weil Freund Krebs hat	temporäres Reservoir	Vol6, Abs3+5
	<i>Visibel im Alltag</i>	<i>fördernd</i>	ACS selbst ausgewählt	Angebot	Vol gewonnen				Vol7, Abs13; Vol11, Abs7
	<i>Gutes Bsp.</i>	<i>fördernd</i>	Etwas zurückgeben für erfahrene Unterstützung	Informationen und Hilfe als Pat. Erfahren Schon als Kind mit Mutter Fundraising Firma wollte Zus. arbeit mit ACS	Will selbst etwas tun  "Hineinwachsen", 35 Jahre EA Zur ACS Arbeit gekommen				Vol8, Abs3  Vol12, Abs4  Vol13, Abs5

				Kollegin hat aufgefordert	Job erhalten nach			Prof1, Abs7+11
				sich zu bewerben	14 Jahren Vol+Arbeitslosigkeit			
				Ex Chef Anwerbung	Fortsetzung Karriere			Prof7, Abs5
					Health Care			
				Bisherige Arbeit	ACS ausgesucht			Prof5, Abs3
				sehr kleine NPO	diff. Aufgabenfelder			
				ACS mit höchster	Auswahl für Information			Prof9, Abs7
					Bekanntheit+Reputation			
				Sachliche Auswahl	Anstellung ACS			Prof23, Abs11
				Job vor Ort	verschiedene Positionen			
				Die meisten Vol kommen weil sie direkt oder mittelbar betroffen sind				Prof20, Abs11
<b>Identifikation, Überzeugung,</b>	"Kampf gegen WAS" deutlich	fördernd	Kampf gegen Krebs	Noble Aufgabe bringt gute Menschen	Gemeinsame Ziele		Genau das	Vol3, Abs23
<b>Werte "our ACS", "Stolz"</b>	machen		noble Aufgabe	zusammen	hoher Output		kommunizierbar	
	Gemeinsame Standards	hemmend (wenn nicht da)	Vor Merger Zersplittert; Name ja, lokales Programm unklar	Jeder macht "Sein"	Kein einheitliches		D genauso	Vol3, Abs41+43
	notwendig			Programm	Bild, wofür steht ACS			
			Vol. können sich	Einblick in ACS	Bewerbung als			Vol6, Abs78
			Staff Arbeit vorstellen	Arbeit	Staff denkbar			
			Von Mission überzeugt	"Glauben" an die eigene Botschaft	Überzeugung und Engagement			Vol12, Abs30a
			Vol WOLLEN eine Job Description!					Prof20, Abs49
<b>Verbindung Mission/Strategie; nat./lokale Ziele</b>		<i>indifferent</i>	National gibt Ziele vor, Implementierung lokal	Zielprozess nat. Board	Einheitliche Global ziele national	Board national	Mitglieder reg. Boards in nat. Board	Vol2, Abs93+95
	Vision	fördernd	Politischer Prozess hat einheitliches Bild erzeugt	CEO entwirft und kommuniziert Bild	Implementierung einheitliches Bild+Strategie		Viele auf der Strecke geblieben	Vol3, Abs45b

Erklären wofür Mittelverwendung	notwendig	Ziele nur durch Geld erreichbar	Kommunikation klarer Ziele	Verständnis für Fundraising+dessen Unterstützung				Vol4, Abs42; Vol13, Abs55; Vol15, Abs27	
		ACS most trusted	Umfangreiche kommunizierte Programme	Kenntnis, Vertrauen				Vol5, Abs. 23	
		Patient bekommt Survivor zur Seite	Ausgebildete Vol	Progress, Begleitung				Vol5, Abs 25b	
		Projekte auch national wie College RFL	Strat. Entscheidung	Nat. Committees	Staff Partner	Begleitung	lfd.		Vol6, Abs60; Vol14, Abs49
		Mission überall gleich	lokale Punkte berücksichtigen	überregionaler Auftritt realisierbar					Vol12, Abs54
			<b>50/50 Med/Lay</b>	<b>als NORM, Strategie =Entscheidung!</b>					Vol13, Abs21
			<b>Med als President Lay als Chair</b>	<b>Tandem, beide Sichten</b>					Vol13, Abs23
			<b>Merger setzt Over-head frei</b>	<b>Mehr Personen im Feld "für Mission"</b>					Vol13, Abs29b
			Staff erreicht nur 5-10% Bevölkerung	Community Base, grass root als Strategie!					Vol13, Abs29c
			Einfache Mission Schmerz+Siechtum besiegen	Vermittelbar, Identität UND Antrieb					Vol13, Abs39a; Vol15, Abs25
			Differenziertes Vol. - ein WE bis Dauer	Menschen gewinnen und halten					Vol13, Abs43; Vol14, Abs8
			Differenziertes Vol. - lokal bis international	Menschen gewinnen und halten; Paßgenau!					Vol15, Abs17
			Glauben an die Mission der ACS	Authentische Vol, Transport der Message					Vol15, Abs15+37

		Glauben an die Mission der ACS	Gemeinsame Ziele	Prof2, Abs9
		Hohe Übereinstimmung	Erkennbare Veränderung	
		Werte	Gerne arbeiten, Erfolgreiche Arbeit	Prof1, Abs103
		Konsequent Survi. einsetzen	Authentisches Bild, Komm. Über Krebs	Prof3, Abs5b
		MA kennen Projekte und Cancer Figures	Fundraising und Komm. Erfolgreich	Prof3, Abs9a
		Nationwide und diff. Projekte	Verständlich für Förderer, diff. Angebot	Prof3, Abs17
		Zentrale Strat. Der ACS macht ggf. Projekt unmöglich	Versuch Zusammen arbeit Partnerinstitution	Prof4, Abs75; Prof8, Abs75
	Hauptamtler verlieren Mission nicht aus den Augen			Prof9, Abs47
	<b>Strat. Entscheidung</b>	<b>Große klare Gesundheitsziele der ACS</b>		<b>Prof22, Abs7c</b>
	Fundraising Strategie Konzept			Prof17. Abs13
<b>Vision der Institution,</b>	Umfangreiche Forschungsf.	Stategie	Find a Cure	Vol1, Abs15; Vol9, Abs18; Prof1, Abs25; Prof3, Abs7; Prof9, Abs17; Prof12, Abs30; Prof14, Abs23
<b>Forschungsförderung</b>	Umfangreiche Forschungsf.	Frühe Förderung Fellow	Renomme durch 43/44 Nobelpreise	Vol3, Abs13; Vol13, Abs17; Vol14, Abs19; Prof3, Abs7; Prof6, Abs18; Prof8, Abs15; Prof10, Abs23
	Umfangreiche Forschungsf.	Frühe Förderung Fellow	Grundlagen in Klinik überführt	Vol3, Abs13; Prof6, Abs18

		Umfangreiche Forschungsf.	Grundlagen	Cure, LQ ! Und! Funds		Vol12, Abs16; Prof2, Abs17; Prof3, Abs7; Prof7, Abs15; Prof8, Abs17; Prof14, Abs25; Prof23, Abs16
		Umfangreiche Forschungsf.	Mehr Kenntnisse	Kein "Schämen mehr" offene Kommunikation		Vol14, Abs19
		Patienten sehen Förderung ACS bei Treatment	Pat. Als Survivor	Pat. Wird Survivor		Vol5, Abs25a
		Konflikt Forschung vs. Education + Support	Muultiplikator	und Vol.		
			Fokus	Weniger Berücksichtigung	Passage prüfen	Vol10, Abs18
			Foschung	anderer Felder		
Halten von Vol	<i>hindernd</i>	Merger in Region	Merger in der Region	Weniger Vol nötig in ltd. Position	Boards "leitend" nicht anders einsetzbar	Vol2, Abs32
		Themenauswahl wiss. Begründet	Board schaut auf Evidenz	Evidenz/Forschungs themenwahl	Durch prof. Boards Verdrängung weicher Themen	Vol2, Abs130+132
		RFL hat ACS "Gesicht gegeben" die ACS verändert	RFL Start als Fundraising	Entwicklung zu visibler Kampagne/Kommunikation		Vol6, Abs94
		? Vol als Treiber Fusion	"We decide" merger	Zusammenschluss		Vol12, Abs28
			An Mission glauben, Informationen teilen	Vernetzte lernende Organisation		Vol12, Abs62
			Als Fundraisingziel lokal 40% an National	40% der Mittel in Research	Quoten für lokal an National	Vol13, Abs55
			501c3 darf nur begrenzt Lobby machen	Rückzug auf Pat. Service		tw. Weil es so ist, Prof4, Abs85
			50 Staaten, 57 Divisions	Langer Prozess, 57-> 17->13	Strat. Entscheidung	teilweise weil man Disk. Aus dem Weg geht Prof14, Abs17
		Einbindung Survivors				Prof14, Abs43



			als zentrale Strat.		Survi- UND Care giver einbinden Transformation ACS	Authentisch, passende Programme Forschung und Service zu pol. Advocacy		Prof14, Abs59  Prof22, Abs7a  Prof22, Abs11
			Sehr starke Orientierung Evidence und Data Alle Div. In der nat. Assembly dazu Board mit 43 Personen					Prof19, Abs23
<b>Krebs und PR</b>	Krebs "in aller Munde"	fördernd	Krebs als Thema	Öffentliche	Man kann über Krebs reden	eher: Entscheidung		Vol1, Abs11a; Vol2, Abs16+18; Vol3, Abs11; Vol9, Abs12; Vol10, Abs14; Vol12, Abs14; Vol13, Abs15; Vol14, Abs17; Prof1, Abs17; Prof2, Abs11; Prof3, Abs5a; Prof7, Abs11; Prof8, Abs13; Prof9, Abs11; Prof14, Abs19;  Prof17, Abs20
			kein Tabu	Kampagnen	Menschen haben mehr Hoffnung	des Einzelnen (Vol13)		Prof15, Abs45+47+49; Prof24, Abs9
			Krebs als Thema kein Tabu	Amerikanische Kultur	Jedem wird jede Krankheit mitgeteilt			Vol15, Abs19; Prof10, Abs21
			Krebs als Thema kein Tabu	RFL und insb. Survivor Lap	Menschen ehren unterstützen			Prof1, Abs17+19; Prof2, Abs11+13; Prof5, Abs13; Prof9, Abs13; Prof12, Abs14+16; Prof14, Abs21; Prof15, Abs51; Prof16, Abs52; Prof23, Abs13; Prof24, Abs9; Prof21, Abs10
			Krebs als Thema	Einwanderer, erste	Krebs als Tabu	kulturell, nicht		



				und Tel zentral				
				Access to care als zentrale Botschaft	Ansprache: "Geht alle an"		Nicht nur Research!	Prof1, Abs65a+71
				Access to care als zentrale Botschaft	Fundraising effekt			
				Access to care als zentrale Botschaft	Jede/r kann betroffen sein			Prof1, Abs83
				Ansprache differenziert	Auswirkungen, Statusverlust			
	Doppelansprache	fördernd	Kampagnen für Laien und Fachleute		Kampagnen wirken bei Laien und Fachleuten			Prof1, Abs85
				Storytelling von Surv., insb. Access to Care	Authentisch, Hilfsbedarf deutlich			Prof1, Abs87; Prof5, Abs21
			"Bauchladen"	ACS als Marke bekannt	Jeder verbindet etwas anderes damit			Prof3, Abs15
				Abdeckung aller Felder	Alleinstellung Fundraising			Prof7, Abs62
				ACS als Marke einsetzen	es ist ok wenn man Geld sammelt alles kostet viel			Prof8, Abs50
				Surv. Als Advocates	authentisch,			Prof13, Abs67
				Betroffene in PR einbinden	Ergebnisse Gesundheitswesen fassbar machen			Prof16, Abs56
			Weiter hohe Notwendigkeit					Prof18, Abs13
			Möglichkeiten Chancen Therapie usw. aufzuzeigen	Viele Menschen wissen	Größte PR			Prof18, Abs35
			nicht was ACS macht		Herausforderung			
<b>Einbringen persönl. Wissen und Können; Rollendefinition</b>	Eigene Firma unterstützt MA	fördernd	MA kann Vol Arbeit leisten	Eigene Firma unterstützt Arbeit	Vol Arbeit nützt mittelbar Firma	Eigene Firma		Vol1, Abs23b
	Gemeinsames Verständnis	notwendig	Übersetzung zwischen Med.Welt und Laienwelt	Psychologe bringt sich ein	Vermittlung prof. Med. und Laien-Vol.			Vol3, Abs21a
			Personal Knowledge	Berücksichtigung	gute Zusammenarbeit			Vol1, Abs 43; Vol12, Abs50; Vol13, Abs39; Vol14, Abs39



			Fundraising steuerl. Aspekte der Spender berücksichtigen					
			Individuelle Vol "Karriere"					Prof20, Abs23
			mgl. Je nach Vorerfahrung+ Anspruch					
			Alle Vol auf nat Ebene					Prof20, Abs31
			in Database!					Vol2, Abs134; Vol4, Abs33+68; Vol7, Abs15; Vol10, Abs70; Vol11, Abs7+13
<b>Persönliche Motivation ("Hilfe anderer"); Engagement, Freiwilligkeit</b>	Vol beim "Helfen helfen"	fördernd	Vol. wollen helfen	Notwendigkeit der Hilfe klar	Institution hat Angebote von Prävention bis LQ			
				Helfen weil einfach gut und wichtig	Daher nicht um des Dankes willen			Vol12, Abs35; Prof14, Abs35
	Gutes Umfeld Personen	fördernd	Gemeinsame Arbeit mit guten Leuten	Homogene Menschen zusammenbringen	Gruppe arbeitet zusammen und bleibt zusammen			Vol4, Abs17; Vol5, Abs3c; Vol8, Abs5
	Überengagement Vol.	fördernd	Vol. kümmern sich mehr um	Identifikation mit Institution+Zielen	Fehlender Blick für Prios		Sehr!	Vol3, Abs53
		hindernd	Institution als um sich ACS bietet von Forschung über	Institution+Zielen	Fehlender Blick für Prios		ambivalent	
	Breites Spektrum	fördernd	Hilfe bis Lobby viele Felder	Entscheidung breites Spektrum	Umfassende Organisation	Keine Zersplitterung		Vol4, Abs7; Prof3, Abs47
						Wirkungsmacht		
	Profit+Patient schwer vereinbar		Dank der Patienten als Motivator	Direkte Hilfe am Patienten	Konkretes Erleben der Hilfe			Vol5, Abs56+58+60; Vol7, Abs40; Prof15, Abs6+8
			Müde durch viele Arbeit	Umfangreiches Programm	Gutes Gefühl effektive und kontinuierliche Arbeit			Vol5, Abs36
			Anerkennung	Gelungene Aktion, Fortschritt Aufzeigen wo Menschen	Lob und Anerkennung			Vol6, Abs53
	Profit und Patient vereinen	fördernd	Hilfsberufe entspr. Quali einsetzen	Vol kommen "for the cause"	Hohe Eigenmotivation			Vol7, Abs7+69
			Vol kommen "for the cause"	Vol kommen "for the cause"				
			statt "for the task"	auch "niedere" Arbeiten zu tun	gewöhnungsbedürftig			Vol9, Abs77

Betroffenheit als Treiber	Familie und Freunde erkrankt	Aktive Mitarbeit	Vol10, Abs31; Prof5, Abs25; Prof6, Abs10
Betroffenheit als Treiber	Selbst erkrankt nach 25 Jahren Vol	Verstärkung Einsatz und Empathie	Vol15, Abs23
	Vol gefällt Arbeit sehr gut	Gefühl selbstsüchtig zu sein	Vol 11, Abs61
	Vol Work macht Spaß	Subjektiv keine zeitl. Belastung	Vol14, Abs38
	Vernetzen von reg. und überreg. Inst. und Versicherungen	Gemeinsame Kampagnen und Außenauftritt	Prof1, Abs43
	Inhalte gut, Arbeit wird geliebt	hohes - auch zeitl.- Engagement	Prof2, Abs27
Nicht nur Zahlen, auch Qual. Der Arbeit berücksichtigen			Prof2, Abs41
	Passion, Stolz auf Arbeit	Work Life Balance beachten Balance indoor/outdoor Meeting /Counterpart	Prof3, Abs35+37
	Menschen manchmal zuviel Passion	Ausbrennen, falscher Fokus	Prof3, Abs41
	Eigene Betroffenheit	Blick auf "Needs" der Betroffenen	Prof3, Abs57
	Kind schwer krank	Gedanken Health Care	
	Mutter verstorben	Seit 14 Jahren bei ACS	Prof11, Abs6
	Mission NGO erkannt		
	Eigene Betroffenheit erlebt	Life Changing Thing Jobwechsel	Prof9. Abs23+25
	Gefühl an etwas Großem mitzuwirken	Sehr lange Betriebszugehörigkeit	Prof18. Abs5
Freude an gemeinsamer Arbeit			Prof21, Abs8

Pers.Beitrag, Teilhabe "bottom up", Einfluß auf Institution			und Zusammenarbeit mit Vol				
Screening propagieren	notwendig	Früherkennung und Screening	Kenntnisse aus Job	Überzeugendes Statement			Vol1, Abs23a; Vol12, Abs43
Zuwenig Kenntnis von kosten losen ACS Angeboten	hemmend	Angebote ACS zuwenig bekannt	Zuwenig Propaganda	Angebote ACS zuwenig bekannt			Vol1, Abs 59
Lokales Einbringen	fördernd	Persönliche Skills einbringen Einbindung lokal richtig und wichtig (meiste Aufgaben)	Vision, Bild der Grassroot schaffen Vol werden für lokale Projekte gewonnen	Vision, Bild zeigt sich Vol in lokalen Projekten Sicht der Betroffenen			Vol2, Abs50  Vol2, 136
Einbindung Betroffene in Entscheidungsgremien	fördernd	Survivor in Advisory Board Ambassador group diskutiert Themen Board sucht nach sinnvollen Board Membern	Ansprache  Leiter bringt dies in nächste Ebene Nutzenbieten aus ACS Sicht+comm.based Weitergabe Info n. oben, Surveys Board als Bindeglied Board/Community EA Boards treffen Strat. Entscheidung Board sucht Weg einheitl. Struktur, Autorität Kann Community Aspekte i Board bringen Division kann EBM	im Board Themengenerierung "von unten" Ich werde angesprochen als Board member Basis/Region fühlt sich ernstgenommen Lokale Initiativen eingebunden Ausrichtung Inhalte tend. Richtig AUCH Vol Institution berücksichtigt den Ansatz Umsetzung reg. Und	Auswahl wie?		Vol8, Abs28  Vol8, Abs57+8+59+60  Vol12, Abs30b Vol12, Abs39 Vol14, Abs70 Vol12, Abs48b  Vol14, Abs33 Prof1, Abs31

			Kampagnen vorsch.	überregional			
			Stelle, Strategie	Mitarbeit an Fundr. und Vernetzung			Prof2, Abs15
			Als Manager viel im Feld	Visible Person und greifbare Institution			Prof3, Abs21+23
			Lokale Grenzen klar haben	Division oder Nat. wird in Projektentw. Einbezogen falls nötig			Prof3, Abs49; Prof14, Abs63+65
			Konkrete Hilfsangebote machen können	Gutes Gefühl			Prof4, Abs23
			VP aus Region in Nat. Task Forces	Bottom up verknüpft			Prof10, Abs64+66
			Utilize Vol und Prof	So viel Mittel wie möglich sammeln			Prof11, Abs24
			Lokale Ergebnisse Rückkoppl. National	Konkrete Aufnahme und Unterstützung durch Nat.			Prof11, Abs64
<b>Zusammenarbeit Vol/Prof, Regeln; Menschen bei EA unterstützen</b>		hemmend?	Vol. werden	Nominierung	Nur so Engagement	gesetzte Boards	Vol2, Abs73; Prof10, Abs52+54
			nominiert Neues Bild ist kommuniziert		in Boards	wie in D!	
	Kommunikation der Vision	notwendig		Entscheidung Kommunikation	Menschen mitnehmen		Vol3, Abs55; Prof4, Abs69
	Hauptamt/CEO in Board	notwendig	CEO begleitet Chargeprozess	Entscheidung	Ziele und Prios nachvollziehbar		Vol3, Abs55 Vol4, Abs11+23+25; Vol15, Abs31
Empowerment von Vol	fördernd	Zuordnung Staffpartner High Level Vol	Management - Entscheidung	Vol fühlen Unterstützung können arbeiten			
Unterstützung durch Staff bei Projektarbeit	? Hemmend ? Fördernd	Staff organisiert Kontakte Projekt Klinik Facilities	Initial alles über Staff Desk, Kopien	Regeln klar, Staff Vol in der Phase aussen vor	Keine Klinikproj. fortdauernd ohne Staff		Vol5, Abs13a+15a
Zusammenarbeit Vol mit Prof. aus Projekten!		Prof. in Projekten manchmal zurückweisend	Angst um Status und Grenzen	Dissonanzen, Negative Ergebnisse	"conjunction, not competition"		Vol6, Abs57 Vol5, Abs19+21



Zusammenarbeit Vol mit Prof. aus Projekten!		Ohne Vol Prof. Arbeit nicht zu schaffen	Sehr viele Aufgaben (incl. Fundraising)	Verteilung auf Prof und Vol nötig		Talente einsetzen	aber auch: striktes management durch Prof!	Vol9, Abs83; Vol11, 35; Prof13, Abs35; Prof14, Abs53; Prof17, Abs46
RFL Comittee an Gegebenheiten anpassen		RFL Com. Nur Studenten related to staff	RFL als Projekt an College	RFL Student Committee	STaff	College Staff		Vol6, Abs13; Vol8, Abs74
		Staff für Vol greifbar	Strat. Entscheidung und Wahrnehmung "Dienst"	Engagierte Vol				Vol6, Abs66+70; Vol14, Abs49
		Für Vol verpflichtend	Strat. Entscheidung	Durchgängigkeit	Vol und Staff	Pflicht Zus.arbeit		Vol8, Abs80; Vol9, Abs62; Vol12, Abs12; Vol14, Abs49; Vol15, Abs31
Regeln für Projekte	hemmend	Staff Partner je Projekt	Anpassen Projekt vor Ort	Lauffähiges adaptiertes Projekt		Best Practice!	A little bit anarchy!	Vol6, Abs105+107
		Vol macht das was er am besten kann	Staff unterstützt die Arbeit	Effiziente Zusammenarbeit				Vol7, Abs57; Vol14, Abs49; Vol15, Abs31
		Vol und Staff Chair leiten Board Meeting	Klare Leitung und Agenda	Verlässliche Inputs und Outputs				Vol8, Abs36a
		Staff schickt Request	Börse für Tätigkeiten	Reservoir EA				Vol9, Abs58; Prof15, Abs129
		Vol suchen Vol		Differenziertes Volunteering				
		Zusammenarbeit Vol Staff	Regelmäßige Abst. Staff/Vol	Koordiniertes Vorgehen		Gilt auch für Boards/CEO (Vol12)		Vol10, Abs52; Vol12, Abs48d; Prof17, Abs44
			Staff erreicht nur 5-10% Bevölkerung	Community Base notwendig				Vol13, Abs29c
			Vol und Prof. Betroffen durch Fam/Freunde	Identifikation				Vol13, Abs39b
	gut, schlecht??		Staff arbeitet weit über bez. Maß hinaus	Staff Counterpart wie ein Vol!				Vol15, Abs31; Prof6, Abs46

Lokales Projekt reg. entscheidbar Staff/VP	Vertrauensv. Zus.	Freundschaften	Vol15, Abs33
	Vol. Prof.	darüber hinaus	
			Prof2, Abs23
	Fördern und Fordern von Boards	Boards als großes Kapital	Prof3, Abs25
	ACS hat Rolle von Surv bei PR klar	Surv. Home Story Pitch nach Absprache	Prof5, Abs33
	Prof. Counterpart bei RFL dabei Staff hat Dienstleistung	Vol fühlen sich unterstützt	Prof6, Abs22+24
	haltung Staff hat Dienstleistung	Vol fühlen sich unter stützt und ernstgenommen	Prof6, Abs44+76; Prof11, Abs44
	haltung	Sponsorpartner	Prof14, Abs29
	Strategie und gem. Ziel	öffentlichkeit Vol. in Fundraising Kampagne einzubeziehen	Prof7. Abs71
	Hoher Einsatz Prof für Belange von Vol Vol sprechen Betroffene	Verbindliche Zusammenarbeit	Prof10, Abs29; Prof13, Abs61
	an, kult. Gruppen	Case Manager erhalten Zugang	Prof12, Abs44
	Vol prof schulen	Auch für Callcenter usw. einsetzbar	Prof15, Abs127
	Prof Advocacy begleitet Vol	Präsente Vol Advocacy vor Ort	Prof16, Abs8
	Reine Vol Advocacy läuft nicht	Staff Partner nötig!	Prof16, Abs30+32
	Profis national	"Truppen vor Ort"	Prof16, Abs64
	Konsequente Einb.	Gute Vernetzung	Prof23, Abs28

				anderer Vol+Prof	und Zusammenarbeit			
				auch bei strat. Plänen operativ Board Eingriff	Komplexer Weg der Abstimmung, offener Prozess			Prof23, Abs44
			Strukturierte Einbindung					Prof24, Abs44
			Vol					
			Vol werden auch in Fundr. Kampagnen einbezogen					Prof17, Abs42
				Boards rotieren in schnellem Wechsel	Begleitung Unterstützung durch Prof. nötig			Prof18, Abs37
			50/50 Aufteilung wird positiv bewertet					Prof19, Abs41
			Rechte Pflichten bei Highlevel Vol per Social Contracting mit Staff Partner					Prof20, Abs21
<b>Gemeinsames Lernen, Entwicklungsmöglichkeiten</b>	Förderung Vol "on job"	notwendig	Stufenweise Übernahme Verantwortung+Aufgaben	Ehrenamt-Karriere z.T. mehrere Rollen	Hineinwachsen in Aufgaben	Werden "Key Vol" (Vol14)	Erfolg, keine Überforderung	Vol2, Abs12; Vol8, Abs11; Vol13, Abs7; Vol14, Abs25; Vol15, Abs9
	Bereitschaft Lernen	notwendig	Verantwortung+Aufgaben ACS geht auf Vol ein	Inhaltlicher Benefit Struktur, Haltung	Inhalte aus Vol Institution verändert sich lfd.	Hohes Interesse		Vol2, Abs48 Vol6, Abs109
	Entwicklung Gesellschaft beobachten	notwendig	Umfangreiches Lern Programm für Vol Aufgreifen gesellschaftlicher Entwicklungen	Vol kann Inhalte sogar im Job verwenden Aufgreifen aktueller Themen	Bezug Fundraising herstellbar beruflich verwertbar	Engag. Vol		Vol14, Abs25 Vol2, Abs106
	Kommunikation der Ziele	notwendig	Lernen der Institution findet statt	Lernen als Managingprozess	Entwicklung und Teilen von Zielen u Prios	Kommunikation, Verstehen, Teilen=Teilhabe	Switch von Organ Cancer zu Cancer Control	Vol3, Abs69; Prof10, Abs78; Prof12, Abs82

Lernen als kontinuierlicher Prozess	Lernen findet lfd. statt	Bessere Kommunikation und Output		Vol12, Abs58; Vol14, Abs23
Lernen als kontinuierlicher Prozess	Vol bringen viele Aspekte ein	Prof und Institution lernen von ihnen		Prof6, Abs84
College RFL Students werden	Vol begleiten,	Studenten fallen nicht	Staff	Vol6, Abs96
Community RFL Member	entwickeln	ab, werden Multiplikatoren		
Neue Formen Vol durch Arbeitslosigkeit	Menschen arbeitslos, temp. Vol	"Raus aus Ecke" pot. Jobchance		Vol9, Abs60
Division mit untersch. Kulturen	Sicht in jew. Teilstaat auf Teilprobleme	Besonderheiten können berücksichtigt werden		Vol12, Abs54
	Zulassen variablen Engagements	Vol bleiben mit Phasen über Jahrzehnte bei ACS		Vol13, Abs7
	Board 50/50 Med. und Laien	Alle "Sichten" einbezogen	STRATEGIE u.a. auch "Vision"	Vol13, Abs19; Prof14, Abs55+81
	einerseits Chartered, aber auch best Practice	Einheitlichkeit und Lernen		Vol13, Abs33
	Sicht verändert, individueller	Institution unterstützt Surv. Bei individuellem Weg Infobeschaffung besser		Prof1, Abs91+93
	Neue Themen, Schulungen	Inst. Lernt im Ausprobieren neuer Programme		Prof2, Abs75+77
	Best Practice Fundr. +Ansprache Companies	Institution lernt durch Kommunikation		Prof3, Abs49
	Personalentwicklung	Gleiche ähnl. Position		Prof4, Abs 5+9
	Wechsel Div.	andere Division		
	Personalisierung+ Lokalisierung	Lernen der Institution		Prof7, Abs28+30+32

Fundraising

Bereitschaft von Vol zu lernen      Essentieller Beitrag Vol

Prof9, Abs73

Idee Vol aufgreifen      Bottom up lernen  
Ausweitung Region

Prof11, Abs56; Prof14, Abs39

Vol schlagen Themen vor      Nicht jedes Thema umsetzbar

Prof16, Abs38

Prof schlagen Strat vor      Abst. Board, Entscheidung

Prof22, Abs9

Lern- und Überzeugung      Int. Nun anerkannt

Prof23, Abs30+32

Prozess Int.=relevant

hemmend

ACS strukturierte Org      Probleme mit int. Kulturen und Mentalitäten  
wird besser!

Prof23, Abs38+42

Sehr gutes gemeinsames Lernen Nat/Div

Prof24, Abs50

Sehr hohe gemeinsame

Prof19, Abs47

Lernkurve Gremien/senior Professionals auch und gerade Lernen für die Profs

hemmend

Vol machen "20 Jahre ihr Ding"

Relationship Building notwendig

Prof20, Abs47

verstehen warum vol Programme machen und nicht ändern wollen

Sehr guter Ansatz gemeinsames Lernen

Prof21, Abs14

mit Sozialarbeiter/Fieldmanager in Kommunen

hemmend

ACS lernt nicht von den Erfahrungen der Sozialarbeiter vor Ort

weil es das nicht will? Sieht?

Prof25, Abs35

**Vernetzung, horizontal (satisfaction, comittment), "Tribe"**

Nationale Vorgaben

hemmend

National sieht und setzt Trends

Struktur und Aufgabenteilung

Regional/lokal keine Themen

Vol2, Abs108

Erleben von Gemeinschaft

notwendig

COTH großer Eindruck

Erleben das ACS pol. Wahrgenommen wird

Gefühl "bewirken können"

Echtes Tribe?!

Vol3, Abs64

Grassroot

für Vol und Politik

auch auf lokaler Ebene

Programme und Lobby in

hemmend

ACS-CAN hat eigenes

Lobby nur bei eigener

Vernetzung der Boards

kann schwierig

Vol2, Abs128

zwei Organisationen		Board	Rechtsperson C4	notwendig		sein	Vol3, Abs21b; Vol6, Abs49+85; Vol7, Abs36; Vol7, Abs38+75
Begeisterungsfähige Menschen	fördernd	Menschen von Aufgabe eingenommen	Gehen mit Begeisterung voran	Andere Menschen bleiben, neue kommen hinzu			Vol5, Abs15b+38; Vol7, Abs36; Vol8, Abs7b; Prof9, Abs21b
Initiale Gruppen	fördernd	Mehrere EA mit einer Aufgabe	Gemeinsames Interesse+Schicksal	Gemeinsames Programm		Put People together	Vol5, Abs17b; Vol8, Abs15; auch: Prof9, ehemals Surv/Vol
Zugang Betroffene durch Survivors	fördernd	Survivors bekommen Zugang zu Patienten	EA einsetzen	Direkter Zugang			Vol6, Abs87
Wertschätzung, Dank	fördernd	RFL Comm. Und Teams erhalten Dank	Entscheidung	Anerkennung			Vol10, Abs68; Vol14, Abs12; Vol15, Abs11
		Communitie Basis	Lokale Arbeit vor Ort	Unterstützung vor Ort		Basis entscheidend	Vol12, Abs10
		Hope Camp mit Vol	Vol als Gruppe	Alle Funktionen mit Vol zu besetzen			Vol13, Abs29a
Staatliche Identität	hemmend		Bundesstaaten mit eigener Kultur und Identität nicht mergerbar	Bleiben als Bundesstaat allein			Vol13, Abs31
			Merger mit Vol nicht ökonm. Geprägt wie mit Staff	Leichere Überzeugung der Vol			Vol14, Abs46
			Eingebundensein	Gefühl "Part of a Movement"			Prof2, Abs25
	hemmend	Mehr Zusammenarbeit hilfreich zur Abstimmung					Prof2, Abs31
			Vernetzung aktiv gestalten	Betroffene und Inst. sind vernetzt			Prof2, Abs35; Porf7,
			Das Richtige mit	Fühlt sich vernetzt			

							Abs40; Prof8, Abs42
				den richtigen Koll.			
				Abstimmung und Vernetzung als Strat.	Erfolge mit der Strat.	(auch Fundraising, Prof7)	Prof5, Abs39; Prof7, Abs48
				Teilnahme an RFL als Surv	Sicht geändert, beeindruckt weiter engagiert		Prof9, Abs9
				Vernetzung andere Institutionen	Pat. Auch dort hinschicken wo bestes Coping		Prof15, Abs119
				Gegenseitiges Lernen und Befruchten auch auf int. Ebene			Prof18, Abs25
				Vol. können im div. Und nat Board sein			Prof19, Abs36
<b>Inklusion/Bridging</b>	Lokale Basierung	notwendig	Lokale Basierung	Lokale Basierung	Erfolgreiche	Wird von immer	Vol2, Abs138
<b>Exklusion/Bonding</b>			entscheidend	schafft Vernetzung	Arbeit	weniger gesehen	Vol4, Abs46; Vol8, Abs40; Vol9, Abs24; Vol11, Abs11; Vol14, Abs61
	Einbindung Survivors	fördernd	Vol arbeiten direkt mit Survivors, Surv=Vol	Prozess und Strategie	Survivors angenommen und willkommen		
	Einbindung Survivors	fördernd		Einbindung Survivor Family Staff	Verständnis Verbundenheit		Prof1, Abs99
		fördernd	Durch gemeinsamen Auftritt etwas erreichen	Gemeinsam auftreten	Visibel, gemeinsam gestärkt		Vol4, Abs52; Vol6, Abs91; Prof14, Abs83
	Gemeinsames Agieren für Aktion	notwendig	EA organisieren PR und Fundraising	Notwendigkeit PR und Fundraising klar	Aktion erfolgreich		Vol5, Abs5
			Working together with good people Fühlt sich sehr gut eingebunden	Zusammenarbeit, Freundschaft	DIESE Zusammenarbeit ist dann der Treiber	GANZ ENTSCHEIDEND	Vol12, Abs37
				Sehr gute Vernetzung	Gute Einbindung		Vol12, Abs41

Prof. Zusammenarbeit Board	notwendig	Kenntnisse im Board ernstgenommen	Homogene Gruppe		Vol12, Abs50
		Vol gewinnen durch Testimonial	Gewinnen und Halten EA		Vol13, Abs43
		Staff und Vol. an gemeinsamen Projekten	Inegration der Gruppen gelingt		Prof2, Abs47; Prof6, Abs42
		Ansprache und Teilhabemögl.	Surv=>Vol=> Einbindung=>Halten		Prof2, Abs63+69
		Multi-Board mit Verbindungen	Bridging für MA der ACS zu Health Care		Prof3, Abs23b
		Einbindung, Halten	Vol Jahrzehnte dabei Viele MA vorher Vol/RFL		Prof3, Abs29
		Menschen an Beratung binden			Prof15, Abs55
		sieht Prof15 auch als Bonding			
		ACS unterstützt Inst. In anderen Ländern	Also B2B Modell, nicht B2C		Prof23, Abs34
		Wunsch mehr direkter Kontakte	Als Sozialarbeiter stark vernetzt Vol	In Koordination nicht mehr so stark	Prof24, Abs33+35
		Gelebte Zusammenarbeit			Prof17, Abs59
		Teams Prof und Vol Vol fragen aktiv nach Zielen		gestalten diese durch arbeit mit, also vice versa	Prof20, Abs65
		Echte Zusammenarbeit, gemeinsam an einer Sache			Prof21, Abs16
<b>Kontakte Regional</b>		Viele Kontakte District zu Professionals			Vol1, Abs 37
		Lokale Aufgabe bedeutet	Vol. beginnt	Kontakte und damit	bleibt wenn Vol3, Abs27; Prof11, Abs44



			lokale Kontakte	lokal	Basis lokal		es einem wichtig ist	
			Bleiben Aufgaben treu	Hineinwachsen in Aufgaben	Verwurzelung bei Events			Vol4, Abs13; Vol14, Abs12
			Suburbs prägen Region	Arbeit außerhalb	Wohnen und Volunteering vor Ort			Vol10, Abs24
				Lokale Wurzeln mit Vol	Strategie gehalten trotz ggteil. Forderungen Wirkliche			Vol13, Abs59; Vol14, Abs68
				Strategie Einbindung Kommune	Vernetzung			Prof2, Abs71
				Projektideen in der Region managen	Projete können lokal oder div. Umgesetzt werden Marketing als Service	Indiv. Projekte Prof7 Abs88		Prof3, Abs49; Prof6, Abs68+86+88; Prof9, Abs88
				PR Themen lokal suchen				Prof5, Abs37
				Strat. Entscheidung	Fundraising in der Region koordiniert		Prüfkriterien für ROI usw. !	Prof7, Abs38; Prof10, Abs68
			Kontakte strategisch zu High Level Spendern	Viel Außenarbeit	Neue Strategie wird von Koll. Akzeptiert			Prof8, Abs22+28
			Aufgabenzuschnitt reg. nur Manhattan					Prof8, Abs60
				Regionalleiter sucht Klinik auf	Kontakte und Infos aus 1. Hand und vice versa			Prof15, Abs111+113
<b>Kontakte überregional</b>	Durchlässigkeit bottom up	hindernd	Keine Kontakte überregional	Kontakte horizontal und regional	Bottom up für Kontakte und Themen Wunschbild		Bottom up fraglich	Vol1, Abs 37; Vol4, Abs62
	Trotz überreg. Aufgabe lokalen Bezug halten	fördernd	Lokaler Bezug trotz überreg. Aufgaben	Vol. hält lokalen Bezug	Vernetzung, nicht abgehoben sein		von pers. Motivation abhäng.	Vol3, Abs27+31
			Vol. gehen auf überreg. Konferenzen	Überreg. Projekte	Überreg. Vernetzung			Vol6, Abs76

				Auswahl harter Fakten	Koordination international		Prof23, Abs24
				int. Cancer Control	ACS und UICC		
			Durch intt. Zusammenarbeit Erfolg möglich, neuer Fokus	Auf nationale Aspekte achten			Prof18, Abs17+19+45
<b>Vertrauen, "Trust"; Zusammenarbeit</b>			Prof. Zusammenarbeit	Kalte Profis?	Professionalität ist kein Vertrauen!	Doch sehr distanziert prof. Umgang	Vol1, Abs 47
	"good people" = trust	fördernd	Hoher Vertrauensgrad	Gute Besetzung der Board (s.a Election) Verlässliches bekanntes Committee	Vertrauensvolle Zusammenarbeit Vertrauensvolle lange Zusammenarbeit	Überkreuz-nominierung?	Vol3, Abs35; Vol12, Abs54 Vol10, Abs41
				Access to care Kampagne	ACS als trusted organization		Prof1, Abs65b+67+69
				Sehr hohe Reputation	Vol +Survivors		Prof3, Abs31; Prof6, Abs80
				"We inspire Trust"	bei Institution		
				Prof. bringt gute Projekte ein	Vertrauen Vorgesetzte		Prof6, Abs90
				Sehr hohe Unterstützung unter Kollegen	das nächstes Proj. Auch so ist Vertrauen, Zusammenarbeit		Prof6, Abs103
				ACS in Community Gruppen, Sprachen	Vertrauen in Institution greifbares Angebot		Prof12, Abs34
			Sehr starkes Vertrauen in die Arbeit der Vol				Prof24, Abs38
				Economic downturn	<b>Noch mehr Vertrauen in Vol notwendig</b>		Prof20, Abs27
				Hoher Level an Comittment nötig	Auf die Vol zählen können		Prof16, Abs28

<b>Gefühlte Einbindung</b>			Eingebundensein		Fühlt sich völlig eingebunden			Vol1, Abs9; Prof11, Abs20; Prof13, Abs23
	Richtige Aufgabe für Volunteers+Profs	notwendig	Eingebundensein	Richtigen Platz gefunden	Fühlt sich völlig eingebunden			Vol7, Abs61+67; Vol14, Abs46; Prof9, Abs21a; Prof10, Abs19
		fördernd	Merger schwieriger	Leitung bezieht Vol.+deren Themen ein	Überzeugter		Führungs-	Vol3, Abs47
	Empowerment Patienten	fördernd	Prozess ACS Kampagne Speak to your Dr.	Kampagne und Umsetzung	gemeinsamer Prozess		abhängig	Vol5, Abs9a
			Fühlt sich mehr Teil ACS als Teil des College COTH als zentrale Botschaft	Einbindung der Vol	Vol als Teil der ACS			Vol6, Abs26
	Gemeinsames Erleben schaffen	fördernd	Ambassador Arbeit als Gemeinschaftserlebnis Survivors "in die Mitte stellen"	Entscheidung und Umsetzung Gemeinsame Auftritte	Projekt mit hoher Identifizierung und Außenwirkung			Vol8, Abs38
			ACS als "2. Heimat"	Kampagnen Ausrichtung Kampagnen	Gemeinschaftsgefühl			Vol8, Abs60
			Differenzierte Programme für Vol	Passende Programme	Zufriedene Vol.			Vol9, Abs34
				Inhaltliche und intell. Herausforderung	Raum für pers. Wachstum			Vol14, Abs29
	Ernstnehmen, Einbinden	fördernd	MA werden respektiert	Kommunikation und Einbindung stimmig	MA fühlen sie als Teil der Institution			Prof1, Abs15; Prof3, Abs43b
				Schulungen und Unterstützung	Nach kurzer Zeit Gefühl Eingebundensein			Prof4, Abs15
				Kommunikation, Training	Vol/Surv fühlen sich als Teil der Institution			Prof2, Abs65
<b>Gefühlte Wertschätzung,</b>	Wertschätzung Vol	fördernd	Hohe Wertschätzung	Sehr dankbare	Anerkennungs (Prof.) Vertreter			Vo1, Abs31a; Vol14, Abs44

"Ehre", "Honor"

			Institution/Personen Einsatz und Zeiteinsatz	gefühl	der ACS	
Zeit der Vol und Einsatz respektiert und wertgeschätzt	notwendig		resp./wertgeschätzt	Gefühl Wert		Vol1, Abs 61a; Vol14, Abs44
		Hohe Wertschätzung Vol untereinander	Hohe Wertschätzung	Anerkennung		Vol2, Abs54; Vol9, Abs42
			Hohe Wertschätzung vor EIGENER ARBEIT	Nicht zwingend "Dank" notwendig		Vol15, Abs29
Familie unterstützt Vol	notwendig	Hohe Wertschätzung Familie	Hohe Wertschätzung	Anerkennung	bisher	Vol2, Abs54; Vol4, Abs29b+31; Vol8, Abs42; Vol8, Abs50; Vol9, Abs30+32; Vol10, Abs8+39+Abs46; Vol11, Abs67; Vol13, Abs27a
	+fördernd	und Unterstützung			vernachlässigt?	Erfolgsfaktor und kritischer Faktor
Vol. in richtigem Projekt einsetzen	fördernd	Vol werden im Projekt geachtet	Richtiges Projekt zu richtiger Person	Wertschätzung, kontinuierliche Arbeit		Vol5, Abs17a
		Erleben von Dankbarkeit für die Arbeit	Hilfe für Betroffene	Dankbare Betroffene		Vol8, Abs42
		Erleben von Anerkennung bei Admin.Partnern/Regierung	Guten Kampagnen und Kommunikation	Anerkennung durch Gov.partner		Prof1, Abs53
			Anerkennung durch alle Hirarchien	Anerkennungsgefühl der Prof		Prof2, Abs37+39; Prof8, Abs44
			Bedankung regional durch Vol	Bedankung Prof zu Prof schwierig je weiter Richtung National		Prof9, Abs49
			Bedanken als wicht. Instrument	Vol wollen arbeiten, müssen nicht! (als Ergebnis!)		Prof2, Abs67; Prof6, Abs60+66
			Wertvolle Arbeit	Mehr Anerkennung "von sich" als von anderen		Prof24, Abs25

				Diff. System Würdigung und Dank Vol					Prof20, Abs59
				Sehr umfangreicher Dank von Patienten					Prof25, Abs24
<b>Pers.Weiterentwicklung, Selbstverwinkl.,Entw.mögl.</b>	Volunteering nach Familienphase	fördernd	Selbstbestimmtes Vol	Kinder groß	Freie Einteilung Zeit und Themen		<b>Zu pers Wissen</b>	Ließe sich strukturiert nutzen	Vol2, Abs44
							<b>Rollendefinition</b>		
<b>Führung, F.stil, Management; "top down", "Einschwören"</b>	Institution sagt wofür sie	fördernd	Themenvorgaben	Andere Inst.sind unklar	ACS gibt Sachen vor				Vol1, Abs 61b; Vol7, Abs44
	Vol braucht		top down	mit Vol.	so und so Vol Arbeit machen				
	Nominierung Vol für Boards	fördernd	Vol für Boards werden	Nominierung bekannter Personen	Echter Beitrag zur Arbeit mgl.	Durch Vol und Staff			Vol2, Abs. 75+77+79; Vol3, Abs37
	Ziele der Institution kommuniziert	fördernd	nominiert Ziele und Themen entschieden	Vol vor Ort kennen	Klares geschlossenes Bild			Selbst erlebt!	Vol3, Abs39b
	Aufbrechen der Staatsgrenzen	fördernd	und priorisiert Staatsgrenzen aufbrechen	Führungsprozess	Einheitlicher Auftritt			Abhängigkeit	Vol3, Abs45a+Abs49
	Zu einheitliche Vorgaben	hindernd	löst nicht regionalen Bezug	Merger	und Bild			Führungspersonen	
			ACS-CAN gibt sehr genaue Kampagnenvorgaben	Holzschnittartige Kampagnenvorgaben	Aktion "so" nicht umzusetzen	Zentrale	Einheitl. Regeln =eineheitl. Auftreten	Crux! Lt. Prof: GUT	Vol4, Abs50; Prof14, Abs73
				Board gibt Budget vor	"Basiskontrolle"				Vol12, Abs48c
				Wählt CEO aus					
				Board sucht Weg	Auch Board				Vol13, Abs27c
				Struktur, Autorität	Top Down! Ansatz				
				Quote 40% der lok.	National zentrale				Vol13, Abs55
				Mittel an National	Dienste, Web, Tel., Forschung (40%)				
				National schlägt	Kampagnen		Cancer major		Prof1, Abs31; Prof2, Abs85
				EBM Ziele vor	Umsetzung Division		health prob.		
				National schlägt	Zielhierarchie realisierbar		Nat. gibt		Prof2, Abs87

		EBM Ziele vor		Globalziele	
Hauptaugenmerk der Arbeit	fördernd+ hemmend	Nat.+Div. Vorgabe	Orientierung aller Ziele und Programme		Prof14, Abs77+79
		4 leadership roles			
		20 Prios			
		Chartered System	Mögl. Entzug und Durchgriff National		Prof14, Abs89
		Strat. Entscheidung	Erfahrung, Power, Finanzen		Prof22, Abs3c
		Int. Koordination	u. Aufstülpen ACS Weg		
		Vision der ACS	Ausrichtung ACS in Public		Prof22, Abs7a
		deutl.machen+kommunizieren			
		Führung als Aufgabe und Wahrnehmung	Entscheiden, auch unter Unsicherheit		Prof22, Abs7b
		Verschiedene Merger usw. umgesetzt	Überzeugungsarbeitm Fakten	Mehrheitsentscheid AUCH Wegfall Vol-Stellen!	
Strategieplan konsistent vom nat. Board eingesetzt				Prof19, Abs58+62	
AUCH top down Hierarchie				Prof20, Abs55	
Staff - lead vol - vol !!					
Mehr Profis in Boards	Entscheidung dazu	Professionalisierung WENIGER Grassroot		Vol1, Abs31b	
Boards lokal untersch. Besetzt	Lokale Besonderheiten	Lokal berücksichtigt, Vorgaben nat. evtl. nicht	Vorgabe Vol. in Boards	Vol1, Abs 33	
Unterversicherung=Challenge	Forschung, Hilfe, Ges.politik	Konkurrierende Schwerpunkte		Widerspruch nicht lösbar	Vol1, Abs 49
	Forschung Hauptaugenmerk	In Public so dargestellt			Vol2, Abs20 Vol3, Abs16; Prof10, Abs25
	Psychosoziales und				

		Public-Health Themen aufnehmen					
		Arbeitet nur noch für ACS-CAN	Entscheidung für Lobbyarbeit	Teamleader, High Level Vol			Vol4, Abs9
Alle Betroffenen erreichen	fördernd	Vol. sprechen in Zus. Mit Onkol. Alle Pat. An. Communitie Basis	Konkrete Ansprache erste Infomat. Lokale Arbeit vor Ort	Anknüpfungspunkt für Hilfe Unterstützung vor Ort	Gruppe Volunteers	Betroffene über Jahre begleiten	Vol8, Abs19+23 Vol10, Abs68
Menschlich und Strukturen	fördernd		Ohne Strukturen und Management failure	Strukturen für Menschen			Vol13, Abs37
			Mission Staff, Web und Tel. zentral	Steuerebare Kampagnen			Vol13, Abs57
			Mission Staff, Web und Tel. zentral	Deutlich geworden das genau das der Fördereffekt für National ist			Vol13, Abs60+61
			Geplante Einbindung Survivors	Differenzierte persönl. Perspektive in Arbeit			Vol14, Abs61
			Prof. einbinden	Gefühl "Part of a bigger goal"			Prof2, Abs81
		Kein Kontakt zu Betroffenen	Konzentration auf Board Arbeit	Kein Input, Austausch O-Ton Betroffene			Vol1, Abs 35
		Neue Abstimmungsmodi Div/Nat	Freiheiten vor Ort Wegfall Einzelförderung	Abstimmung Office-Field in Arbeit			Prof1, Abs47
			Strategiewechsel	Systemverändernd arbeiten			Prof1, Abs89
			Gesetze national oder Staat	Counterpart National HQ oder Division			Prof1, Abs97
			Regionale Zusammen arbeit, aber	Nationale Competition Mitteln			Prof2, Abs113
			Kombination Mission	Funding			Prof3, Abs3b+19

	u Fundraising	Erfolge	
	Arbeit Prof wahrne. und gutheißen	Motivierte wenn auch unterbezahlte MA	Prof3, Abs13
	Breites Angebot	Pat. Evtl. anfangs überfordert Fächer Angebot aufmachen	Prof3, Abs57
	Institution und Partner vernetzen	Angebote ACS in Kliniken	Prof3, Abs59
	Fächer an Angeboten für Patienten	Breite Abdeckung von Bedürfnissen	Prof4, Abs51; Prof14, Abs47+53
	Denken, Progr. 1:1 übertragbar.. IOS als Behörde erlaubt	Alles über einen Kamm scheren Damit eine Menge abzudecken	Prof12, Abs68+70 Prof13, Abs17
	501c3 1Mio USD p.a. für Lobby		
	Diff. Angebote direkt oder Call Center Umsonst, umsonst umsonst		Prof15, Abs 4
	Keine Bezahl-Leistung!	Massives Vertrauen in ACS	Prof15, Abs113+117
	Reduktion der Themen	Aufteilung National International	Prof22, Abs3b
	Int. Research	Int. Programme capacity building Aktion statt Reaktion	Prof23, Abs24+26
	75% Schwerpunkt Int. auf Tobacco Control		Prof23, Abs36a
	Entscheidung Unt. low/mid. Income countrys	Größerer Hebel/Effekt Programme	Prof23, Abs36b
	Umfangreiches Angebot Division		Prof17, Abs31



			Patient Navigation Hilfe Fahrdienste							
<b>Einbinden/Halten Betroffene in Arbeit/Kampagnen; Vorteil Laienwissen</b>	Lokale Ansprache	fördernd	Ganz konkretes Case Management Auf lokaler Ebene begonnen	Ansprache	Einbindung	Lokale Kräfte	Menschen vor Ort einbinden	30 Jahre dabei geblieben		Vol2, Abs 8; Prof4, Abs25
HIER EVT: NACHFÜHREN aus anderen Kategorien	Zusammenschluß, Große Einheiten	hemmend	Nach Merger keine adäquaten Vol Jobs	Merger	Vol nicht zu halten	Prof waren engagiert dies zu zun				Vol2, Abs69
			Weniger Einsatz von Vol	Economy: weniger Zeit und Geld 1:1 Arbeit an Patienten	Weniger Vol, weniger Einsatzzeiten					Vol5, Abs27+29
	Belastung in Programm	hemmend	Vol. haben emotional belastende Arbeit		Hohe psychische Belastung 3 Mio Vol nationwide		Selbstregulation Überengagierte schützen			Vol5, Abs54
			Die meisten Vol Survivors	Strategie und Ansprache						Prof2, Abs55+57
				Surv. Als Volunteers auf allen Ebenen einsetzen	Halten und einbinden		ca. 40% comm. sind Survivor!	Genau dadurch verlässlich		Prof2, Abs59+61+63; Prof4, Abs55; Prof6, Abs7
				Diff. Types of Vol.	Versch. Gruppen vertreten Surv. Auf RFL weniger					Prof3, Abs27
				Surv. Wollen nicht in erste Linie sein	als in Community vorhanden					Prof9, Abs63
			VP kaum direkte Kontakte Surv							Prof10, Abs44 Prof14, Abs43; Prof19, Abs25; Prof21, Abs20+22
<b>Zeiteinsatz Vol/Prof.</b>			Einbindung Survivors als zentrale Strat.	Ehem. Spender, Betroffene Weiteres Volunteering neben ACS	Differenziert pers. einbinden					Vol1, Abs19
			18-24h/Monat Vol		Umfangreicher Zeiteinsatz					Vol2, Abs26; Vol1, Abs39; Vol3, Abs25; Vol4, Abs19
		notwendig	Regelmäßige wöch. Arbeit 12-14 Stunden/Woche	Gremienmitglied 3 Tage /Woche	regelmäßige Arbeit Umfangreiches Programm					Vol5, Abs34

		Feste Aufgaben							
	10-15h/Woche								Vol6, Abs13
	vor Event 20-25h/Woche								
	5h/Woche								Vol7, Abs46
	24/7 Work	Mehrere Vol. aufgaben	Dauerbeschäftigung im Rentenalter					Gewolltes Gebrauchtwerden	Vol8, Abs26
	24/7 Work	Hoher Einsatz (bei Vol12: Chair)	Hoher Output						Vol10, Abs36+37; Vol. 12, Abs33
	3 x 4-6h, Woche					Auf Jobsuche (Vol11)			Vol9, Abs28; Vol11, Abs19
	Das ganze Jahr, für 1 Wo								Vol12, Abs6
	Hope Camp								
		Arbeitsbelastung	40-60h Wochen						Prof7, Abs23
		schwankend Kamagnen Menschen, Kommunikation	Hoher Arbetiseinsatz						Prof14, Abs27
		Zeitzone, Projekte							
	40-60 Stunden Vernetzung								Prof24, Abs15
	Sozialarbeit Prävention Früherkennung								
	Regelmäßig 60h/Wo								Prof17, Abs50
<b>Aufwand Koordination</b>	Immer mehr temporäre EA	Arbeits-/Lebensbedingungen	Tempoäre Vol.	Vol zu Vol		Wir nehmen euch temporär	Dauerhaft	Wollen dessen, Koordinationaufwand	Vol4, Abs56+58
		Als Manager MA führen+supervisen	30% der Zeit damit belegt						Prof1, Abs41
		Koordination	85% der zeit						Prof2, Abs29
		Hauptaufgabe							
		National bei großen Projekten+Förderern	Hohe Bürokratie, Zeitverzögerung						Prof3, Abs51
		Menschen und Betroffene einbinden	40% Koordinationsaufwand im Feld						Prof4, Abs35

<b>Was kommt zu kurz; "things missing"</b>	Gute Selbstorganisation	fördernd	Keine Dinge kommen zu kurz	Gute Selbstorganisation	Balance Arbeit und Volunteering	Profi in beiden Bereichen	Vol1, Abs27+29; Vol6, Abs51	
				Familie wichtig und Vol wichtig	Ständiges Abwägen		Vol1, Abs29	
				Hohe berufliche zeitl. Belastung	Familie und Freunde kommen zu kurz		Vol11, Abs53	
				Wirtsch. Sit. Kann Vol. beeinflussen	Nur ein Familienmitglied trägt zum Unterhalt bei		Prof6, Abs34+36	
				Mehr direkte Hilfe			Vol11, Abs59+63	
				Mehr Forschung Psychoonkologie, QoL			Prof1, Abs...; Prof2, Abs107	
				Mehr Hilfe Care Givers+Survivors statt Patients			Prof2, Abs19	
				Mehr fremdsprachige Materialien und für Randgruppen			Prof2, Abs25	
				Prioritäten High Plains anders	Prävention und Früherkennung weniger Fokus		Prof2, Abs33 Prof4, Abs39; Prof6, Abs20; Prof11, Abs28	
				Andere Dinge gehen vor	Relationship Buidling zu kurz		Prof10, Abs34	
<b>Gesundheitspolitik, Gesundheitsziele</b>	Früherkennung kommuniziert	fördernd	Früherkennung schafft Heilungsrate	Promotion der Früherkennung	Heilungsraten steigen		Vol1, Abs11b; Vol2, Abs24	
				Zielgruppengerechte Mat./Literatur			Vol1, Abs17	
				EA in Bundesstaaten	Vol einsetzen im Check		Vol einsetzen im Check	Vol2, Abs38

beobachten		von				
Gesundheitsindikatoren		Gesundheitsindikatoren	von Indikatoren			
Nat. Visibilität, Einheit	fördernd	National gibt Vorgaben in Form von Charger	Einheitliche Regeln	Einhaltung		Vol2, Abs85+87
Entscheidung zu pol. Arbeit	notwendig	Besser rauchfreie Räume als 200x Antiraucherkurs	Entscheidung zu pol. Themen = Entscheidung	Aktive Rolle als ges.pol. Player	Strukturen, kein direktes Funding	Vol3, Abs45c+Abs58; Prof13, Abs33
Kommunikation Ziele	fördernd	ACS hat sich Gesundheitsziele 2015 gesetzt	Kommunikation Gesundheitsziele Disparitäten Stadt/Land Disparitäten Access to care	Bekannt in Institution und Öffentlichkeit		Vol4, Abs74 Vol14, Abs74 Vol14, Abs74
Neutrale Position ACS	fördernd	Information Access to care	Neutrale Forderungen Versorgung Einbinden anderer Organisationen Lokale Besonderheiten beachten	ACS kann neutrale Rolle halten+! Etwas bewegen "partnern" der Organisationen, kein Wettbewerb Projekt umsetzen wenn in Bundesstaat mgl.		Prof1, Abs81; Prof2, Abs89+97+101; Prof13, Abs71 Prof2, Abs83 Prof2, Abs93+95
		ACS Koordinator Gesundheitsprogramm	ACS wird vertraut	Bekommt Koordination mehrfach beauftragt		Prof12, Abs5+20+32+46+48+76
			Diff. Vol	Vol. auch in pol. Kampagnen einsetzbar		Prof14, Abs61
			Einige Staaten wie NY kostenlos Medicaid	Diskriminierungsfreie gleiche Behandlung		Prof15, Abs171+173+175
			ACS CAN als Lobby	Kampagnen aufteilbar		Prof16, Abs46+48

				Variation Früherkennung	Deutlich machen was				Prof16, Abs66
				Therapie usw.	in Staaten geht und was nicht				
				Klarer Entscheid	ACS als Part im				Prof22, Abs3a
				Cancer Control	Gesundheitswesen gesehen				
			Auch international zentrale Rolle angestrebt						Prof18, Abs17
<b>Generierung/Penetration Lobbythemen</b>	Zurückhaltung	hemmend	"Keine politische	"Keine politische	Rückzug auf Direkt-			Widerspruch	Vol1, Abs 51; Vol2, Abs112+114+116; Vol3, Abs62; Vol13, Abs67; Prof8, Abs64;
	Krankenversicherung		Institution"	Institution"	hilfe/Unterstützung/Strukturen			nicht lösbar Bewußter Rückzug!	Prof13, Abs75 Vol13, Abs69
								"dürfen keine Lobby sein"	
			Acess to Care	Kampf für Zugang zu Diagnose+Therapie	Motivation und Antrieb				Prof1, Abs55+59; Prof9, Abs77; Prof10, Abs74+76
	Krankenversicherung das Krisenthema	hemmend lähmend	Selbstfürsorge stärken	Keine Befürwortung Soz.versicherung				Neoliberale Weltsicht	Vol1, Abs 53; Vol13, Abs67+69; Prof13, Abs71 Vol1, Abs 55 Vol2, Abs81; Vol8, Abs36b
			Boards setzt Themen	Generierung von Themen in Board	Keine aufgesetzten Themen	Alle im Board	Alle bei ACSCAN aktiv		
	Kongruente Zielplanung	fördernd	National Board setzt Ziele und Prioritäten	Inhaltliche Ziele und Lobbythemen klar	Stringente und visible Institution				Vol3, Abs39a; Prof10, Abs70
			ACS CAN Ambassador in Kamp.plan eingebunden	Themen, Inhalte und Material von Zentrale	sehr einheitlicher authentischer (Survivor) Auftritt	Ambassador Group Zentrale			Vol8, Abs56
	Kenntnis Vol über pol Themen	fördernd	Vol und Themen der ACS	Vol. werden nach Themen gefragt ACS aus pol. Debatten	Vol. müssen Rede und Antwort stehen "in der Mitte		0800 Nr. als Filter+Antwort		Vol10, Abs54+56 Vol13, Abs73

				stehen"		
			raushalten	Keine Konfliktposition		
			ACS unterstützt über ACSCAN KV- Kampagne	Widerspruch zu Neutral antworten!		Prof6 Abs96
			Autonomie der Division bei Kampagnen	Division kann Themen Kampagnen umsetzen wenn Standards erfüllt	Lernprozess Prof7	Prof1, Abs33; Prof6, Abs88; Prof7, Abs67
Zentrale Themen	hemmend	Direkte Patientenhilfe	Zentrale Themen binden Mittel	Weniger Geld für direkte Pat.hilfe		Prof1, Abs73+75
		Common das jeder Krankenversichert sein muss		Weg ist offen (keine Lösung in ACS)		Prof11, Abs68; Prof14, Abs73+77, Prof15, Abs156+158+N781; Prof16, Abs60
		Common das jeder Krankenversichert sein muss	Strategische Entsch.	Pol. Arbeit auch gg. innverbandl. Widerstand		Prof24, Abs54
			Advocacy vor Ort	Sichtbar		Prof16, Abs14
			Lobbythemen in NYC generieren	auf Staat, auf Land übertragen		Prof16, Abs16
			Lokale Advocacy	Lobby je Kongress-Distrikt		Prof16, Abs26

<u>Zeitbezüge</u>	<b>Gegenstand</b>	<b>Charakter</b>	<b>Inhalt</b>	<b>Geltungs-</b>	<b>Ursachen</b>	<b>Wirkungen</b>	<b>Quelle</b>
<b>Zeitraum</b>	<b>Regel</b>	<b>Regel</b>	<b>Regel</b>	<b>bereich</b>			<b>Interview</b>
	<i>EA Engagement</i>		<i>Mußte was tun</i>	<i>Alle Lebensbereiche</i>	<i>Midlife Crisis</i>	<i>Selbstwert Engagement</i>	<i>Vol_z, Abs.nn</i>
<i>Phase "nach Kinder"</i>	Ansprache als Vol		Direkte Ansprache	Prof. Vertreter des Gesundheitswesens		Profis in Boards	Vol1, Abs3
Vor 6 Jahren			Mehr Profis in Boards	Ausgewählte Boards	Entscheidung	Weniger Grassroot	Vol1, Abs31b
NN	Ausbildung Vol.	Pflicht	Erst Ausbildung dann Vol.	Patient Navigation, kennen der ACS Programme	Beschluss	Einheitlichkeit, Knowledge	Vol5, Abs3b
Jeden Monat 3-4h	Einsatz Vol.	Umfang	Vor Erkrankung Vol., aber danach intensiv	persönlich	Notwendigkeit gesehen	Einsatz verstärkt	Vol5, Abs58
ldf.	Zu ACS gestoßen	Recruitment	Durch Aktion der ACS an College Vol geworden	College	Visibel	Vol gewinnen	Vol6, Abs3
College	Boardmitglied	Gruppen in Boards	Betroffene in Boards	Region	Strategie, Ansprache	Sicht der Betroffenen berücksichtigt	Vol8, Abs31
Seit 20 Jahren	RFL	Rollen	Team, dann Chair	RFL	dran bleiben	Kontinuität	Vol10, Abs4
Seit 6 Jahren			Hineinwachsen, dabeibleiben	Ihre Situation generell übertragbar	Vorbild Familie	Jahrzehnte EA	Vol12, Abs6; Vol15, Abs3
Seit 35 Jahren	als Vol.	Zugehörigkeit	Bleibe bei ACS	Arbeitsleben, Vol.	Notwendigkeit Job, private Betroffenheit	Long Termin Vol. Vol-Karriere	Vol13, Abs3+5
Seit 35 Jahren	als Vol.	Zugehörigkeit	Bleibe bei ACS		Diff. Positions	Entwickeltes Volunteering	Vol14, Abs4

Seit 16 Jahren	Als Prof.	Werdegang	Vor Prof. 14 Jahre Vol!	Lebensgestaltung	Jobverlust Wechsel ACS	Vol UND Prof Karriere	Prof1, Abs3
Seit 3 Jahren	Als Prof ACS	Werdegang	Voher 7 Jahre andere Soz. Institution	Karriere Sozialbereich			Prof2, Abs3
10 Jahre	Als Vol		Menschen bleiben als Vol				Prof2, Abs51
Seit 8 Jahren	ACS	Werdegang	Karriere bei ACS	Karriere Sozialbereich	Bewährung Jun/Sen Position=> VP		Prof3, Abs3a
Seit 2 Jahren	ACS	Werdegang	Fühlt sich wie 20 Jahre zugehörig an				Prof6, Abs2+4
Seit 8 Monaten	ACS	Werdegang	18 Jahre für NPO	Karriere Sozialbereich		Betroffene als Profis	Prof8, Abs3
Vor 20 Jahren	Hilfe gesucht	Werdegang	Von Survivor zu Volunteer zu Professional	Karriere Sozialbereich	Durch- lässigkeit	Authentisch, emphatisch	Prof9, Abs5
Seit 35 Jahren	als Prof	Werdegang	Karriere bei ACS	Karriere Sozialbereich	Bewährung Jun/Sen Position=> VP	Long-Term-Prof	Prof10, Abs3+7
Seit 7 Jahren	ACS	Werdegang	Erst Vol., dann prof. Case Manager	Karriere Sozialbereich			Prof12, Abs3
Seit 10 Jahren	ACS	Werdegang	Immer bei NPOs	Karriere Sozialbereich			Prof14, Abs4
Seit 5 Jahren	ACS	Werdegang	Wechsel Soz.wirtschaft	Aus IT: Database Knowledge			Prof15, Abs2
Seit 3,5 Jahren	ACS	Werdegang	Immer bei NPOs	Karriere Sozialbereich			Prof16, Abs2+4
Seit 10 Jahren	ACS	Werdegang	Verschiedene Positionen	Karriere Sozialbereich			Prof17, Abs3
Seit 10 Jahren	ACS	Werdegang	Verschiedene Positionen Immer bei ACS (nach Master)	Karriere Sozialbereich			Prof18, Abs3+7+11
Seit 13 Jahren	ACS	Werdegang	Erst Vol., dann Prof	Karriere Sozialbereich			Prof23, Abs3+5+7
Seit 13 Jahren	ACS	Werdegang					Prof24, Abs3+5+7





## VIII. Literaturverzeichnis

- Abels, Gabriele; Behrens, Maria (2005): ExpertInnen-Interviews in der Politikwissenschaft. Geschlechtertheoretische und politikfeldanalytische Reflexion einer Methode. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 173–190.
- ACS (2017): Gary M. Reedy, Chief Executive Officer. Online verfügbar unter <https://www.cancer.org/about-us/who-we-are/executive-leadership/gary-reedy-bio.html>, zuletzt aktualisiert am N.N., zuletzt geprüft am 19.03.2017.
- ACS American Cancer Society: Management's Discussion and Analysis and Financial Statements. As of and for the Years Ended December 31, 2015 and 2014. Online verfügbar unter <https://www.cancer.org/content/dam/cancer-org/online-documents/en/pdf/policies/combined-financials-2015.pdf>, zuletzt geprüft am 19.03.2017.
- ACS American Cancer Society (2006): ACS Fact Sheet. !! ehemals ACS 2006 (2). revised 2006-07-25. Atlanta, Georgia, USA.
- ACS American Cancer Society (2006): Annual Report 2005. Hg. v. ACS. Atlanta, Georgia, USA.
- ACS American Cancer Society (2009): Cancer Facts & Figures 2009.
- ACS American Cancer Society (2014): Return of Organization Exempt From Income Tax.
- ACS American Cancer Society (2015): 2015 Combined Financial Statement. (EY Ernst & Young WP Bericht Statement), zuletzt geprüft am 20.03.2017.
- ACS American Cancer Society: Bylaws of American Cancer Society. Online verfügbar unter <https://www.cancer.org/content/dam/cancer-org/online-documents/en/pdf/policies/FINAL%20ACS%20Bylaws.January%202017.pdf>, zuletzt geprüft am 19.03.2017.
- ACS CAN Cancer Actoin Network / American Cancer Society (o.J.): How do you measure up? A progress Report on State Legislative Activity to Reduce Cancer Incidence and Mortality.
- Alemann, Ulrich von (Hg.) (1981): Verbände und Staat. Vom Pluralismus zum Korporatismus; Analysen, Positionen, Dokumente. 2. Aufl. Opladen: Westdt. Verl.
- Alemann, Ulrich von (1987): Organisierte Interessen in der Bundesrepublik. unter Mitarbeit von Reiner Fonteyn und Hans-Jürgen Lampe. 1. Aufl. Opladen: Leske + Budrich> (Grundwissen Politik, 1).
- Alemann, Ulrich von; Heinze, Rolf G. (Hg.) (1981): Verbände und Staat. Vom Pluralismus zum Korporatismus. Analysen, Positionen, Dokumente. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Althaus, Marc (2007): Der Jedermann als Lobbyist: Grassroots-Modelle in den USA und in Europa. In: Marc Althaus (Hg.): Kampagne3! Neue Strategien im Grassroots Lobbying für Unternehmen und Verbände. Berlin: LIT"> (Public affairs und Politikmanagement, 10), S. 12–157.
- American Cancer Society (2006): After Diagnosis. A Guide for Patients and Families.
- American Cancer Society (2006): What is Cancer? A Guide for Patients and Families.
- American Cancer Society (2007): Where to Turn. for Support through Your Cancer Journey. Cancer Resource Network.

American Cancer Society (2008): Celebrating 25 Years of HOPE. 2009 Advocacy Calendar.

American Cancer Society (2008): Social Contracting.

American Cancer Society (2009): American Cancer Society Stewardship Report 2011.

American Cancer Society (2009): Conquering Cancer. Making Connections in Cancer Research. Survivors - Scientists - Supporters.

American Cancer Society (2009): Cultivating a Culture of Voluntarism. Vision & Principles Statements, zuletzt geprüft am 21.10.2009.

American Cancer Society (2009): Form 990 Tax Year 2009.

American Cancer Society (2009): Form 990-T. Exempt Organization Business Income Tax Return 2009.

American Cancer Society (2009): Make a Difference. Make History. Make Strides. Team Leder Kit.

American Cancer Society (2009): Relay for Life 2009. Year-End Review.

American Cancer Society (2009): Research and Training Program Report 2008. Celebrating Progress 1946-2008. The official Sponsor of Birthdays.

American Cancer Society (2009): The Power of a Clear and Unique Position. [ppt-Präsentation NHQ für Board, October 2009].

American Cancer Society (2009): Welcome to the fight. Your Guide to the American Cancer Society Brand.

American Cancer Society (2010): Annual Report 2009. Fighting for more Birthdays.

American Cancer Society and Affiliated Entities (2009): Combined Financial Statements. As of and for the Year Ended August 31, 2009 with summarized financial information for the Year Ended August 31, 2008 and Report of Independent Auditors.

American Cancer Society and Affiliated Entities (2010): Combined Financial Statements. As of and for the Year Ended August 31, 2010 with summarized financial information for the Year Ended August 31, 2009 with Report of Independent Auditors.

American Cancer Society Eastern Division New York and New Jersey (2009): Connecting People. Saving Lives. Annual Report 2008.

Anheier, Helmut K. (1990): A Profile of the Third Sector in West Germany. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 313–331.

Anheier, Helmut K. (1990): Institutional Choice and Organizational Behaviour in the Third Sector. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 47–52.

Anheier, Helmut K. (Hg.) (1990): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hbz/toc/ht003575065.pdf>.

- Anheier, Helmut K. (2000): Wandlungsprozesse im Dritten Sektor. Ein organisationstheoretischer Versuch. In: Reinbert Schauer (Hg.): Nonprofit-Organisationen im Wandel. Herausforderungen, gesellschaftliche Verantwortung, Perspektiven ; 4. Colloquium der NPO-Forscher im Deutschsprachigen Raum, Universität Freiburg/Schweiz, 16. - 17. März 2000 ; Dokumentation. Linz: Trauner, S. 15–30.
- Anheier, Helmut K.; Priller, Eckhard; Seibel, Wolfgang; Zimmer, Annette (Hg.) (1998): Der Dritte Sektor in Deutschland. Organisationen zwischen Staat und Markt im gesellschaftlichen Wandel. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. 2., durchges. Aufl. Berlin: Ed. Sigma.
- Anheier, Helmut K.; Priller, Eckhard; Seibel, Wolfgang; Zimmer, Annette (1998): Einführung. In: Helmut K. Anheier, Eckhard Priller, Wolfgang Seibel und Annette Zimmer (Hg.): Der Dritte Sektor in Deutschland. Organisationen zwischen Staat und Markt im gesellschaftlichen Wandel. 2., durchges. Aufl. Berlin: Ed. Sigma, S. 13–25.
- Anheier, Helmut K.; Priller, Eckhard; Zimmer, Annette (2002): Zur zivilgesellschaftlichen Dimension des Dritten Sektors. In: Thomas Meyer und Reinhard Weil (Hg.): Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation. (Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Thomas Meyer und Reinhard Weil). Bonn: Dietz, S. 85–115.
- Anheier, Helmut K.; Salamon, Lester M. (1993): Die Internationale Systematik der Nonprofit-Organisationen. In: Rudolph Bauer (Hg.): Intermediäre Nonprofit-Organisationen in einem neuen Europa. Mit Beiträgen von Helmut Anheier, Herbert Effinger, Yvonne Erdmann, Thomas P. Forth, Bernhard Frevel, Marita Haibach, Franz Hamburger, Peter Herrmann, Markus Höffer-Mehlmer, Patrick Kenis, Hans Langnickel, Lester M. Salamon, Dietrich Thränhardt, Norbert Wohlfahrt. Rheinfelden und Berlin: Schäuble (Studien zur vergleichenden Sozialpädagogik und internationalen Sozialarbeit, 7), S. 1–16.
- Anheier, Helmut K.; Salamon, Lester M.; Archambault, Edith (1998): Ehrenamtlichkeit und Spendenverhalten in Deutschland, Frankreich und den USA. In: Helmut K. Anheier, Eckhard Priller, Wolfgang Seibel und Annette Zimmer (Hg.): Der Dritte Sektor in Deutschland. Organisationen zwischen Staat und Markt im gesellschaftlichen Wandel. 2., durchges. Aufl. Berlin: Ed. Sigma, S. 197–209.
- Anheier, Helmut K.; Seibel, Wolfgang (1990): Sociological and Political Science Approaches to the Third Sector. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 7–20.
- Anheier, Helmut K.; Seibel, Wolfgang (1990): The Third Sector in Comparative Perspective: Four Propositions. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 379–387.
- Anheier, Helmut K.; Toepler, Stefan (2003): Bürgerschaftliches Engagement zur Stärkung der Zivilgesellschaft im internationalen Vergleich. In: Christiane Toyka-Seid (Hg.): Bürgerschaftliches Engagement im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich (Schriftenreihe / Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements" des 14. Deutschen Bundestages, 11), S. 13–55.
- Antweiler, Christoph (2007): Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen. Darmstadt: Wiss. Buchges.

- Arnold, Michael (1992): Finanzierung der medizinischen Versorgung in Europa. In: Hanfried H. Andersen, Klaus-Dirk Henkie, J. -Matthias von der Schulenburg und Georg B. Kaiser (Hg.): Basiswissen Gesundheitsökonomie. Einführende Texte /// Bd. 2: Kommentierte Bibliographie. Berlin: Ed. Sigma (Beiträge zur Sozialökonomie und Versicherungswissenschaft, 1 /// Bd. 3), S. 201–223.
- Atteslander, Peter; Kopp, Manfred (1995): Befragung. In: Erwin Roth und Klaus Heidenreich (Hg.): Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis. 4., durchges. Aufl. München: Oldenbourg (Lehr- und Handbücher der Sozialwissenschaften), S. 146–174.
- Aufenanger, Stefan (1991): Qualitative Analyse semi-strukturierter Interviews. Ein Werkstattbericht. In: Detlef Garz und Klaus Kraimer (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdt. Verl., S. 35–59.
- Badelt, Christoph (2000): Der Nonprofit-Sektor im Wandel. Ansprüche der Wirtschafts- und Sozialpolitik. In: Reinbert Schauer (Hg.): Nonprofit-Organisationen im Wandel. Herausforderungen, gesellschaftliche Verantwortung, Perspektiven ; 4. Colloquium der NPO-Forscher im Deutschsprachigen Raum, Universität Freiburg/Schweiz, 16. - 17. März 2000 ; Dokumentation. Linz: Trauner, S. 31–56.
- Badura, Bernhard (1980): Partizipation in der Gesundheitssicherung: Dimensionen, Ebenen, Potentiale. In: Wilfried Nelles und Reinhard Oppermann (Hg.): Partizipation und Politik. Beiträge zur Theorie und Praxis politischer Partizipation. Göttingen: Schwartz, S. 367–379.
- Badura, Bernhard (1981): Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Zum Stand sozialepidemiologischer Forschung. Erstausg. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (edition suhrkamp, 1063 = N.F., 63).
- Badura, Bernhard (1981): Sozialpolitik und Selbsthilfe aus traditioneller und aus sozialepidemiologischer Sicht. In: Bernhard Badura und Christian von Ferber (Hg.): Selbsthilfe und Selbstorganisation im Gesundheitswesen. Die Bedeutung nicht-professioneller Sozialsysteme für Krankheitsbewältigung, Gesundheitsvorsorge und die Kostenentwicklung im Gesundheitswesen. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 1), S. 147–160.
- Badura, Bernhard (1982): Ende der Sozialversicherung? In: Siegmund Mosdorf und Bernhard Badura (Hg.): Sorge um den Sozialstaat. Bilanz nach 100 Jahren. Stuttgart: Verl. Bonn Aktuell, S. 67–75.
- Badura, Bernhard (1983): Einleitung: Perspektiven sozialwissenschaftlicher Gesundheitsforschung. In: Bernhard Badura und Christian von Ferber (Hg.): Laienpotential, Patientenaktivierung und Gesundheitsselbsthilfe. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 3), S. 1–8.
- Badura, Bernhard (1994): Patientenorientierte Systemgestaltung im Gesundheitswesen. In: Bernhard Badura und Günter Feuerstein (Hg.): Systemgestaltung im Gesundheitswesen. Zur Versorgungskrise der hochtechnisierten Medizin und den Möglichkeiten ihrer Bewältigung. 1. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl., S. 255–310.
- Badura, Bernhard (1999): Zusammenfassende Einführung. In: Bernhard Badura (Hg.): Bürgerorientierung des Gesundheitswesens. Selbstbestimmung, Schutz, Beteiligung ; Gutachten. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges., S. 13–38.

- Badura, Bernhard (2000): Reform des Gesundheitswesens durch Aktivierung der Bürger, Versicherten und Patienten. - Eine Einführung. In: Bernhard Badura und Henner Schellschmidt (Hg.): Bürgerbeteiligung im Gesundheitswesen - eine länderübergreifende Herausforderung. Ideen, Ansätze und internationale Erfahrungen ;. Dokumentation einer internationalen Tagung der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld am 4. - 5. Februar 1999 in Bonn. 1. Aufl. Köln: Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung, 10), S. 34–40.
- Badura, Bernhard (2006): Das Sozialkapital von Organisationen. Grundlagen betrieblicher Gesundheitspolitik. November 2006 [27.11.2006]. Bielefeld.
- Badura, Bernhard (2008): Außerökonomische Bedingungen wirtschaftlichen Erfolgs. In: Bernhard Badura, Wolfgang Greiner, Petra Rixgens, Max Ueberle und Martina Behr (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, S. 7–20.
- Badura, Bernhard (2008): Folgerungen. In: Bernhard Badura, Wolfgang Greiner, Petra Rixgens, Max Ueberle und Martina Behr (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, S. 129–152.
- Badura, Bernhard (2008): Kann Kapital sozial sein? STUDIE. Das Sozialkapital eines Unternehmens, die Gesundheit seiner Mitarbeiter und der Geschäftserfolg hängen eng zusammen. Leider beachten das wenige. In: *personalmagazin* (11), S. 46–48.
- Badura, Bernhard (2010): Wege aus der Krise. In: Bernhard Badura, Jochim Klose, Katrin Macco und Helmut Schröder (Hg.): Fehlzeiten-Report 2009. Arbeit und Psyche: Belastungen reduzieren - Wohlbefinden fördern ;. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft. Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2009), S. 3–12.
- Badura, Bernhard; Elkeles, Thomas; Grieger, Bernd; Huber, Ellis (Hg.) (1991): Zukunftsaufgabe Gesundheitsförderung. [Dokumentation des Kongresses vom 28. - 30. April 1989 in Berlin]. Kongress Zukunftsaufgabe Gesundheitsförderung; Landesverband der Betriebskrankenkassen in Berlin. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Mabuse-Verl.
- Badura, Bernhard; Ferber, Christian von (Hg.) (1981): Selbsthilfe und Selbstorganisation im Gesundheitswesen. Die Bedeutung nicht-professioneller Sozialsysteme für Krankheitsbewältigung, Gesundheitsvorsorge und die Kostenentwicklung im Gesundheitswesen. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 1).
- Badura, Bernhard; Ferber, Christian von (Hg.) (1983): Laienpotential, Patientenaktivierung und Gesundheitsselbsthilfe. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 3).
- Badura, Bernhard; Feuerstein, Günter (1994): Krisenbewältigung durch Systemgestaltung. In: Bernhard Badura und Günter Feuerstein (Hg.): Systemgestaltung im Gesundheitswesen. Zur Versorgungskrise der hochtechnisierten Medizin und den Möglichkeiten ihrer Bewältigung. 1. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl., S. 9–20.
- Badura, Bernhard; Greiner, Wolfgang; Rixgens, Petra; Ueberle, Max; Behr, Martina (Hg.) (2008): Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Badura, Bernhard; Gross, Peter (1976): Sozialpolitische Perspektiven. Eine Einführung in Grundlagen und Probleme sozialer Dienstleistungen. München: Piper (Piper Sozialwissenschaft, 36: Soziologie).

- Badura, Bernhard; Iseringhausen, Olaf (2005): Wege aus der Krise der Versorgungsorganisation. In: Bernhard Badura und Olaf Iseringhausen (Hg.): Wege aus der Krise der Versorgungsorganisation. Beiträge aus der Versorgungsforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Handbuch Gesundheitswissenschaften), S. 9–16.
- Badura, Bernhard; Iseringhausen, Olaf; Strodtholz, Petra (2006): Soziologische Grundlagen der Gesundheitswissenschaften. In: Klaus Hurrelmann (Hg.): Handbuch Gesundheitswissenschaften. 4., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch), S. 183–219.
- Badura, Bernhard; Schellschmidt, Henner (2000): Schlussfolgerungen und Empfehlungen. In: Bernhard Badura und Henner Schellschmidt (Hg.): Bürgerbeteiligung im Gesundheitswesen - eine länderübergreifende Herausforderung. Ideen, Ansätze und internationale Erfahrungen ;. Dokumentation einer internationalen Tagung der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld am 4. - 5. Februar 1999 in Bonn. 1. Aufl. Köln: Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung, 10), S. 231–234.
- Badura, Bernhard; Schellschmidt, Henner (2000): Zusammenfassung der Ergebnisse. In: Bernhard Badura und Henner Schellschmidt (Hg.): Bürgerbeteiligung im Gesundheitswesen - eine länderübergreifende Herausforderung. Ideen, Ansätze und internationale Erfahrungen ;. Dokumentation einer internationalen Tagung der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld am 4. - 5. Februar 1999 in Bonn. 1. Aufl. Köln: Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung (Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung, 10), S. 216–230.
- Badura, Bernhard; Schellschmidt, Henner; Vetter, Christian (Hg.) (2005): Gesundheitsmanagement in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft. Fehlzeiten-Report. Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2004).
- Badura, Bernhard; Strodtholz, Petra; Cremer, A. (2006): Projektbericht "Patientenorientierte Qualitätsberichtserstattung in der ambulanten Versorgung chronisch Kranker. Entwicklung eines Befragungsinstruments. Teil I: Forschungsstand und Entwicklung eines standardisierten Befragungsinstruments. Bielefeld: Eigendruck.
- Bandelow, Nils C. (2004): Akteure und Interessen in der Gesundheitspolitik: Vom Korporatismus zum Pluralismus? In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Interessenvermittlung durch Verbände. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 37.2004,2), S. 49–63.
- Bandelow, Nils C. (2009): Divergente Stärkung staatlicher Steuerung von Krankenversicherungssystemen: Deutschland und Frankreich im Vergleich. In: Britta Rehder, Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 175–190.
- Bauer, Ullrich; Bittlingsmayer, Uwe H. (2006): Zielgruppenspezifische Gesundheitsförderung. In: Klaus Hurrelmann (Hg.): Handbuch Gesundheitswissenschaften. 4., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch), S. 781–818.
- Beck, Ulrich (2010): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Erstausg., 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp-Taschenbuch-Verl. (edition suhrkamp, 1365 = N.F., 365).

- Behrendt, Jörn-Uwe; Deneke, Christiane; Itzwerth, Rolf; Trojan, Alf (1981): Selbsthilfegruppen vor der Vereinnahmung? Zur Verflechtung von Selbsthilfeszusammenschlüssen mit staatlichen und professionellen Sozialsystemen. In: Bernhard Badura und Christian von Ferber (Hg.): Selbsthilfe und Selbstorganisation im Gesundheitswesen. Die Bedeutung nicht-professioneller Sozialsysteme für Krankheitsbewältigung, Gesundheitsvorsorge und die Kostenentwicklung im Gesundheitswesen. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 1), S. 91–124.
- Beisheim, Marianne (2001): Demokratisierung einer klimapolitischen Global Governance durch NGOs? Chancen und Probleme des Legitimationspotentials von NGOs. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 115–136.
- Bergner, Elisabeth (2002): "Ich war da". Überlegungen zur Authentizität von Daten teilnehmender Beobachtung. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 375–389.
- Beutel, Wolfgang (2004): Verbände: Interessenorganisationen und Gemeinwohl - ein Konflikt? Eine Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe II. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Interessenvermittlung durch Verbände. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 37.2004,2), S. 80–104.
- Beyer, W. (2002): Gesetzliche Verbände im Umbruch. Krankenkassen mit hoheitlichen Aufgaben als kundenorientierte Dienstleister. AUCH: Verbändereport 9/2002 5.12.2002. Online verfügbar unter [www.verbaende.com](http://www.verbaende.com), zuletzt geprüft am 23.03.2008.
- Biedenkopf, Kurt H. (1976): Der Staat und die gesellschaftlichen Gruppen. In: Warnfried Dettling (Hg.): Macht der Verbände - Ohnmacht der Demokratie? Beiträge zu Theorie und Politik der Verbände. München [u.a.]: Olzog, S. 237–246.
- Biedermann, Andreas (2006): Handlungsempfehlungen. In: Hélène Sancho-Garnier (Hg.): Prävention von Krebs. Aktueller Stand und wirksame Strategien ; ein UICC-Handbuch für Europa. Germering: Zuckschwerdt, S. 199–215.
- Biefang, Marc; Lübberstedt, Jens (2001): Bürgerbeteiligung und Beteiligungsverfahren. Eine Antwort auf die Steuerungskrise der modernen Gesellschaft und ein Rahmen für Lernchancen und Qualifikationserfordernisse moderner Bürger. München [u.a.]: Hampp (Edition Sozialpolitik, ISSN 1615-7869, 2).
- Blatter, Joachim K.; Janning, Frank; Wagemann, Claudius (2007): Qualitative Politikanalyse. Eine Einführung in Forschungsansätze und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- BMG & RKI (2017): Umfangreiche Analyse zum Thema Krebs. In: *Hamburger Ärzteblatt* 2017, 2017 (2), S. 11.
- Boeck, Pejo (1993): Notwendigkeit und Grenzen der Patienten-Selbstorganisation. In: Christoph Kranich und Clemens Müller (Hg.): Der mündige Patient - eine Illusion? Orientierung und Unterstützung im Gesundheitswesen: Patientenstellen, Qualitätsorientierung und -bewertung, selbstorganisierte Patienteninitiativen, Patientenfürsprecher im Krankenhaus, Wege und Verfahren zum Patientenrecht. Frankfurt am Main: Mabuse-Verl., S. 58–61.



- Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang (2005): Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33–70.
- Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang (2005): Expertenwissen und Forschungspraxis: die modernisierungstheoretische und die methodische Debatte um die Experten. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7–30.
- Bogumil, Jörg (2002): Kooperative Demokratie. - Formen, Potentiale und Grenzen. In: Michael Haus (Hg.): Bürgergesellschaft, soziales Kapital und lokale Politik. Opladen: Leske + Budrich (Stadtforschung aktuell (Herausgegeben von Hellmut Wollmann), 86), S. 151–166.
- Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7., durchges. und aktualisierte Aufl. Opladen: Budrich (UTB Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaft, 8242).
- Bopp, Annette; Nagel, Gerd; Nagel, Delia (2005): Krebs - was man für sich selber tun kann. Patientenkompetenz stärken. Zürich: Rüffer & Job.
- Bortz, Jürgen; Döring, Nicola (1995): Forschungsmethoden und Evaluation. [für Sozialwissenschaftler]. 2. Aufl. Berlin: Springer.
- Bourdieu, Pierre (1983): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1996): Störenfried Soziologie: Zur Demokratie gehört eine Forschung, die Ungerechtigkeiten aufdeckt. In: Joachim Fritz-Vannahme (Hg.): Wozu heute noch Soziologie. Ein Streit aus der "Zeit". Opladen: Leske + Budrich, S. 65–70.
- Bourdieu, Pierre (2016): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Unter Mitarbeit von Bernd Schwibs. 25. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 658).
- Brand, Ulrich (2001): Nichtregierungsorganisationen und postfordistische Politik. Aspekte eines kritischen NGO-Begriffs. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 73–94.
- Brinkmann, Volker (1997): Intermediäre Engagements als Herausforderung an die Sozialpolitik in Deutschland. Diss. Universität Osnabrück. 1. Aufl. Münster: Lit (Sozialpädagogik/Sozialarbeit im Sozialstaat, 9).
- Brühl, Tanja (2001): Mehr Raum für die unbequemen Mitspieler? Die Einbeziehung von NGOs in die internationalen (Umwelt-) Verhandlungen. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 137–156.
- Buchstein, Hubertus (2000): Bürgergesellschaft und Bürgerkompetenzen. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Bürgergesellschaft - Zivilgesellschaft - Dritter Sektor. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 30.2000,4), S. 8–18.

- Bühlmann, Marc; Freitag, Markus (2007): Freiwilligentätigkeit als Sozialkapital. Eine empirische Analyse zu den Rahmenbedingungen bürgerschaftlichen Vereinsengagements. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 163–182.
- Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (Hrsg.:9 (2000): Aktuelle Formen des Korporatismus. Berlin>: BMWi-Dokumentation.
- Bürger, Claudia (2003): Patientenorientierte Information und Kommunikation im Gesundheitswesen. Univ. der Bundeswehr, Diss.--München, 2003. 1. Aufl. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl. (Gabler Edition WissenschaftGesundheits- und Qualitätsmanagement).
- Busse, R. (2006): Gesundheitssystem- und Versorgungsforschung. In: Klaus Hurrelmann (Hg.): Handbuch Gesundheitswissenschaften. 4., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch), S. 417–435.
- Butterwege, Christoph (2005): Bürgerversicherung - Alternative zum neoliberalen Umbau des Sozialstaates? In: Wolfgang Strengmann-Kuhn (Hg.): Das Prinzip Bürgerversicherung. Die Zukunft im Sozialstaat. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 29–50.
- Chandler, Jim (1996): The United States of America. In: Ann L. Wall (Hg.): Health care systems in liberal democracies. London, New York: Routledge, S. 163–182.
- Cohen, Don; Prusak, Laurence (2001): In good company. How social capital makes organizations work. Boston, Mass.: Harvard Business School Press. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hbz/toc/ht012996748.pdf>.
- Cohen, Joshua; Rogers, Joel (1994): Solidarity, Democracy, Association. In: Wolfgang Streeck (Hg.): Staat und Verbände. Opladen: Westdt. Verl.> (Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 25/1994), S. 136–159.
- Coleman, James S.; Sukale, Michael (1992): Grundlagen der Sozialtheorie Band 2. Band 2: Körperschaften und die moderne Gesellschaft. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag (Scientia Nova - X-1006-9118-6, 2).
- Czada, Roland (1994): Konjunkturen des Korporatismus: Zur Geschichte eines Paradigmenwechsels in der Verbändeforschung. In: Wolfgang Streeck (Hg.): Staat und Verbände. Opladen: Westdt. Verl.> (Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 25/1994), S. 37–64.
- Daumenlang, Konrad (1995): Querschnitt- und Längsschnittmethoden. In: Erwin Roth und Klaus Heidenreich (Hg.): Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis. 4., durchges. Aufl. München: Oldenbourg (Lehr- und Handbücher der Sozialwissenschaften), S. 309–326.
- Delhey, Jan; Newton, Kenneth (2004): Determinanten sozialen Vertrauens. Ein international vergleichender Theorientest. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 151–168.
- Dellbrück, Julia (2004): Inanspruchnahme vorn stationärer onkologischer Rehabilitation mit und ohne Partnerbegleitung. Warum nehmen Patienten mit oder ohne ihren Partner teil und welche Gründe haben die begleitenden Partner? Diss. Universität Hamburg Dr. med. Berlin/Hamburg.

- Denz, Hermann (2005): Grundlagen einer empirischen Soziologie. Der Beitrag des quantitativen Ansatzes. 2., überarb. Aufl. Münster: Lit (Einführungen Soziologie, 1).
- Deppe, Hans-Ulrich (1987): Krankheit ist ohne Politik nicht heilbar. Zur Kritik der Gesundheitspolitik. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (edition suhrkamp, Band 391 (früher 1391)).
- Detjen, Joachim (2000): Bürgerleitbilder in der Politischen Bildung. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Bürgergesellschaft - Zivilgesellschaft - Dritter Sektor. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 30.2000,4), S. 19–38.
- DGVM Deutsche Gesellschaft für Verbandsmanagement e.V. (2005): Kleines ABC der Verbände. Online verfügbar unter [www.verbaende.com](http://www.verbaende.com), zuletzt geprüft am 2009.
- DGVM Deutsche Gesellschaft für Verbandsmanagement e.V. (2006): Entwicklungsphasen von Verbänden. Download [www.verbaende.com](http://www.verbaende.com) 2006. Online verfügbar unter [www.verbaende.com](http://www.verbaende.com), zuletzt aktualisiert am 2006, zuletzt geprüft am 2009.
- Diekmann, Andreas (2007): Dimensionen des Sozialkapitals. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 47–65.
- DiFonzo, N.; Robinson, N. M.; Suls, J. M.; Rini, C. (2012): Rumors about cancer: content, sources, coping, transmission, and belief. Department of Psychology, Rochester Institute of Technology, Rochester, New York 14623, USA. [nicholas.difonzo@rit.edu](mailto:nicholas.difonzo@rit.edu). In: *J Health Commun* (17 (9)), S. 1099–1115.
- DKG Deutsche Krebsgesellschaft (2009): Strategieplan KREBS. Hg. v. DKG Deutsche Krebsgesellschaft. 2009
- Döhler, Marian; Manow, Philip (1995): Staatliche Reformpolitik und die Rolle der Verbände im Gesundheitssektor. In: Renate Mayntz und Fritz W. (Hrsg.). Scharpf (Hg.): Gesellschaftliche Selbstregelung und politische Steuerung. Frankfurt [u.a.]: Campus-Verl.> (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, 23), S. 140–168.
- Drucker, Peter F. (1992): Managing the non-profit organization. Practices and principles. 1st ed. New York: HarperBusiness.
- dsn (2005): Schleswig-Holstein 2025. [Studie Demografie, Regionen usw.]. dsn Projekte Studien Publikationen, Kiel. Kiel.
- Duckert, Ralf; Klose, Daniel; Osterwold, Kristin (2008): Schleswig-Holstein 2025. Demographie Report regional. Hg. v. Kiel dsn Studien und Projekte. Kiel.
- Eberlei, Walter (2001): Zivilgesellschaftliche Akteure in globalisierten Politikarenen. Das Beispiel Schuldenregime. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 157–173.
- Eberstein, Benita von (2005): Gesundheitssystem und Gesundheit in Deutschland. Eine soziologische Analyse. Frankfurt am Main: VAS Verl. für Akad. Schr.
- Eckart, Wolfgang U. (1994): Geschichte der Medizin. Mit 13 Tabellen. 2. /// 2., komplett überarb. Aufl. Berlin Heidelberg New York /// Berlin: Springer

- Eckloff, Tilman; Quaquebeke, Niels von; Witte, Erich H. (2008): Respektvolle Führung und ihre Bedeutung für die Gestaltung von Veränderungen in Organisationen. In: Rudolf Fisch, Andrea Müller und Dieter Beck (Hg.): Veränderungen in Organisationen. Stand und Perspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 249–278.
- Effinger, Herbert (1993): Neue Soziale Bewegungen und personenbezogene Dienstleistungen in der Risikogesellschaft. Partizipativ strukturierte Kooperationen als intermediäre Organisationen. In: Rudolph Bauer (Hg.): Intermediäre Nonprofit-Organisationen in einem neuen Europa. Mit Beiträgen von Helmut Anheier, Herbert Effinger, Yvonne Erdmann, Thomas P. Forth, Bernhard Frevel, Marita Haibach, Franz Hamburger, Peter Herrmann, Markus Höffer-Mehlmer, Patrick Kenis, Hans Langnickel, Lester M. Salamon, Dietrich Thränhardt, Norbert Wohlfahrt. Rheinfelden und Berlin: Schäuble (Studien zur vergleichenden Sozialpädagogik und internationalen Sozialarbeit, 7), S. 17–35.
- Eldersveld, Samuel James (1964): Political parties. a behavioral analysis. Chicago: McNally.
- Endreß, Martin (2002): Vertrauen. Bielefeld: transcript-Verl. (Einsichten). Online verfügbar unter [http://library.mpib-berlin.mpg.de/toc/z2008\\_1732.pdf](http://library.mpib-berlin.mpg.de/toc/z2008_1732.pdf).
- Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements des Deutschen Bundestages" (Hg.) (2002): Bericht Bürgerschaftliches Engagement. Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Deutschland. Opladen: Leske + Budrich (Schriftenreihe / Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements des Deutschen Bundestages", 4).
- Ernst, Wiebke; Jetzkowitz, Jens; König, Matthias; Schneider, Jörg (2002): Wissenschaftliches Arbeiten für Soziologen. München: Oldenbourg.
- Eschenburg, Theodor (1955): Herrschaft der Verbände? Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Eschenburg, Theodor (1989): Das Jahrhundert der Verbände. Lust und Leid organisierter Interessen in der deutschen Politik ; [erweiterte Fassung eines Vortrages vor dem Verband Deutscher Maschinen-Anlagenbau e.V. in Frankfurt am 2.7.1987]. Berlin: Siedler (Corso bei Siedler).
- Etzioni, Amitai (1997): Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft.
- Evers, Adalbert (2002): Bürgergesellschaft und soziales Kapital. Die politische Leerstelle im Konzept Robert Putnams. In: Michael Haus (Hg.): Bürgergesellschaft, soziales Kapital und lokale Politik. Opladen: Leske + Budrich> (Stadtforschung aktuell (Herausgegeben von Hellmut Wollmann), 86), S. 59–75.
- Evers, Adalbert (2007): Wie lassen sich Ressourcen der Zivilgesellschaft für den Sozialstaat nutzen? In: Nicolai von Rimscha (Hg.): Bürgerschaftliches Engagement im Sozialstaat (Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen, 52), S. 7–14.
- Feindt, Peter H. (2002): Zivilgesellschaft als Verfahren. Innerstädtische Planung und kommunale Drogenpolitik im Modus kooperativer Konfliktlösung. In: Michael Haus (Hg.): Bürgergesellschaft, soziales Kapital und lokale Politik. Opladen: Leske + Budrich> (Stadtforschung aktuell (Herausgegeben von Hellmut Wollmann), 86), S. 188–208.

- Feindt, Peter H. (2004): Motor der Demokratisierung oder der Exklusion? Zur Rolle und Bildung von Sozialkapital in Politiknetzwerken. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 169–186.
- Fiedler, Manfred (2002): Grund- und Wahlleistungen: Wer die Wahl hat, dem wird erst morgen schlecht. In: Holger Paetow, Manfred Fiedler und Marion (Hrsg.). Leonhardt (Hg.): Therapien für ein krankes Gesundheitswesen. Orientierungspunkte für Versicherte, PatientInnen und Beschäftigte. Hamburg: VSA-Verl., S. 10–25.
- Field, John (2008): Social capital. 2. Aufl. London: Routledge (Key ideas).
- Flick, Uwe (2002): Interviews in der Gesundheits- und Pflegeforschung: Wege zur Herstellung und Verwendung verbaler Daten. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 203–220.
- Flick, Uwe (2002): Qualität qualitativer Gesundheits- und Pflegeforschung. Diskussionsstand und Perspektiven. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 393–411.
- Flick, Uwe (2005): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rowohlt's Enzyklopädie, 55654). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hebis-darmstadt/toc/181803488.pdf>.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.) (2007): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rowohlt's Enzyklopädie, 55628).
- Franzen, Axel; Freitag, Markus (2007): Einleitung. Aktuelle Themen und Diskussionen der Sozialkapitalforschung. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 7–22.
- Franzen, Axel; Pointner, Sonja (2007): Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 66–90.
- Freund, Dorrit (1974): Alexis de Tocqueville und die politische Kultur der Demokratie. Univ., Diss.--Basel, 1973. Bern: Haupt.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2005): ExpertInnengespräche in der interpretativen Organisationsforschung. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 223–240.
- Fuchs, Helmut; Huber, Andreas (2005): Die 16 Lebensmotive. Was uns wirklich antreibt. Orig.-Ausg., 3. Aufl. München: Dt. Taschenbuch-Verl. (dtvPremium, 24319).
- Fukuyama, Francis: Social Capital, Civil Society and Development. In: Third World Quarterly, Vol. 22, No 1, S. 7–20.

- Fukuyama, Francis (1996): Trust. The social virtues and the creation of prosperity. 1. Free Press paperback ed. New York, NY: Free Press. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bowker/toc/9780684825250.pdf>.
- Fukuyama, Francis (1997): Der Konflikt der Kulturen. Wer gewinnt den Kampf um die wirtschaftliche Zukunft? Vollst. Taschenbuchausg. München: Droemer Knauer (77314).
- Fukuyama, Francis (1999): The great disruption. Human nature and the reconstitution of social order. New York: Free Press.
- Fukuyama, Francis (2000): Social Capital. In: Lawrence E. Harrison (Hg.): Culture matters. How values shape human progress. New York, NY: Basic Books, S. 98–111.
- Gabriel, Oscar W. (Hg.) (1983): Bürgerbeteiligung und kommunale Demokratie. München: Minerva-Publ. (Beiträge zur Kommunalwissenschaft, 13).
- Gabriel, Oscar W. (1983): Gesellschaftliche Modernisierung, politische Beteiligung und kommunale Demokratie. Strukturen, Bedingungen und Folgen bürgerschaftlicher Beteiligung an der kommunalen und nationalen Politik. In: Oscar W. Gabriel (Hg.): Bürgerbeteiligung und kommunale Demokratie. München: Minerva-Publ. (Beiträge zur Kommunalwissenschaft, 13), S. 9–56.
- Gabriel, Oscar W.; Kunz, Volker; Roßteutscher, Sigrid; van Deth, Jan W. (2002): Sozialkapital und Demokratie. Zivilgesellschaftliche Ressourcen im Vergleich. Wien: WUV-Univ.-Verl. (Schriftenreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung, 24).
- Gallas, Andreas (1994): Politische Interessenvertretung von Arbeitslosen. Eine theoretische und empirische Analyse. Köln: Bund-Verlag.
- Geißel, Brigitte; Kern, Kristine; Klein, Ansgar; Berger, Maria (2004): Einleitung: Integration, Zivilgesellschaft und Sozialkapital. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 7–15.
- Gellner, Winand (1995): Ideenagenturen für Politik und Öffentlichkeit. Think Tanks in den USA und in Deutschland. Opladen: Westdt. Verl. (Studien zur Sozialwissenschaft, 157).
- Gellner, Winand (2001): Identität und Fremdheit. Eine amerikanische Leitkultur für Europa? 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Politik im Netz).
- Gellner, Winand; Glatzmeier, Armin (2004): Macht und Gegenmacht. Einführung in die Regierungslehre. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Studienkurs Politikwissenschaft).
- Gellner, Winand; Kleiber, Martin (2007): Das Regierungssystem der USA. Eine Einführung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.
- Gellner, Winand; Strohmeier, Gerd (Hg.) (2002): Freiheit und Gemeinwohl. Politikfelder und Politikvermittlung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Politik im Netz, 2002).
- Gellner, Winand; Strohmeier, Gerd (Hg.) (2005): Politische Strukturen und Prozesse im Wandel. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Politik im Netz/Jahrbuch, 2004).

- Gerlinger, Thomas (2009): Der Wandel der Interessenvermittlung in der Gesundheitspolitik. In: Britta Rehder, Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 33–51.
- Geyer, Siegfried (2003): Forschungsmethoden in den Gesundheitswissenschaften. Eine Einführung in die empirischen Grundlagen. Weinheim, München: Juventa Verl. (Grundlagentexte Gesundheitswissenschaften).
- Gierke, Otto von (1954 (1902)): Das Wesen der menschlichen Verbände. Rektoratsrede vor der Universität Berlin am 15. Oktober 1902. Erstmals erschienen in der Folge dieser Reden, Berlin 1902. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit (2009): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. 3., überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Lehrbuch).
- Godin, Seth (2008): Tribes. We need You to lead us. New York: Penguin.
- Goll, Eberhard (1991): Die freie Wohlfahrtspflege als eigener Wirtschaftssektor. Theorie und Empirie ihrer Verbände und Einrichtungen. [Diss. Univ. Mannheim 1991]. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.> (Schriften zur öffentlichen Verwaltung und öffentlichen Wirtschaft, ISSN 0343-8228, 129).
- Graf, Friedrich Wilhelm; Platthaus, Andreas; Schlesing, Stephan (Hg.) (1999): Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft. [Kooperationsstagung der Evangelischen Akademie Tutzing mit der Bertelsmann Stiftung]. Evangelische Akademie. Stuttgart: Kohlhammer (Geistige Orientierung heute - Schritte ins 3. Jahrtausend).
- Greve, Rolf (2001): Genossenschaften: Entwicklung und Bedeutung. In: Annette Zimmer und Bernhard Weißels (Hg.): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5), S. 107–131.
- Groser, Manfred (1988): Gesundheitspolitik im Verbändestaat. In: Helmut de Rudder und Heinz Sahner (Hg.): Herrschaft der Verbände? Interessenverbände - Gegenregierungen oder Partner? Ringvorlesung der Hochschule Lüneburg. Berlin: Berlin-Verl. Spitz> (Politologische Studien), S. 77–92.
- Großkinsky, Sabine (2009): Der Patient als Subjekt in der Gesundheitsversorgung. - Perspektive der Salutogenese. In: Norbert Klusen, Anja Fließgarten und Thomas Nebling (Hg.): Informiert und selbstbestimmt. Der mündige Bürger als mündiger Patient. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Beiträge zum Gesundheitsmanagement, 24), S. 17–33.
- Grunow, Dieter (1981): Formen sozialer Alltäglichkeit: Selbsthilfe im Gesundheitswesen. In: Bernhard Badura und Christian von Ferber (Hg.): Selbsthilfe und Selbstorganisation im Gesundheitswesen. Die Bedeutung nicht-professioneller Sozialsysteme für Krankheitsbewältigung, Gesundheitsvorsorge und die Kostenentwicklung im Gesundheitswesen. München: Oldenbourg (Soziologie und Sozialpolitik, 1), S. 125–146.
- Grunow, Dieter (2006): Selbsthilfe. In: Klaus Hurrelmann (Hg.): Handbuch Gesundheitswissenschaften. 4., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch), S. 1053–1076.

- Haller, Gret (2004): Die Grenzen der Solidarität. Europa und die USA im Umgang mit Staat, Nation und Religion. 1. Aufl. Berlin: Aufbau Taschenbuch.
- Heiner, Maja (1998): Lernende Organisation und Experimentierende Evaluation. Verheißungen Lernender Organisationen. In: Maja Heiner (Hg.): Experimentierende Evaluation. Ansätze zur Entwicklung lernender Organisationen. Weinheim: Juventa-Verl. (Edition Soziale Arbeit), S. 11–54.
- Heinrichs, Harald (2005): Politikberatung in den USA: Ein Vorbild für Europa? In: Alexander Bogner und Helge Torgersen (Hg.): Wozu Experten? Ambivalenzen der Beziehung von Wissenschaft und Politik. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 291–313.
- Heins, Volker (2002): Das Andere der Zivilgesellschaft. Zur Archäologie eines Begriffs. Bielefeld: Transcript (X-Texte zu Kultur und Gesellschaft).
- Helfferich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Lehrbuch).
- Hellmann, Kai-Uwe (2004): Solidarität, Sozialkapital und Systemvertrauen. Formen sozialer Integration. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 131–149.
- Hellmann-Mersch, Birgit (1994): Institutionen zur Krebsforschung und Krebsbekämpfung in Deutschland. Historischer Überblick und Analyse. (Diss. Medizingeschichte RWTH Aachen): Nachdruck Deutsche Krebsgesellschaft e.V. 1997.
- Helmbrecht, Michael (2005): Erosion des "Sozialkapitals"? Eine kritische Diskussion der Thesen Robert D. Putnams. Bielefeld: transcript-Verl. (Sozialtheorie).
- Herder-Dorneich, Philipp (1982): Zur Ordnungspolitik der Laienmedizin. In: Philipp Herder-Dorneich, U. Geissler und Alexander Schuller (Hg.): Spontaneität oder Ordnung. Laienmedizin gegen professionelle Systeme ; 2. Kölner Kolloquium. Stuttgart: Kohlhammer (Ordnungspolitik im Gesundheitswesen, 2), S. 10–45.
- Hofstede, Gert Jan; Hofstede, Geert (2005): Cultures and Organizations. Software of the Mind. Intercultural Cooperation and Its Importance for Survival. 2. Aufl. New York [u.a.]: McGraw-Hill".>
- Holtkamp, Lars (2002): Das Leitbild der Bürgerkommune und die Interessenlage der kommunalen Entscheidungsträger. In: Michael Haus (Hg.): Bürgergesellschaft, soziales Kapital und lokale Politik. Opladen: Leske + Budrich> (Stadtforschung aktuell (Herausgegeben von Hellmut Wollmann), 86), S. 129–147.
- Hörrmann, Siegfried (1996): Bürgerschaftliches Engagement und die Wohlfahrtsverbände. In: Wolf Rainer u. a. Wendt (Hg.): Zivilgesellschaft und soziales Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit e.V., 4), S. 112–120.
- Huber, Oswald (1995): Beobachtung. In: Erwin Roth und Klaus Heidenreich (Hg.): Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis. 4., durchges. Aufl. München: Oldenbourg (Lehr- und Handbücher der Sozialwissenschaften), S. 126–145.



- Huinink, Johannes (2005): BA-Studium Soziologie. Ein Lehrbuch. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (RororoRowohlts Enzyklopädie, 55668).
- Hurrelmann, Klaus (2006): Gesundheitssoziologie. Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung. 6. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Grundlagentexte Soziologie).
- Hurrelmann, Klaus (Hg.) (2006): Handbuch Gesundheitswissenschaften. 4., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Juventa-Verl. (Juventa-Handbuch).
- Hurrelmann, Klaus (2013): Machen moderne Gesellschaften krank? Herausforderungen für die Gesundheitsförderung im Jugendalter. APOLLON Hochschule. APOLLON Hochschule. Bremen, 05.02.2013.
- Institut für Krebs Epidemiologie e.V. (2009): Krebs in Schleswig-Holstein. Inzidenz und Mortalität im Jahr 2006. Hg. v. Institut für Krebs Epidemiologie e.V. Lübeck.
- Institut für Krebs Epidemiologie e.V. (2012): Krebs in Schleswig-Holstein. Kurzbericht. Inzidenz und Mortalität 2009. Hg. v. Institut für Krebs Epidemiologie e.V. Institut für Krebs Epidemiologie e.V. Lübeck.
- Jakob, Gisela (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Opladen (Biographie und Gesellschaft, 17).
- James, Estelle (1990): Economic Theories of the Nonprofit Sector: A Comparative Perspective. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 21–29.
- Janning, Frank (2009): Gemeinwohlorientierung durch Neokorporatismus? Verbändeorganisation und Interessenvermittlung in der deutschen Verbraucherschutzpolitik. In: Britta Rehder, Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 132–156.
- Jütting, Dieter H.; van Bentem, Neil; Oshege, Volker (2003): Vereine als sozialer Reichtum. Empirische Studien zu lokalen freiwilligen Vereinigungen. Münster: Waxmann (Edition Global-lokale Sportkultur, 9).
- Kaltenborn, K. -F (2001): Medizin- und gesundheitsrelevanter Wissenstransfer durch Medien. In: Klaus Hurrelmann und Anja Leppin (Hg.): Moderne Gesundheitskommunikation. Vom Aufklärungsgespräch zur E-Health. 1. Aufl. Bern: Huber (Handbuch Gesundheitswissenschaften), S. 36–69.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2002): Sozialpolitik zwischen Gemeinwohl und Solidarität. In: Herfried Münckler, Harald Bluhm und Karsten Fischer (Hg.): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung. Berlin: Akad.-Verl.> (Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppe "Gemeinwohl und Gemeinsinn" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, II), S. 19–54.
- Kern, Kristine (2004): Sozialkapital, Netzwerke und Demokratie. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 109–129.

- Kervenhörster, Paul (1976): Kollektive Güter und organisierten Interessen. Zur Steuerungskapazität politischer Institutionen gegenüber organisierten Sozialinteressen. In: Warnfried Dettling (Hg.): Macht der Verbände - Ohnmacht der Demokratie? Beiträge zu Theorie und Politik der Verbände. München [u.a.]: Olzog, S. 189–220.
- Kickbusch, Ilona (1980): Selbsthilfe im Gesundheitswesen: Autonomie oder Partizipation. In: Wilfried Nelles und Reinhard Oppermann (Hg.): Partizipation und Politik. Beiträge zur Theorie und Praxis politischer Partizipation. Göttingen: Schwartz, S. 381–409.
- Kindler, Kilian (1992): Wohlfahrtsverbände und Selbsthilfegruppen zwischen Interessenegoismus und Altruismus. Univ., Diplomarb--Konstanz. 1. Aufl. Konstanz: Hartung-Gorre (Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft, 14).
- Klein, Ansgar (2002): Der Diskurs der Zivilgesellschaft. In: Thomas Meyer und Reinhard Weil (Hg.): Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation. (Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Thomas Meyer und Reinhard Weil). Bonn: Dietz, S. 37–64.
- Klein, Ansgar; Kern, Kristine; Geißel, Brigitte; Berger, Maria (Hg.) (2004): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14).
- Kramer, Ralph E. (1990): Nonprofit Social Service Agencies and the Welfare State. In: Helmut K. Anheier (Hg.): The Third sector. Comparative studies of nonprofit organizations. Berlin: de Gruyter (De Gruyter studies in organization, 21), S. 255–267.
- Kranich, Christoph (1993): Warum gibt es keine Patienten-Bewegung? In: Christoph Kranich und Clemens Müller (Hg.): Der mündige Patient - eine Illusion? Orientierung und Unterstützung im Gesundheitswesen: Patientenstellen, Qualitätsorientierung und -bewertung, selbstorganisierte Patienteninitiativen, Patientenfürsprecher im Krankenhaus, Wege und Verfahren zum Patientenrecht. Frankfurt am Main: Mabuse-Verl., S. 13–15.
- Kranich, Christoph (1997): Deutschland (3): Institutionen der Patientenunterstützung. In: Christoph Kranich, Jan Böcken und Kranich-Böcken (Hg.): Patientenrechte und Patientenunterstützung in Europa. Anregungen und Ideen für Deutschland. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges., S. 95–101.
- Kranich, Christoph (2002): Patient, Verbraucher, Kunde: Auf dem Weg zum selbstbestimmten Subjekt? In: Holger Paetow, Manfred Fiedler und Marion (Hrsg.). Leonhardt (Hg.): Therapien für ein krankes Gesundheitswesen. Orientierungspunkte für Versicherte, PatientInnen und Beschäftigte. Hamburg: VSA-Verl., S. 54–67.
- Kranich, Christoph; Müller, Clemens (Hg.) (1993): Der mündige Patient - eine Illusion? Orientierung und Unterstützung im Gesundheitswesen: Patientenstellen, Qualitätsorientierung und -bewertung, selbstorganisierte Patienteninitiativen, Patientenfürsprecher im Krankenhaus, Wege und Verfahren zum Patientenrecht. Bremer Gesundheitsladen. Frankfurt am Main: Mabuse-Verl.
- Kreckel, Reinhard (2004): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. 3., überarb. und erw. Aufl. Frankfurt/Main: Campus-Verl. (Theorie und Gesellschaft, 25).
- Kriesi, Hanspeter (2007): Sozialkapital. Eine Einführung. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 23–46.

- Kroll, Ilona (1991): Vereine und Bürgerinitiativen heute. Zur sozialen und individuellen Funktion der Vereine und Bürgerinitiativen - dargestellt am Beispiel Marburg. Univ., Diss.--Marburg, 1989. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges. (Soziologische Studien, 4).
- Krüger, Helmut (1976): Interessenpolitik und Gemeinwohlfindung in der Demokratie. Muenchen: tuduv-Verlagsges.>.
- Kuckartz, Udo; Dresing, Thorsten; Rädiker, Stefan; Stefer, Claus (2008): Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis. 2. aktualisierte Auflage. 2., aktualisierte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kühl, Stefan; Strodtholz, Petra (Hg.) (2002): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (RororoRowohlts Enzyklopädie, 55647).
- Kunz, Volker; Westle, Bettina; Roßteutscher, Sigrid (2008): Dimensionen und die Messung sozialen Kapitals. In: Bettina Westle und Oscar W. Gabriel (Hg.): Sozialkapital. Eine Einführung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Studienkurs Politikwissenschaft), S. 41–50.
- Kunz, Volker; Westle, Bettina; Roßteutscher, Sigrid (2008): Sozialkapital in Deutschland. In: Bettina Westle und Oscar W. Gabriel (Hg.): Sozialkapital. Eine Einführung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Studienkurs Politikwissenschaft), S. 51–72.
- Lamping, Wolfram (2006): Lernfähigkeit und Lernresistenz der Politik. Zur Bedeutung dieser Frage aus politikwissenschaftlicher Sicht. In: Dieter Schimanke, Andrea Fischer und Mathias Bucksteeg (Hg.): Wie lernt Politik? Voraussetzungen, Formen und Erfolge : ein Werkstattbericht. Münster: Waxmann (Schnittpunkte von Forschung und Politik, 8), S. 17–39.
- Lang, Sabine (2003): Die Förderung von bürgerschaftlichem Engagement in US-amerikanischen Städten und Kommunen. In: Christiane Toyka-Seid (Hg.): Bürgerschaftliches Engagement im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich (Schriftenreihe / Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements" des 14. Deutschen Bundestages, 11), S. 57–90.
- Laverack, Glenn (2005): Public health. Power, empowerment and professional practice. New York: Palgrave Macmillan.
- Leitner, Andrea; Wroblewski, Angela (2005): Zwischen Wissenschaftlichkeitsstandards und Effizienzansprüchen. ExpertInneninterviews in der Praxis der Arbeitsmarktrevolution. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 241–256.
- Lemke, Christiane (2002): Amerikabilder. Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin 28./29.6.2002 Thesen zum Workshop "Demokratie und Ungleichheit". Prof. Dr. Christiane Lemke.
- Lengfeld, Holger (2008): Arbeit, Herrschaft und soziale Ungleichheit. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 72–83.
- Leuffen, D. (2006): Verbände als Indikator variabler Mitgliedermobilisierung. Mancur Olson. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 93–110.

- Liebold, Renate; Trinczek, Rainer (2002): Experteninterview. In: Stefan Kühl und Petra Strodtz (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rowohlt's Enzyklopädie, 55647), S. 33–71.
- Link, Martin (2002): Kompetenzanforderungen an soziale Fachkräfte für die Gewinnung, Begleitung und Fortbildung von bürgerschaftlich Engagierten. In: Kurt (Hrsg.). Möller (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich, S. 157–170.
- Loch, Ulrike; Rosenthal, Gabriele (2002): Das narrative Interview. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 221–232.
- Lompe, Klaus (1982): Probleme der Regierbarkeit angesichts des Mangels an langfristiger Politikorientierung. Neue Chancen für die politische Planung? In: Walter Gagel, Dieter Grosser, Peter Haungs und Rolf Schörken (Hg.): Probleme politischer Planung heute. Stuttgart: Ernst Klett (Politische Bildung, 15.1982,2), S. 3–30.
- Lösche, Peter (2007): Verbände und Lobbyismus in Deutschland. Stuttgart: Kohlhammer>.
- Luhmann, Niklas (2009): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Erste Auflage 1968 Enke Verlag. 4. Aufl., Nachdr. Stuttgart: Lucius & Lucius (UTB für Wissenschaft Soziologie fachübergreifend, 2185).
- Malik, Fredmund (1993): Systemisches Management, Evolution, Selbstorganisation. Grundprobleme, Funktionsmechanismen und Lösungsansätze für komplexe Systeme. Bern Stuttgart Wien: Haupt. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hbz/toc/ht006138494.pdf>.
- Mayer, Jacob Peter (1972): Alexis des Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters. 3., veränd. u. erw. Aufl. München: Beck (Beck'sche Schwarze Reihe, 85).
- Mayer, Margit (2002): Soziales Kapital und Stadtentwicklungspolitik. - ein ambivalenter Diskurs. In: Michael Haus (Hg.): Bürgergesellschaft, soziales Kapital und lokale Politik. Opladen: Leske + Budrich > (Stadtforschung aktuell (Herausgegeben von Hellmut Wollmann), 86), S. 33–58.
- Mayntz, Renate; Scharpf, Fritz W. (1995): Der Ansatz des akteurszentrierten Institutionalismus. In: Renate Mayntz und Fritz W. (Hrsg.). Scharpf (Hg.): Gesellschaftliche Selbstregulierung und politische Steuerung. Frankfurt [u.a.]: Campus-Verl.> (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, 23), S. 39–72.
- Mayntz, Renate; Scharpf, Fritz W. (1995): Steuerung und Selbstorganisation in staatsnahen Sektoren. In: Renate Mayntz und Fritz W. (Hrsg.). Scharpf (Hg.): Gesellschaftliche Selbstregulierung und politische Steuerung. Frankfurt [u.a.]: Campus-Verl.> (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, 23), S. 9–38.
- Mayntz, Renate (Hrsg.). (Hg.) (1992): Verbände zwischen Mitgliederinteressen und Gemeinwohl. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung>.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 5. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz.
- McKee, Jonathan R.; McKee, Thomas W. (2008): The new breed. Understanding & equipping the 21st-century volunteer. Loveland Colo.: Group.
- McKee, Thomas W.: Volunteer Power News 2011-07 Nr.98. unter SELBSTÄNDIG \ Volunteer Power.

- Meinefeld, Werner (1995): Realität und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Meinefeld, Werner (2007): Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (RororoRowohlts Enzyklopädie, 55628), S. 265–275.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews- vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Detlef Garz und Klaus Kraimer (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdt. Verl., S. 441–471.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1994): Experteninterview. In: Jürgen Kriz, Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze (Hg.): Lexikon der Politik. Band 2: Politikwissenschaftliche Methoden. München (2), S. 123–124.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): Experteninterviews. - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur quantitativen Methodendiskussion. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71–93.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): Vom Nutzen der Expertise. ExpertInneninterviews in der Sozialberichterstattung. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 257–272.
- MGSFF [Des] Ministerium für Gesundheit, Soziales Frauen und Familie Landes Nordrhein-Westfalen (2005): Gesundheitsberichte NRW. 10 Jahre Gesundheitsziele Nordrhein-Westfalen. 1995 bis 2005. Eine Bestandsaufnahme. Bielefeld.
- Michels, Robert (1989): Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Stuttgart (ACHTUNG: gilt evtl. als Autor mit faschistischen Tendenzen ?, 1911 erstmals erschienen. Oligarchische Tendenzen in Parteien, hier Sozialdemokratie. Wandte sich dem Korporatismus zu).
- Mielke, Friedrich (2012): US-Wahlkampf geht auch "um die Definition des amerikanischen Seins". Unter Mitarbeit von Doris (Interview Deutschlandfunk "Kultur heute") Schäfer-Noske. Online verfügbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1650286/>, zuletzt aktualisiert am 11.01.2012, zuletzt geprüft am 12.01.2012.
- Minkenberg, Michael (2008): Das wiedervereinigte Deutschland - soziale Bewegungen im Systemwandel. In: Roland Roth und Dieter Rucht (Hg.): Die Sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. 1. Aufl. s.l.: Campus Verlag, S. 133–156.
- Moldaschl, Manfred (2006): Sozialkapital als strategische Ressource? Auf den Holzwegen der Erfolgsfaktorenforschung. In: Kurt Matzler (Hg.): Immaterielle Vermögenswerte. Handbuch der intangible Assets. Berlin: Schmidt, S. 591–616.
- Möller, Kurt (2002): Bürger(gesell)schaftliches Engagement als Herausforderung für Soziale Arbeit. - Theoretische Grundlagen. In: Kurt (Hrsg ). Möller (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich, S. 29–50.

- Morone, James A. (1996): Politik, Märkte und Gesundheitsreform: Amerikanische Gesundheitsvorsorge für Deutschland? In: Johann Behrens, Bernhard Braun, James Morone und Deborah Stone (Hg.): Gesundheitssystementwicklung in den USA und Deutschland. Wettbewerb und Markt als Ordnungselemente im Gesundheitswesen auf dem Prüfstand des Systemvergleichs. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges., S. 49–63.
- Mukherjee, Siddhartha; Schaden, Barbara (2012): Der König aller Krankheiten. Krebs - eine Biografie. 3. Aufl. Köln: DuMont.
- Müller, Hans-Peter (2010): Aristokratischer Liberalismus. Alexis de Tocquevilles "Über die Demokratie in Amerika" und "Der alte Staat und die Revolution. In: Karl-Heinz Bohrer und Kurt Scheel (Hg.): Die Grenzen der Wirksamkeit des Staats. Über Freiheit und Paternalismus. Heft 9/10 64. Jahrgang September/Oktober 2010. Stuttgart: Klett-Cotta (Merkur - Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 736/737), S. 807–814.
- Müller, Siegfried; Rauschenbach, Thomas (Hg.) (1988): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl.>.
- Müller-Mundt, Gabriele (2002): Experteninterviews oder die Kunst der Entlockung "funktionaler Erzählungen". In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 269–283.
- Müller-Mundt, Gabriele; Schaeffer, Doris (2002): Vorwort. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 7–10.
- Mutz, Gerhard (2002): Bürgerengagement und Soziale Arbeit. - Anmerkungen zu einem problematischen Verhältnis aus empirische Sicht. In: Kurt (Hrsg ). Möller (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich>, S. 11–28.
- Nährlich, Stefan; Zimmer, Annette (1997): Am Markt bestehen oder untergehen? Strategie und Struktur von Deutschem Roten Kreuz und Diakonie im Vergleich. In: Ulrich von Alemann und Bernhard (Hrsg ). Weßels (Hg.): Verbände in vergleichender Perspektive. Beiträge zu einem vernachlässigten Feld. Berlin: Ed. Sigma>, S. 253–279.
- Naidoo, Jennie; Wills, Jane (Hg.) (2003): Lehrbuch der Gesundheitsförderung. Naidoo & Wills; Bundeszentrale für Gesundheitliche Aufklärung. 1. Aufl. Werbach: Conrad Günter.
- Nassehi, Armin (2008): Soziologen: Eingeborene unter Eingeborenen. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 168–177.
- NCI National Cancer Institute (2012): Contents of the SEER Cancer Statistics Review, 1975-2009 (Vintage 2009 Populations).
- NCI National Cancer Institute (2012): SEER Stat Fact Sheets: All Sites. Online verfügbar unter <http://seer.cancer.gov/statfacts/html/all.html>, zuletzt geprüft am 29.06.2012.
- Nerb, Tobias (2006): Verbände als Spielball mitgliederschaftlicher Kalküle: Albert O. Hirschmann. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg ). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 131–142.

- Newton, Kenneth (2005/1999): Social capital and democracy in modern Europe. In: Jan W. van Deth, Marco Maraffi, Kenneth Newton und Paul F Whiteley (Hg.): Social capital and European democracy. Transferred to Digital Printing. London: Routledge (Routledge/ECPR studies in European political science, 6), S. 3–24.
- Niedenzu, Heinz-Jürgen (1995): Konflikttheorie: Ralf Dahrendorf. In: Julius Morel, Eva Bauer, Tamás Meleghy, Heinz-Jürgen Niedenzu, Max Preglau und Helmut Staubmann (Hg.): Soziologische Theorie. Abriß der Ansätze ihrer Hauptvertreter. 4., überarbeitete und erweiterte Aufl. München: Oldenbourg, S. 171–189.
- Notz, Gisela (1999): Die neuen Freiwilligen. Das Ehrenamt - eine Antwort auf die Krise? 2., aktualisierte Aufl. Neu-Ulm: AG-SPAK-Publ. (AG-SPAK-Bücher Kleine Reihe, 134).
- O'Connell, Brian (2005): Fifty years in public causes. Stories from a road less traveled. Medford Mass.: Tufts University Press (Civil society).
- Offe, C. (1969): Politische Herrschaft und Klassenstrukturen. Zur Analyse spätkapitalistischer Gesellschaftssysteme. In: G. Kress und D. Senghaas (Hg.): Politikwissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme. Frankfurt am Main, S. 155–189.
- Offe, Claus (1973): Das pluralistische System von organisierten Interessen. In: Heinz Josef Varain (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. Köln: Kiepenheuer & Witsch (Neue Wissenschaftliche Bibliothek Geschichte, 60), S. 368–371.
- Offe, Claus (2002): Staat, Markt und Gemeinschaft. Gestaltungsoptionen im Spannungsfeld dreier politischer Ordnungsprinzipien. In: Thomas Meyer und Reinhard Weil (Hg.): Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation. (Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Thomas Meyer und Reinhard Weil). Bonn: Dietz, S. 65–84.
- Offe, Claus (2002): Wessen Wohl ist das Gemeinwohl? In: Herfried Münckler, Harald Bluhm und Karsten Fischer (Hg.): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung. Berlin: Akad.-Verl.> (Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppe "Gemeinwohl und Gemeinsinn" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, II), S. 55–76.
- Offe, Claus; Fuchs, Susanne (2001): Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschland. In: Robert D. Putnam (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 417–511.
- Ogilvie, Sheilagh (2005): The Use and Abuse of Trust. Social Capital and its Deployment by Early Modern Guilds. In: Richard Tilly (Hg.): Vertrauen/Trust. Berlin: Akad.-Verl.> (Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte / Economic History Yearbook ISSN 0075-2800), S. 15–52.
- Oldopp, Birgit (2005): Das politische System der USA. Eine Einführung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Oshege, Volker (2002): Freiwillige: Produzenten und Träger sozialen Kapitals. Eine empirisch-qualitative Untersuchung zum Engagement in freiwilligen Vereinigungen. Münster: Waxmann (Edition Global-lokale Sportkultur, 8).
- Ostrom, Elinor; Helfrich, Silke (2012): Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. 2. Aufl. München: Oekom-Verl.
- Ostrom, Elinor; Schöller, Ekkehard (1999): Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt. Tübingen: Mohr Siebeck (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 104).

- Otto, Ulrich; Müller, Siegfried; Besenfelder, Christine (Hg.) (2000): Bürgerschaftliches Engagement. Eine Herausforderung für Fachkräfte und Verbände. Opladen: Leske + Budrich.
- Paetow, Holger; Fiedler, Manfred; Leonhardt, Marion (Hrsg.). (Hg.) (2002): Therapien für ein krankes Gesundheitswesen. Orientierungspunkte für Versicherte, PatientInnen und Beschäftigte. Hamburg: VSA-Verl.>.
- Pankoke, Echart (1986): Freie Wohlfahrtspflege: Fragen zu Verbandsstruktur, Verbandsressourcen, Verbandspolitik. In: Dietrich Thränhardt, Wolfgang Gernert, Rolf G. Heinze, Franz Koch und Thomas Olk (Hg.): Wohlfahrtsverbände zwischen Selbsthilfe und Sozialstaat. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verl.>, S. 119–129.
- Pankoke, Echart (2002): Sinn und Form freien Engagements. Soziales Kapital, politisches Potential und reflexive Kultur im Dritten Sektor. In: Herfried Münckler, Harald Bluhm und Karsten Fischer (Hg.): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung. Berlin: Akad.-Verl.> (Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppe "Gemeinwohl und Gemeinsinn" der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, II), S. 265–287.
- Paulwitz, Irmtraut (1988): Freiwillige in sozialen Diensten. Volunteers und Professionelle im Wohlfahrtssektor der USA. Univ., Diss. u.d.T.: Paulwitz, irmtraut: Volunteers und Professionelle im Wohlfahrtssektor der USA--Tübingen, 1986. Weinheim: Juventa-Verl. (Edition Soziale Arbeit).
- Paulwitz, Irmtraut (1988): Volunteers. Freiwillige Soziale Arbeit in den USA. In: Siegfried Müller und Thomas Rauschenbach (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl.>, S. 195–205.
- Pfadenhauer, Michaela (2005): Auf gleicher Augenhöhe reden. Das Experteninterview - ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 113–130.
- Pfaff, H.; Badura, B.; Pühlhofer, F.; Siewerts, D. (2005): Das Sozialkapital der Krankenhäuser -. wie es gemessen und gestärkt werden kann. In: Bernhard Badura, Henner Schellschmidt und Christian Vetter (Hg.): Gesundheitsmanagement in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft. Fehlzeiten-Report. Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2004), S. 81–109.
- Picot, Sibylle (2001): Jugend und freiwilliges Engagement. In: Sibylle Picot (Hg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. : Freiwilligensurvey 1999; Ergebnisse der Repräsentativerhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. 2., korrigierte Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 194,3), S. 111–207.
- Pollack, Detlef (2004): Zivilgesellschaft und Staat in der Demokratie. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 23–40.
- Porter, Michael E. (2002): Einstellungen, Werte, Überzeugungen und die Mikroökonomie des Wohlstands. In: Lawrence E. Harrison und Samuel P. Fliessbach Holger Huntington (Hg.): Streit um Werte. Wie Kulturen den Fortschritt prägen. Hamburg: Europa-Verl., S. 37–55.



- Pracht, Arnold (2002): Finanzielle Rahmenbedingungen bürgerschaftlichen Engagements. Zur Bedeutung von Dokumentation, Evaluation und Qualitätssicherung. In: Kurt (Hrsg.). Möller (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich, S. 237–247.
- Pregernig, Michael (2005): Wissenschaftliche Politikberatung als kulturgebundene Grenzarbeit. Vergleich der Interaktionsmuster in den USA und Österreich. In: Alexander Bogner und Helge Torgersen (Hg.): Wozu Experten? Ambivalenzen der Beziehung von Wissenschaft und Politik. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 267–290.
- Preisendörfer, Peter (2011): Organisationssoziologie. Grundlagen, Theorien und Problemstellungen. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden.
- Prewitt, Kenneth; Verba, Sidney (1980): Principles of American government. 3. ed. New York: Harper [and] Row.
- Preyer, Gerhard (2000): Soziologische Theorie der Gegenwartsgesellschaft. Mitgliedschaftstheoretische Untersuchungen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 267–290.
- Priller, Eckhard; Zimmer, Annette (2001): Der Dritte Sektor. Wachstum und Wandel ; aktuelle deutsche Trends ; the Johns Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project, Phase II. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung (Konzepte Stiftungen, 2).
- Putnam, Robert D. (1993): The prosperous community. Social Capital and Social Life. In: *The American Prospect* (13).
- Putnam, Robert D. (1995): Bowling Alone. America's Declining Social Capital. In: *Journal of Democracy* 6 (1), S. 65–78.
- Putnam, Robert D. (1999): Demokratie in Amerika am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Friedrich Wilhelm Graf, Andreas Platthaus und Stephan Schlesing (Hg.): Soziales Kapital in der Bürgergesellschaft. [Kooperationsstagung der Evangelischen Akademie Tutzing mit der Bertelsmann Stiftung]. Stuttgart: Kohlhammer (Geistige Orientierung heute - Schritte ins 3. Jahrtausend), S. 21–70.
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York, NY: Simon & Schuster.
- Putnam, Robert D. (Hg.) (2001): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung.
- Putnam, Robert D. (2001): Schlußfolgerungen. In: Robert D. Putnam (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 751–790.
- Putnam, Robert D. (Hg.) (2002): Democracies in flux. The evolution of social capital in contemporary society. ebrary, Inc. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Putnam, Robert D.; Goss, Kristin A. (2001): Einleitung. In: Robert D. Putnam (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 15–43.
- Putnam, Robert D.; Leonardi, Robert; Nanetti, Raffaella Y. (1993): Making democracy work. Civic traditions in modern Italy. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.

- Raeithel, Gert (1980): Soziale Stratifizierung in den USA. In: Walter Gagel, Dieter Grosser, Hans Maier und Rolf Schörken (Hg.): Die USA. Politisches System - Gesellschaft - Außenpolitik. Stuttgart: Ernst Klett (Politische Bildung, 13.1980,3), S. 68–80.
- Raschke, Peter (1978): Vereine und Verbände. Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland. 1. Aufl. München: Juventa-Verl. (Politisches Verhalten, 5).
- Rauschenbach, Thomas; Müller, Siegfried; Otto, Ulrich (1988): Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes. In: Siegfried Müller und Thomas Rauschenbach (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl.>, S. 223–242.
- Rehder, Britta (2009): Interessenvermittlung in Politikfeldern - ein vergleichendes Fazit. In: Britta Rehder, Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 267–273.
- Rehder, Britta; Winter, Thomas von; Willems, Ulrich (Hg.) (2009): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Reibnitz, Christine von (Hg.) (2001): Der mündige Patient. Konzepte zur Patientenberatung und Konsumentensouveränität im Gesundheitswesen. Weinheim: Juventa-Verl. (Gesundheitsforschung). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/hbz/toc/ht013076687.pdf>.
- Reinert, Adrian; Kanther, Stefan (2002): Modelle der Bürgerbeteiligung. - Hintergründe, Herausforderungen und Ansätze. In: Kurt (Hrsg ). Möller (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich>, S. 183–196.
- Reutter, Werner; Rütters, Peter (2007): Mobilisierung und Organisation von Interessen. In: Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 119–138.
- Rheinberg, Bernd (2013): Citoyens in Neuland. Über Privatheit in Zeiten des NSA-Skandals. In: *Blätter für Deutsche und Internationale Politik* (9), S. 45–52.
- Richter, Rudolf (1985): Soziokulturelle Dimensionen freiwilliger Vereinigungen. USA, Bundesrepublik Deutschland u. Österreich im soziolog. Vergleich. Univ., Habil.-Schr.--Wien, 1984. München: Minerva-Publ. (Beiträge zur Kommunalwissenschaft, 19).
- Riedel, Birgit (2003): Öffentliche Engagementförderung im europäischen Vergleich. Beispiele aus Dänemark, England und den Niederlanden. In: Christiane Toyka-Seid (Hg.): Bürgerschaftliches Engagement im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich (Schriftenreihe / Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements" des 14. Deutschen Bundestages, 11), S. 91–145.
- RKI Robert-Koch-Institut; Gesellschaft der epidemiologischen Krebsregister e.V., Berlin (Hg.) (2012): Krebs in Deutschland 2007/2008. Online verfügbar unter [www.rki.de/krebs](http://www.rki.de/krebs), zuletzt geprüft am 29.06.2012.
- Rosa, Hartmut (2008): Schnelllebige Moderne. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 142–153.

- Rosenstiel, Lutz von (2007): Organisationsanalyse. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rowohlt's Enzyklopädie, 55628), S. 224–238.
- Rössel, Jörg (2002): Die Qualität von demokratischen Regimen. Zur Erklärung der politischen Performanz in Italien und Indien durch Robert Putnam und Patrick Heller. In: *Politische Vierteljahresschrift* XLIII, S. 302–329.
- Rössel, Jörg (2008): "Demokratisierung" der Kunst? Ja und Nein. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 116–128.
- Roßteutscher, Sigrid; Westle, Bettina; Kunz, Volker (2008): Das Konzept des Sozialkapitals und Beiträge zentraler Klassiker. In: Bettina Westle und Oscar W. Gabriel (Hg.): Sozialkapital. Eine Einführung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Studienkurs Politikwissenschaft), S. 11–40.
- Roth, Roland (2001): Auf dem Weg zur transnationalen Demokratie? Vorläufiges zum Beitrag von Protestmobilisierungen und Nichtregierungsorganisationen. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 27–50.
- Roth, Roland (2004): Die dunklen Seiten der Zivilgesellschaft. Grenzen einer zivilgesellschaftlichen Fundierung von Demokratie. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss. (Bürgergesellschaft und Demokratie, 14), S. 41–64.
- Rückert, Norbert; Ondracek, Petr; Romanenkova, Lyudmyla (Hg.) (2006): Leib und Seele: Salutogenese und Pathogenese - Body and Soul: Salutogenesis and Pathogenesis. Unter Mitarbeit von Edited by Wolf Bloemers and Fritz-Helmut Wisch. 1. Aufl. Berlin: Frank & Timme (European Inclusion Studies / Studium Europäischer Inklusion).
- Rudzio, Wolfgang (1977): Die organisierte Demokratie. Parteien und Verbände in der Bundesrepublik [Deutschland]. Stuttgart: Metzler (Studienreihe Politik, 4).
- Ruff, Christian (2011): Es gibt das Gute durchaus. Neuroökonomie Christian Ruff über die biologische Grundlage unseres Entscheidungsverhaltens. In: *NZZ Online* 2011, 2011 (2011-05-23). Online verfügbar unter [http://www.nzz.ch/finanzen/nachrichten/es\\_gibt\\_das\\_gute\\_durchaus\\_1.10664748.html](http://www.nzz.ch/finanzen/nachrichten/es_gibt_das_gute_durchaus_1.10664748.html), zuletzt geprüft am 26.05.2011.
- Saam, Nicole J. (2002): Prinzipale, Agenten und Macht. Eine machttheoretische Erweiterung der Agenturtheorie und ihre Anwendung auf Interaktionsstrukturen in der Organisationsberatung. Univ., Habilschr.--Mannheim, 2000. Tübingen: Mohr Siebeck (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 126).
- Sancho-Garnier, Hélène; Levi, Fabio; Pisani, Paola; Lynge, Elsebeth (2006): Krebsbelastung in Europa. In: Hélène Sancho-Garnier (Hg.): Prävention von Krebs. Aktueller Stand und wirksame Strategien ; ein UICC-Handbuch für Europa. Germering: Zuckschwerdt, S. 19–33.
- Schaeffer, Doris; Dierks, Marie-Luise (2006): Patientenberatung in Deutschland. In: Doris Schaeffer und Sebastian Schmidt-Kaehler (Hg.): Lehrbuch Patientenberatung. 1. Aufl., Bern: Huber (Programmbereich Gesundheit), S. 67–89.

- Schaeffer, Doris; Moers, Martin (2004): Der Patient als Nutzer. Krankheitsbewältigung und Versorgungsnutzung im Verlauf chronischer Krankheit. unter Mitarbeit von Martin Moers. 1. Aufl. Bern: Huber (Programmbereich Gesundheit).
- Schaeffer, Doris; Müller-Mundt, Gabriele (Hg.) (2002): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit).
- Schaeffer, Doris; Schmidt-Kaehler, Sebastian (Hg.) (2006): Lehrbuch Patientenberatung. 1. Aufl., Bern: Huber (Programmbereich Gesundheit).
- Schaeffer, Doris; Schmidt-Kaehler, Sebastian (2006): Patientenberatung: wachsende Bedeutung und neue Aufgaben. In: Doris Schaeffer und Sebastian Schmidt-Kaehler (Hg.): Lehrbuch Patientenberatung. 1. Aufl., Bern: Huber (Programmbereich Gesundheit), S. 7–18.
- Scheffer, Thomas (2002): Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode. Von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 351–374.
- Scheinflug, Jörg (1993): Die Stellung der Verbände in der Theorie der sozialen Marktwirtschaft. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde. vorgelegt der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Dormagen: Eigenverlag.
- Schellschmidt, Henner (2005): Zivilgesellschaft und Gesundheitswesen. - Bürgerorientierung als Herausforderung. In: Julia Inthorn und Christian Apfelbacher (Hg.): Zivilgesellschaft auf dem Prüfstand. Argumente - Modelle - Anwendungsfelder. Stuttgart: Kohlhammer (Globale Solidarität - Schritte zu einer neuen Weltkultur, 11), S. 68–82.
- Schelter, Kurt (1976): Demokratisierung der Verbände? Demokratie als Ordnungsprinzip in privilegierten Interessenverbänden. Univ., Diss./76--Nürnberg, 1975. Berlin: Duncker & Humblot (Schriften zum öffentlichen Recht, 300).
- Schimank, Uwe (1996): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen: Leske + Budrich (UTB für Wissenschaft Uni-Taschenbücher Soziologie, 1886).
- Schimank, Uwe (2005): Differenzierung und Integration der modernen Gesellschaft. Beiträge zur akteurszentrierten Differenzierungstheorie 1. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>.
- Schipperges, Heinrich (1996): Lebensqualität und Medizin in der Welt von morgen. 1. Aufl. Passau: Wiss.-Verl. Rothe (Angermühler Gespräche Medizin - Ethik - Recht, 5).
- Schissler, Jakob; Preyer, Gerhard (2000): Eine Republik der Bürger? Zur Kritik des Modells der Bürgergesellschaft. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Bürgergesellschaft - Zivilgesellschaft - Dritter Sektor. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 30.2000,4), S. 70–82.
- Schmid, Josef (1998): Verbände. Interessenvermittlung und Interessenorganisationen. Lehr- und Arbeitsbuch. München [u.a.]: Oldenbourg>.
- Schmidt, Jürgen (2007): Zivilgesellschaft. Bürgerschaftliches Engagement von der Antike bis zur Gegenwart. Texte und Kommentare. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl.> (Rororo, ISSN 0720-0943).
- Schmidt, Manfred G. (2007): Das politische System Deutschlands. Institutionen, Willensbildung und Politikfelder. Lizenzausg. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung, 1046).

- Schmidt, Manfred G. (2008): *Demokratietheorien. Eine Einführung*. 4., überarb. und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schmitt, Uwe (2012): *Historischer Triumph für Obama. US-Verfassungsgericht bestätigt die umstrittene Pflichtkrankenversicherung*. Online verfügbar unter [http://www.welt.de/print/welt\\_kompakt/print\\_politik/article107298780/Historischer-Triumph-fuer-Obama.html](http://www.welt.de/print/welt_kompakt/print_politik/article107298780/Historischer-Triumph-fuer-Obama.html), zuletzt aktualisiert am 29.06.2012, zuletzt geprüft am 30.06.2012.
- Schmitter, Philippe C.; Streeck, Wolfgang (1981): *The Organization of Business Interests. A Research Design to Study the Associative Action of Business in the Advanced Industrial Societies of Western Europe*. IIM/LMP 81 -13 Revised and Extended Version August 1981.
- Schnepf, Wilfried; Duijnste, Mia; Grypdonck, Mieke (2002): *Ergründung der Funktion und Gestaltung von Pflege im familiären Kontext russlanddeutscher Spätaussiedler: ein Rückblick auf den Forschungsprozess*. In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans Huber Programmbereich Gesundheit), S. 87–102.
- Schön, Markus (2002): *Die Steuerung im gesundheitspolitischen Netzwerk. - Wer steuert heute und morgen?* In: Winand Gellner und Gerd Strohmeier (Hg.): *Freiheit und Gemeinwohl. Politikfelder und Politikvermittlung zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Politik im Netz, 2002), S. 15–31.
- Schröer, Andreas (2001): *Die Wiederkehr des Bürgers. Über Kommunitarismus und Zivilgesellschaft*. In: Eckart Liebau (Hg.): *Die Bildung des Subjekts. Beiträge zur Pädagogik der Teilhabe*. Weinheim: Juventa-Verl. (Beiträge zur pädagogischen Grundlagenforschung), S. 101–158.
- Schubert, Klaus (2004): *Neo-Korporatismus - und was dann?* In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): *Interessenvermittlung durch Verbände*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 37.2004,2), S. 7–22.
- Schwarz, Peter (1996): *Management-Brevier für Nonprofit-Organisationen. Eine Einführung in die besonderen Probleme und Techniken des Managements von privaten Nonprofit-Organisationen (NPO) (Vereine, Verbände, Wohlfahrts- und Karitativ-Organisationen, Kirchen, Parteien), unter Einbezug von Beispielen und Parallelen aus dem Bereich der öffentlichen NPO*. Bern: Haupt.
- Schweer, Martin; Thies, Barbara (2003): *Vertrauen als Organisationsprinzip. Perspektiven für komplexe soziale Systeme*. 1. Aufl. Bern: Huber (Aus dem Programm Huber: Psychologische Forschung).
- Schwinn, Thomas (2004): *Institutionelle Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. In: Thomas Schwinn (Hg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Humanities Online, S. 9–68.
- Sebaldt, Martin (1997): *Organisierter Pluralismus. Kräftefeld, Selbstverständnis und politische Arbeit Deutscher Interessengruppen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sebaldt, Martin (2001): *Transformation der Verbändedemokratie. Die Modernisierung des Systems organisierter Interessen in den USA*. 1. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl. >.

- Sebaldt, Martin (2006): Theorie und Empirie einer Forschungstradition. Das Panorama der klassischen Verbändeforschung. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 8–33.
- Sebaldt, Martin; Straßner, Alexander (2004): Verbände in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Einführung. 1. Aufl.: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Sebaldt, Martin; Straßner, Alexander (2006): Klassik und Moderne. Neue Verbändetheorien und ihre gesellschaftliche Reflexion. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 305–337.
- Sebaldt, Martin; Straßner, Alexander (Hrsg.). (Hg.) (2006): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>.
- Seffrin, John R. (2006): Vorwort. International Union Against Cancer (UICC). Präsident. In: Hélène Sancho-Garnier (Hg.): Prävention von Krebs. Aktueller Stand und wirksame Strategien ; ein UICC-Handbuch für Europa. Germering: Zuckschwerdt, S. 7.
- Seifer, Kerstin (2009): Governance als Einfluss-System. Der politische Einfluss von NGOs in asymmetrisch strukturierten Interaktionsarrangements. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Sengling, Dieter (1998): Selbsthilfeunterstützung als integrales Element der Förderung des Bürgerengagements in Kommunen. In: Joachim Braun und Oskar Klemmert (Hg.): Selbsthilfeförderung und bürgerschaftliches Engagement in Städten und Kreisen. Fachtagung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend am 16./17. Februar 1998 in Bonn. 1. Aufl. Leipzig: ISAB-Verl. (ISAB-Schriftenreihe, 54), S. 17–29.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. 7. Aufl. Berlin: Berlin-Verl.
- Siebart, Patricia; Reichard, Christoph (2004): Corporate Governance of Nonprofit Organizations. In: Annette Zimmer und Eckhard (eds.). Priller (Hg.): Future of civil society. Making Central European Nonprofit-Organizations Work. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften>, S. 271–296.
- Siering, Ulrich; Staender, Johannes; Bergner, Elisabeth (2002): Leitfadenorientierte Interviews. - eine geeignete Methode zur Ergründung der Handlungsrelevanz von Therapiestandards in der Kardiologie? In: Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Verlag Hans HuberProgrammbereich Gesundheit), S. 285–304.
- Simsa, Ruth (2000): Gesellschaftliche Funktionen und Formen der Einflußnahme von NPOs. In: Reinbert Schauer (Hg.): Nonprofit-Organisationen im Wandel. Herausforderungen, gesellschaftliche Verantwortung, Perspektiven ; 4. Colloquium der NPO-Forscher im Deutschsprachigen Raum, Universität Freiburg/Schweiz, 16. - 17. März 2000 ; Dokumentation. Linz: Trauner, S. 191–209.
- Skocpol, Theda (2001): Das bürgergesellschaftliche Amerika -. gestern und heute. In: Robert D. Putnam (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 593–654.
- Smith, Dennis (1990): Capitalist democracy on trial. The transatlantic debate from Tocqueville to the present. London: Routledge.

- Soeffner, Hans-Georg (2008): Geleitwort. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 7–9.
- Sontag, Susan (2005): Krankheit als Metapher / Aids und seine Metaphern. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Steffani, Winfried (1977): Pluralismus. Konzeptionen - Positionen - Kritik. In: Walter Gagel, Dieter Grosser, Hans Maier, Heinrich Oberreuter und Rolf Schörken (Hg.): Pluralismus. Stuttgart: Ernst Klett (Politische Bildung, 10.1977,1), S. 3–33.
- Steinberg, Rudolf (1988): Herrschaft der Verbände? Interessenverbände in der Verfassungsordnung. In: Helmut de Rudder und Heinz Sahner (Hg.): Herrschaft der Verbände? Interessenverbände - Gegenregierungen oder Partner? Ringvorlesung der Hochschule Lüneburg. Berlin: Berlin-Verl. Spitz> (Politologische Studien), S. 11–31.
- Stern, J. (2006): Verbände als Ausdruck des ‚Pluralismus der Souveränitäten‘. Harold Laski. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 168–182.
- Stern, J. (2006): Verbände als Instrument politischer Unternehmer: Robert H. Salisbury. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 111–129.
- Stolle, Dietlind; Rothstein, Bo (2007): Institutionelle Grundlagen des Sozialkapitals. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.> (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderhefte, ISSN 0454-1340, Sonderheft 47/2007), S. 113–140.
- Straßner, Alexander (2006): Verbände als Konsequenz tradierter Klassenunterschiede. In: Martin Sebaldt und Alexander (Hrsg.). Straßner (Hg.): Klassiker der Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.>, S. 183–195.
- Streeck, Wolfgang (Hg.) (1994): Staat und Verbände. Opladen: Westdt. Verl.> (Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 25/1994).
- Strodtholz, Petra; Badura, Bernhard (2006): Patientenorientierung im Gesundheitswesen durch Patientenbefragung. In: *Soziologie der Gesundheit* (Hrsg. Wendt, C., Wolf, Ch. (46 (Sonderheft)), NN.
- Strodtholz, Petra; Kühl, Stefan (2002): Qualitative Methoden der Organisationsforschung. - Ein Überblick. In: Stefan Kühl und Petra Strodtholz (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (RororoRowohlts Enzyklopädie, 55647), S. 11–29.
- Strohmeier, Gerd (2005): Hat Alexis de Tocqueville Amerika verstanden? Zur empirischen Relevanz von Tocquevilles Tyrannei der Mehrheit. In: Winand Gellner und Gerd Strohmeier (Hg.): Politische Strukturen und Prozesse im Wandel. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Politik im NetzJahrbuch, 2004), S. 67–80.
- Strübing, Jörg (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden (Qualitative Sozialforschung, Bd. 15).

- Strünck, Christoph (2004): Arbeitnehmerorganisationen im Prozess der politischen Interessenvermittlung. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Interessenvermittlung durch Verbände. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 37.2004,2), S. 23–33.
- Take, Ingo (2002): NGOs im Wandel. Von der Graswurzel auf das diplomatische Parkett. Techn. Univ., Diss. u.d.T.: Take, Ingo--Darmstadt, Greenpeace & Co - von der Graswurzel auf das diplomatische Parkett? 1. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- Täube, Volker G. (2002): Zur Messung des Sozialkapitals von Akteuren mit Einfluß in empirischen Netzwerken. Bern [u.a.]: Lang> (Europäische Hochschulschriften. Reihe 22, Soziologie, ISSN 0721-3352, 368).
- Thielking-Wagner, Gudrun (2006): Psychoonkologie und Versorgungsqualität im Akutkrankenhaus. Ergebnisse einer Evaluationsstudie im Land Brandenburg. Dissertation. Technische Universität, Berlin. Fakultät VII - Wirtschaft und Management.
- Thiersch, Hans (1988): Laienhilfe, Alltagsorientierung und professionelle Arbeit. Zum Verhältnis von beruflicher und ehrenamtlicher Arbeit. In: Siegfried Müller und Thomas Rauschenbach (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl.>, S. 9–17.
- Thränhardt, Dietrich; Gernert, Wolfgang; Heinze, Rolf G.; Koch, Achim; Olk, Thomas (1986): Wohlfahrtsverbände und Sozialwissenschaften. In: Dietrich Thränhardt, Wolfgang Gernert, Rolf G. Heinze, Franz Koch und Thomas Olk (Hg.): Wohlfahrtsverbände zwischen Selbsthilfe und Sozialstaat. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verl.>, S. 9–36.
- Tocqueville, Alexis de (2006): Über die Demokratie in Amerika. [Nachdr.]. Stuttgart: Reclam (Reclams Universal-Bibliothek, 8077).
- Toepler, Stefan; Anheier, Helmut K. (2004): Organizational Theory and Nonprofit Management: An Overview. In: Annette Zimmer und Eckhard (eds ). Priller (Hg.): Future of civil society. Making Central European Nonprofit-Organizations Work. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften>, S. 253–270.
- Töpfer, Armin (2009): Erfolgreich Forschen. Ein Leitfaden für Bachelor-, Master-Studierende und Doktoranden. Berlin: Springer (Springer-Lehrbuch). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-540-79972-6>.
- Traxler, Franz (1988): Interessenverbände und Regierbarkeit. Anmerkungen aus international vergleichender Perspektive.
- Traxler, Franz (1988): Interessenverbände und Regierbarkeit. Anmerkungen aus international vergleichender Perspektive. In: Helmut de Rudder und Heinz Sahner (Hg.): Herrschaft der Verbände? Interessenverbände - Gegenregierungen oder Partner? Ringvorlesung der Hochschule Lüneburg. Berlin: Berlin-Verl. Spitz> (Politologische Studien), S. 108–135.
- Trinczek, Rainer (2005): Wie befrage ich Manager? Methodische und methodologische Aspekte des Experteninterviews als qualitativer Methode empirischer Sozialforschung. In: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 209–222.
- Trompenaars, Fons; Hampden-Turner, Charles (2007): Riding the waves of culture. Understanding cultural diversity in business. London: Brealey.



- Troschke, Jürgen von; Mühlbacher, Axel (2005): Grundwissen Gesundheitsökonomie, Gesundheitssystem, Öffentliche Gesundheitspflege. 1. Aufl. s.l.: Verlag Hans Huber.
- U.S. Department of Health & Human Services (2012): Take health care into your own hands. Online verfügbar unter <http://www.healthcare.gov>, zuletzt geprüft am 30.06.2012.
- Ueltzhöffer, Jörg (1996): Wege zur Bürgergesellschaft: die Geislingen-Studie. In: Wolf Rainer u. a. Wendt (Hg.): Zivilgesellschaft und soziales Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit e.V., 4), S. 121–137.
- UICC International Union Against Cancer (2006): Bridging the gap. Annual Report 2006.
- Ulrich, R. E. (2005): Demografischer Wandel und Krankheitskosten in Deutschland. In: Bernhard Badura und Olaf Iseringhausen (Hg.): Wege aus der Krise der Versorgungsorganisation. Beiträge aus der Versorgungsforschung. 1. Aufl. Bern: Huber (Handbuch Gesundheitswissenschaften), S. 17–25.
- van Deth, Jan W. (2001): Ein amerikanischer Eisberg: Sozialkapital und die Erzeugung politischer Verdrossenheit. In: *Politische Vierteljahresschrift* XLII, S. 275–281.
- van Deth, Jan W. (2001): Soziale und politische Beteiligung: Alternativen, Ergänzungen oder Zwillinge? In: Achim Koch, Martina Wasmer und Peter (Hrsg.). Schmidt (Hg.): Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Befunde und theoretische Erklärungen. Opladen: Leske + Budrich (Blickpunkt Gesellschaft, 6), S. 195–219.
- Vobruba, Georg (2008): Keine Soziologie ohne Sozialpolitik. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 96–103.
- Voelzkow, Helmut (2007): Die Institutionalisierung der Politikbeteiligung von Verbänden in Deutschland. In: Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 139–169.
- Vogt, Ludgera (2005): Das Kapital der Bürger. Theorie und Praxis zivilgesellschaftlichen Engagements. Univ., Habil.-Schr.--Dortmund, 2003. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Voss, G. Günter (2008): Wenn die Kunden die Arbeit machen. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 104–115.
- Walk, Heike; Klein, Ansgar; Brunnengräber, Achim (2001): NGOs - die 'Entschleuniger' der Globalisierung? Einleitung. In: Achim Brunnengräber, Klein Ansgar, Heike (Hrsg.). Walk und Ernst Ulrich von Weizsäcker (Hg.): NGOs als Legitimationsressource. Zivilgesellschaftliche Partizipationsformen im Globalisierungsprozess. Opladen: N.N.; Leske + Budrich, S. 9–22.
- Weber, Jürgen (1977): Pluralismus in der politischen Willensbildung: Verbandspluralismus und Gemeinwohl. In: Walter Gagel, Dieter Grosser, Hans Maier, Heinrich Oberreuter und Rolf Schörken (Hg.): Pluralismus. Stuttgart: Ernst Klett (Politische Bildung, 10.1977,1), S. 73–87.
- Weber, Susanne (2000): Institutionelle Vernetzung im Non-Profit-Bereich. In: Reinbert Schauer (Hg.): Nonprofit-Organisationen im Wandel. Herausforderungen, gesellschaftliche Verantwortung, Perspektiven ; 4. Colloquium der NPO-Forscher im Deutschsprachigen Raum, Universität Freiburg/Schweiz, 16. - 17. März 2000 ; Dokumentation. Linz: Trauner, S. 211–232.

- Wegmann, Jutta (2001): Verbände. In: Bernhard Schäfers (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 7. Aufl. Opladen: Leske + Budrich (UTB, 1416), S. 409–411.
- Weihe, Ulrich (1979): Diskurs und Komplexität. Eine Auseinandersetzung mit dem Handlungsbezug der Gesellschaftslehren von Habermas und Luhmann. [Diss. phil. Heidelberg 1977]. Stuttgart: Hochschulverlag (HochschulSammlung Philosophie Sozialwissenschaft Band 3).
- Wendt, Wolf Rainer (1996): Bürgerschaft und zivile Gesellschaft. Ihr Herkommen und ihre Perspektiven. In: Wolf Rainer u. a. Wendt (Hg.): Zivilgesellschaft und soziales Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit e.V., 4), S. 13–77.
- Wergin, Clemens (2012): Obamas Triumph. Das Oberste Gericht bestätigt die Reform der Krankenversicherung. Kommentar. Online verfügbar unter [http://www.welt.de/print/die\\_welt/debatte/article107298578/Obamas-Triumph.html](http://www.welt.de/print/die_welt/debatte/article107298578/Obamas-Triumph.html), zuletzt aktualisiert am 29.06.2012, zuletzt geprüft am 30.06.2012.
- Weßels, Bernhard (2001): Schlußbetrachtung: Einblicke - Ausblicke: Interessenvermittlung und Demokratie. In: Annette Zimmer und Bernhard Weßels (Hg.): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5), S. 359–365.
- Weßels, Bernhard (2001): Vermittlungsinstitutionen und Interessenvertretung: Zur Performanz von Mitgliederorganisationen in Deutschland. In: Achim Koch, Martina Wasmer und Peter (Hrsg.) Schmidt (Hg.): Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Befunde und theoretische Erklärungen. Opladen: Leske + Budrich (Blickpunkt Gesellschaft, 6), S. 221–246.
- Weßels, Bernhard; Zimmer, Annette (2001): Interessenvermittlung und Demokratie: Eine zentrale Agenda! In: Annette Zimmer und Bernhard Weßels (Hg.): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5), S. 9–25.
- Westle, Bettina; Gabriel, Oscar W. (Hg.) (2008): Sozialkapital. Eine Einführung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges. (Studienkurs Politikwissenschaft).
- Whitehouse.gov (2012): A more secure Future. What the New Health Law Means for You and Your Family. Online verfügbar unter <http://www.whitehouse.gov/healthreform/healthcare-overview#healthcare-menu>, zuletzt geprüft am 30.06.2012.
- WHO Regional Office for Europe (2000): Patients' rights and citizens' empowerment. through visions to reality ; joint consultation between the WHO Regional Office for Europe, the Nordic Council of Ministers and the Nordic School of Public Health. Copenhagen, Denmark, 22 - 23 April 1999.
- WHO Weltgesundheitsorganisation Regionalbüro für Europa (2013): WHO verweist in neuem Bericht auf ungleiche gesundheitliche Fortschritte in Europa und fordert zur Messung des Fortschritts eine genauere Erfassung des Wohlbefindens. Kopenhagen, London. Online verfügbar unter <http://www.euro.who.int/de/what-we-publish/information-for-the-media/sections/latest-press-releases/new-who-report-reveals-unequal-improvements-in-health-in-europe-and-calls-for-measurement-of-well-being-as-marker-of-progress>, zuletzt aktualisiert am 13.03.2013, zuletzt geprüft am 20.03.2013.

- Willems, Ulrich (2001): Bedingungen, Elemente und Effekte des politischen Handelns der Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Annette Zimmer und Bernhard Weßels (Hg.): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5), S. 77–105.
- Willems, Ulrich (2007): Kirchen. In: Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 316–340.
- Willems, Ulrich; Winter, Thomas von (2007): Interessenverbände als intermediäre Organisationen. Zum Wandel ihrer Strukturen, Funktionen, Strategien und Effekte in einer veränderten Umwelt. In: Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 13–49.
- Willke, Helmut (2006): Global Governance. Bielefeld: Transcript (Einsichten). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bsz/toc/bsz121502910inh.pdf>.
- Wilson, Edward O.; Wilson, Edward Osborne (2013): Die soziale Eroberung der Erde. Eine biologische Geschichte des Menschen. München: Beck.
- Winter, Thomas von; Willems, Ulrich (Hg.) (2007): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Winter, Thomas von; Willems, Ulrich (2009): Zum Wandel der Interessenvermittlung in Politikfeldern. Zentrale Befunde aus der Verbände- und der Policy-Forschung. In: Britta Rehder, Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenvermittlung in Politikfeldern. Vergleichende Befunde der Policy- und Verbändeforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 9–29.
- Witt, D.; Seufert, G.; Emberger, H. (1996): Typologisierung und Eigenarten von Verbänden. In: *Zeitschrift für öffentliche und gemeinnützige Unternehmen (ZögU)* Band 19 (4), S. 414–427.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Was hat ein Tschador im HEUTE-JOURNAL zu suchen? In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verl., S. 22–35.
- Wolff, Stefan (2007): Dokumenten- und Aktenanalyse. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (RororoRowohlts Enzyklopädie, 55628), S. 502–513.
- Wright, Michael T. (2006): Patientenberatung in den USA: Möglichkeiten und Grenzen des Verbraucheransatzes. In: Doris Schaeffer und Sebastian Schmidt-Kaehler (Hg.): Lehrbuch Patientenberatung. 1. Aufl., Bern: Huber (Programmbereich Gesundheit), S. 39–45.
- Zald, M. N.; McCarthy, J. M. (Hg.) (1979): The Dynamics of Social Movement. Cambridge.
- Zimmer, Annette (1996): Vereine - Basiselement der Demokratie. Eine Analyse aus der Dritte-Sektor-Perspektive. Opladen: Leske + Budrich (Grundwissen Politik, 16).
- Zimmer, Annette (2000): Bürgergesellschaft, Zivilgesellschaft und Dritter Sektor vor Ort. In: Uwe Andersen, Gotthard Breit, Peter Massing und Wichard Woyke (Hg.): Bürgergesellschaft - Zivilgesellschaft - Dritter Sektor. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verl. (Politische Bildung, 30.2000,4), S. 39–59.

- Zimmer, Annette (2001): NGOs - Verbände im globalen Zeitalter. In: Annette Zimmer und Bernhard Weßels (Hg.): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5), S. 331–357.
- Zimmer, Annette (2007): Verbände als Dienstleister und Träger öffentlicher Aufgaben. In: Thomas von Winter und Ulrich Willems (Hg.): Interessenverbände in Deutschland. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 393–412.
- Zimmer, Annette; Nährlich, Stefan (2000): Zur Standortbestimmung bürgerschaftlichen Engagements. In: Annette Zimmer und Stefan Nährlich (Hg.): Engagierte Bürgerschaft. Traditionen und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor, Bd. 1), S. 9–22.
- Zimmer, Annette; Priller, Eckhard (2007): Gemeinnützige Organisationen im gesellschaftlichen Wandel. Ergebnisse der Dritte-Sektor-Forschung. 2. Aufl. s.l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften (GWV).
- Zimmer, Annette; Vilain, Michael (2005): Bürgerschaftliches Engagement heute. Ibbenbüren: IVD Ibbenbürener Vereinsdruckerei (Schriftenreihe der Stiftung Westfalen-Initiative, 10).
- Zimmer, Annette; Weßels, Bernhard (Hg.) (2001): Verbände und Demokratie in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich (Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofit-Sektor (Hrsg. Annette Zimmer), 5).

## **IX. Erklärung**

Hiermit erkläre ich, dass ich die eingereichte Dissertation selbständig verfasst und keine anderen Hilfsmittel als die angegebenen benutzt habe. Alle Stellen, die Ausführungen anderer Autoren wörtlich oder sinngemäß entnommen sind, habe ich durch Angabe der Quellen als Zitate kenntlich gemacht.

Ich versichere, dass die vorliegende Arbeit nicht anderweitig als Dissertation eingereicht wurde und ich auch keine sonstigen Versuche zur Promotion unternommen habe.

Bad Segeberg, 30. März 2017

Christoph Düring